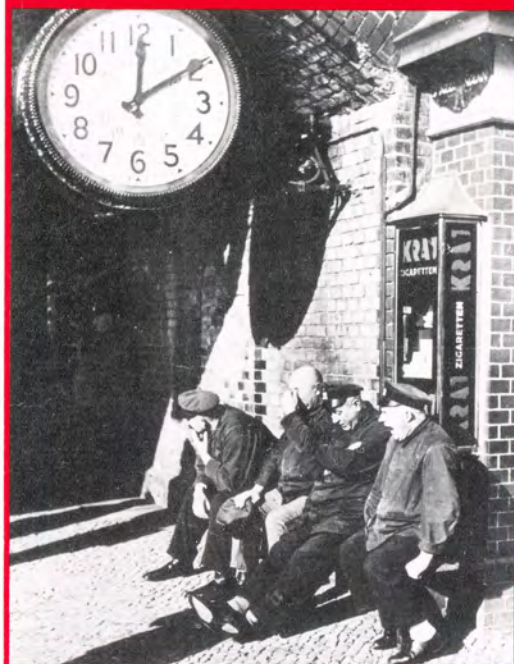


Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

164



P.P. Zahl: Dorothys Betriebsunfall

Klassenkämpfe um Zeit

F. Haug, Negt, Rinderspacher, Sperling, Wolf

Hanns Eisler

Sexualisierte Arbeitsbeziehungen

Arbeiterklasse in Frankreich

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter

Heinz-Harald Abholz (Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Georg Auernheimer (Marburg), Ursula Beer (Bielefeld), Theodor Bergmann (Stuttgart), Jutta Brückner (Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Kuno Füssel (Münster), Karlheinz A. Geißler (München), Helmut Gollwitzer (Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Josef Held (Tübingen), Jutta Held (Osnabrück), Eike Hennig (Kassel), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin), Urs Jaeggi (Berlin), Baber Johansen (Berlin), Heiner Keupp (München), Arno Klönne (Paderborn), Michael Krätke (Amsterdam), Annette Kuhn (Bonn), Thomas Metscher (Bremen), Oskar Negt (Hannover), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Rainer Zoll (Bremen)

Redaktion

Dieter Borchers, Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Birgit Jansen, Peter Jehle, Helga Karl, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Erich Wulff

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Claudia Gdaniec, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Barbara Ketelhut, Nora Räthzel, Eva Stäbler

Redaktionssekretariat: Thomas Laugstien, Gerwin Klinger

Redaktionsanschrift

Tegeler Straße 6, 1000 Berlin 65, Telefon: (030) 461 80 49

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Werbung: Peter Südhoff

Umschlaggestaltung: Johannes Nawrath

Foto: Friedrich Seidenstücker (1935) / Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Verlagsanschrift

Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13, Telefon: (040) 45 60 18 und 45 36 80

Auslieferung für Buchhandel

Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon: (030) 692 79 34

Abo-Auslieferung

Hundertmorgen, Postfach 11 52, 6107 Reinheim 2, Telefon: (06162) 16 74

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1987 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerblose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig, 60 Anschläge) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 44 0 13 00, BLZ 100 100 11 00. — Druck: J. Ullrich, 356 54 45 (D) 3-222 789 (222).

Inhalt

Editorial	475
Günther Anders: Maschinenstürmer?	479
Peter Paul Zahl: Dorothys Betriebsunfall	480

Klassenkämpfe um Zeit

Frigga Haug Zeit für uns. Zu Negt	483
Oskar Negt Brief an Frigga Haug	495
Jürgen P. Rinderspacher Die ruhelose Gesellschaft	498
Hans Joachim Sperling Pausen: Zur Innenansicht der Arbeitszeit	505
Frieder O. Wolf Alternative Lehren aus der Tarifrunde '87	512
* * *	
Zum fünfundzwanzigsten Todestag von Hanns Eisler (A.Dümling) ...	519
D.Turner: Sexualisierte Arbeitsbeziehungen	523
J.Spurk: Neue Forschungen zur Arbeiterklasse in Frankreich	536
V. Gransow/H.Suhr: <i>Amerika</i> , Super-Amerika, Anti-Amerika	552
<i>Diskussion</i>	
F.Haug: Frauenbefreiung als Männerwerk	557
<i>Interventionen</i>	
Replik auf eine Rezension (G.Auernheimer); Leserbrief (U.Leicht) ...	562
<i>Kongreßberichte</i>	
A.Gramsci — Sprache, Literatur, Kultur; Bundesversammlung der Grünen; Volksuni Hamburg; Socialist Scholars Conference againt Domination; Frauen an der Hochschule; Ruhrgebiet im Umbruch	564
<i>Besprechungen</i>	
Semiotik; Armut; Allgemeinbildung heute; Geschichtstheorie, Aufklärungshistorie; Sowjetunion, Entspannungspolitik, Sexismus und Rassismus	577
Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Summaries	622

Besprechungen

Philosophie

<i>Tiedemann-Bartels, Hella: Verwaltete Tradition. Die Kritik Charles Péguy's (P.Jehle)</i>	577
<i>Eco, Umberto: Semiotik und Philosophie der Sprache (M.Hinz)</i>	578
<i>Rombach, Heinrich: Strukturanthropologie (S.Lanwerd)</i>	580
<i>Detemple, Siegfried, und Frank Heidtmann (Mitarb.): Wie finde ich philosophische Literatur? (J.M.Ripalda)</i>	581

Soziologie

<i>Negt, Oskar: Lebendige Arbeit, enteignete Zeit (F.Haug)</i>	483
<i>Clerc, Denis, Alain Lipietz und Joel Satre Buisson: La crise (R.Neef)</i> ...	582
<i>Tjaden-Steinhauer, Margarete: Die verwaltete Armut. Pauperismus in der Bundesrepublik (F.Karl)</i>	584
<i>Pliven, Frances Fox, und Richard A. Cloward: Aufstand der Armen (F.Karl)</i>	584
<i>Leibfried, Stephan, und Florian Tennstedt (Hrsg.): Politik der Armut und die Spaltung des Sozialstaats (D.Haselbach)</i>	586
<i>Roth, Jürgen: Zeitbombe Armut (D.Haselbach)</i>	586
<i>Schäuble, Gerhard: Theorien, Definitionen und Beurteilungen der Armut (D.Haselbach)</i>	586

Erziehungswissenschaft

<i>Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Allgemeine Bildung. Analysen zu ihrer Wirklichkeit. Versuche über ihre Zukunft (G.Müller-Kipp)</i>	591
<i>Mollenhauer, Klaus: Umwege. Über Bildung, Kunst und Interaktion (G.Müller-Kipp)</i>	591
<i>De Haan, Gerhard: Natur und Bildung. Perspektiven einer Pädagogik der Zukunft (G.Müller-Kipp)</i>	591
<i>Ahlheim, Klaus: Neue Technik und Kulturarbeit (W.Kunsmann)</i>	592
<i>Röhr, Hermann (Hrsg.): Die Schulen der Reformpädagogik heute (H.J.Lambrich)</i>	594
<i>Heitkampfer, Peter, und Rolf Huschke-Rhein (Hrsg.): Allgemeinbildung im Atomzeitalter (B.Schwiedrzik)</i>	595
<i>Thomas, Helga, und Gert Elstermann (Hrsg.): Bildung und Beruf. Soziale und ökonomische Aspekte (B.Schwiedrzik)</i>	595
<i>van Dick, Lutz, Henning Keese-Philips und Ulf Preuss-Lausitz (Hrsg.): Ideen für grüne Bildungspolitik (N.Franck)</i>	596

Geschichte

<i>Schmid, Georg (Hrsg.): Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semiologischen Geschichtswissenschaft (R.Schlechtweg-Jahn)</i>	601
<i>Becher, Ursula, A.J., und Klaus Bergmann (Hrsg.): Geschichte — Nutzen oder Nachteil für das Leben? Sammelband zum 10jährigen Bestehen der Zeitschrift »Geschichtsdidaktik« (H.Wunderer)</i>	604
<i>Dülmen, Richard van: Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland (H.W.Blanke)</i> ..	605
<i>Möller, Horst: Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert (H.W.Blanke)</i>	606
<i>Schürmer, Dietrich (Hrsg.): Kirchenkritische Bewegungen. Werkbuch für den Religionsunterricht (J.Rehmann)</i>	608
<i>Winzeler, Peter: Der Bauernkrieg und Thomas Müntzer (J.Rehmann)</i>	608

(Fortsetzung auf Seite XI)

Zum Themenschwerpunkt

Acht Stunden Arbeit — acht Stunden Schlaf — acht Stunden Menschsein: In dieser Losung hat die Arbeiterbewegung einmal formuliert, was sie für erträglich hielt. *Gleich* sollten die Zeitanteile für die drei Lebensbereiche sein. Natürlich war der Achtstundentag ein ungeheurer Fortschritt. Und doch, mit welchem Widersinn fand man sich da zugleich ab! Was ist das für eine Arbeit, die das »Menschsein« ausschließt? Und was für ein beschädigtes Menschsein wäre es, das *in der Arbeit außer sich und nur außer der Arbeit bei sich* ist, um es mit dem jungen Marx zu sagen. Zeit als Dauer unfreier Arbeit ist mit dieser umkämpft. Arbeitszeitpolitik ist Lebenszeitpolitik, entscheidet über Spaltung und Zusammenhang der Lebensphasen, der Geschlechter und der Generationen. Sie greift ein in die materielle Struktur des gesellschaftlichen Lebens, in die Verteilung der Menschen auf arbeitsteilige Positionen. Viele Arbeitskämpfe sind Kämpfe um Zeit: um Beschränkungen und Regelungen der Arbeitszeit, um Meßkriterien für die Bestimmung von Leistung und Lohn, um Lage und Struktur von Arbeits- und Lebenszeiten — und letztlich um gesellschaftliche Herrschaft.

35-Stunden-Woche: Was ist eine Stunde weniger pro Tag im Vergleich zur riesigen Menge gesellschaftlich weggeworfener Zeit der Arbeitslosen und verkürzter Zeit der »Teilzeitarbeitenden«! Und doch reagiert das Kapital beinahe wie im Bürgerkrieg. Warum? *Métro — boulot — dodo*, sagen die Pariser Arbeiter zur Zirkulation des täglichen Einerlei: Fahren — Arbeit — Schlaf. Das System ist in sich geschlossen. Jede Verschiebung der Zeiten und Lebensfunktionen stellt diesen Selbstlauf in Frage. Arbeit könnte eine andere Bedeutung bekommen. Eine Stunde Berufsarbeit weniger am Tag, und Hausarbeit könnte zwischen den Geschlechtern umverteilt werden.

Die Forderung nach der 35-Stunden-Woche gründet in den riesigen Zeitgewinnen der Unternehmen, die aus den Produktivkraftumwälzungen der Automationsarbeit folgen. Die von dieser aufgeworfenen Zeitprobleme lassen sich mit der 35-Stunden-Woche allein nicht lösen. Die Unternehmen verlangen »Flexibilität«, schnelle Umstellbarkeit der Produktion bei wachsender Vielfalt der Produkte und sinkenden Losgrößen. Unterwerfung der Menschen unter ein Regime kurzfristiger Dispositionen. Arbeitskräfte sollen jederzeit abrufbereit oder wie Zulieferprodukte »just in time« verfügbar sein. Bei den unterschiedlichen Gruppen von Lohnarbeitenden, deren Lebenslagen sich differenziert haben, stößt das auf ein gewachsenes Bedürfnis nach individueller Zeitsouveränität. Lassen sich individuelle und kollektive Zeitinteressen neu in Einklang bringen?

Die Grenze zwischen Arbeitszeit und Freizeit wird diffus. *Feierabend* und *Wochenende*, diese synchronisierten Stationen im Wechsel von Lohnarbeitszeit und persönlich nutzbarer Zeit verlieren ihre eindeutigen kollektiven Umrisse. Aber das sind kulturelle Institutionen. Was wird mitgeopfert, wenn man sie opfert? Wird die Entgrenzung bisher abgesteckter Zeit-Areale die Menschen ununterbrochen Wirtschaftsbezügen aussetzen? Was werden die pathogenen Folgen für die ständig disponiblen Arbeitskräfte sein?

Verkürzung der Arbeitszeit meint nicht bloß ihren Umfang, sondern auch ihre Struktur. Die Arbeitszeit öffnet sich nach innen für Kommunikation und Weiter-

bildung am Arbeitsplatz. Automatisierung entkoppelt Maschinenzeiten und Eingriffszeiten. Warum dies nicht als Gelegenheit für experimentierendes Erschließen der Potentiale neuer Techniken nutzen? Warum nicht für die Diskussion organisatorischer Konsequenzen und Alternativen während der Arbeitszeit?

1987 sind die Gewerkschaften der 35-Stunden-Woche ein Stück nähergekommen — um den Preis einer dreijährigen Laufzeit des Tarifvertrags. Was wird die Strategie für 1990 sein? Welche Probleme müssen bis dahin gelöst werden? Der Themenschwerpunkt soll zu dieser Diskussion beitragen. WvT

Ständige Mitarbeiter

»Wieder andere werden noch gefragt«, hieß es im Editorial zum ersten Heft des erneuerten *Argument* (Heft 161/1987, 1ff.), wo Beitritte zum Kreis der Ständigen Mitarbeiter mitgeteilt wurden. Inzwischen haben wir tatsächlich Verstärkung erhalten. Vier Neueintritte sind zu berichten:

Georg Auernheimer (geb. 1939) ist seit 1972 Professor für Erziehungswissenschaft in Marburg. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Demokratische Erziehung* seit ihrer Gründung und hat u.a. 1984 das *Handwörterbuch zur Ausländerarbeit* herausgegeben. Zur Zeit sitzt er an einem Buch, in dem er »der Wahrheit der Rede vom 'Kulturkonflikt' bei ausländischen Jugendlichen« nachspürt.

Karlheinz A. Geißler ist Professor für »Wirtschafts- und Sozialpädagogik« an der Münchener Bundeswehruniversität. Seit 1970 hat er das *Argument* abonniert und ab und zu Rezensionen geschrieben. Er hat den Berufsbildungsbericht für die Stadt München verfaßt und an einem Filmprojekt über König Ludwig II mitgearbeitet. Er wird u.a. den Rezensionsbereich Erwachsenenbildung, Berufspädagogik und Sozialpädagogik mitorganisieren und dafür eintreten, daß die Beiträge »risikoreicher, d.h. subjektiver und pointierter geschrieben werden«.

Eike Hennig (geb. 1943) ist seit 1981 Professor für Politikwissenschaft in Kassel. Sein wichtigstes Forschungsgebiet sind historischer Faschismus und gegenwärtiger Rechtsextremismus. In methodischer Hinsicht befaßt er sich mit der Verbindung qualitativer und quantifizierender Ansätze am Beispiel der »Verzahnung« von politischer Kulturforschung und politischer Soziologie (Wahlanalysen). Seit seiner Studentenzeit ist er Abonnent und Mitarbeiter der Zeitschrift. Politisch rechnet er sich zur »undogmatischen Linken«.

Rainer Zoll (geb. 1934) hat von 1964-74 bei der Pressestelle der IG Metall gearbeitet und sie zuletzt geleitet. Seit 1974 ist er Professor für Gewerkschaftssoziologie in Bremen und seit 1976 Vertrauensdozent der Hans-Böckler-Stiftung. Zur Zeit forscht er über Arbeitslose und Gewerkschaft. Er hat viele Bücher über Arbeiterbewußtsein und Gewerkschaftspolitik veröffentlicht. WFH

Verlagsmitteilungen

Mit dem Irscher Programmentwurf von 1986 beruft sich die Sozialdemokratie wieder auf die »Marxsche Geschichts- und Gesellschaftslehre« als eine ihrer »geistigen Wurzeln« neben humanistischer Philosophie und Christentum. Umstritten bleibt die Frage, welchen Beitrag ein erneuerter lebendiger Marxismus für die Theorie und Praxis der SPD zu leisten vermag.

Detlev Albers — Mitglied der II. Programmkommission des SPD-Parteivorstands — behandelt das Verhältnis von Marxismus und Sozialdemokratie in der Perspektive einer sozialistischen Erneuerung der SPD. Probleme sozialistischer Theoriebildung in der »Eurolinken« werden ebenso erörtert wie die bis heute ungelösten Kernfragen der »Revolution im Westen« (Detlev Albers: *Marxismus und Sozialdemokratie*. 260 S., br., 22,- DM)

Nicos Poulantzas war einer der international wichtigsten marxistischen Theoretiker der jüngsten Zeit. Beharrlich hat er die sozialistische Linke auf die Bedeutung der Politik und der politischen Macht hingewiesen. Seine Analysen zu den Formen politischer und staatlicher Herrschaft sind nachhaltig wirksame Beiträge zu einer systematischen marxistischen Kritik der Politik. Das Buch von Alex Demirović (Nicos Poulantzas. *Eine kritische Auseinandersetzung*. 168 S., br., 24,- DM) gibt eine Einführung und untersucht die Aktualität seiner Thesen und Perspektiven, die marxistisches Staatsdenken um viele philosophische, kulturelle und vor allem demokratietheoretische Aspekte erweitert hat.

Die Sechziger in den USA — passé oder Nostalgie? Eine Erforschung dieser Bewegung — quirlige Verbindung von Hippietum und politischem Widerstand — hat es kaum gegeben. Ebenso wenig eine Einschätzung ihrer Bedeutung für die Achtziger. Der neue Gulliver-Band leistet beides exemplarisch: der Niedergang sozialdemokratischer Ökonomie; Frauenbewegung; Vietnam und Film; Civil Rights Movement; Literatur von Blacks und Native Americans; politische Lyrik; ein Theaterbericht zu noch immer aktiven Gruppen; dazu Buchbesprechungen. (AMERIK[K]A. *The Sixties*. Gulliver 21, Argument-Sonderband 156. Herausgegeben von L. Guntner / D. Herms / I. Kerkhoff).

Wie können wir erreichen, daß die Friedensbewegung ihren internationalistischen Anspruch nicht nur in steilen Thesen formuliert, sondern auch umsetzt? Besonders die Friedensbewegung in der Bundesrepublik ist immer in der Gefahr, eurozentristisch oder auf deutsch-deutsche Probleme beschränkt ihre politischen Aufgaben zu formulieren. Über Bedingungen und Perspektiven internationaler Friedensarbeit schreiben im Friedensforum 3 (Argument-Studienheft SH 68), herausgegeben vom CVJM-Hamburg): Robert Jungk (»Es gibt noch einen sehr entwickelten Provinzialismus«), Walter Dirks (»Die beiden Kriege und die deutsche Identität«), Horst Eberhard Richter (»Dann machen Sie einen Krieg unmöglich!«), Ekkehard Krippendorff (»Wir müssen unsere eigenen Projekte entwickeln«) und Volkmar Deile (»Zum konziliaren Prozeß der Kirchen«). Dazu Berichte von internationalen Netzwerken, Organisationen und Kampagnen sowie Adressen zur internationalen Friedensarbeit. P.S.

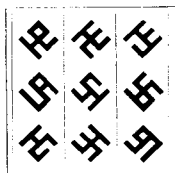
Ferien-Seminar für »Kapital«-Teamer

Beim »Workshop für Kapital-Lesegruppen« auf der diesjährigen Berliner Volksuni kamen Vertreter/innen von Gruppen aus Berlin, Braunschweig, Hannover, Heidelberg, Innsbruck, Marburg und München überein, sich im Herbst 1987 am Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin zu einem dreitägigen Seminar zu treffen und dazu weitere Gruppen einzuladen. Die Einladung richtet sich an Tutoren bzw. Koordinatoren von Lesegruppen und an Kapitalleser, die

solche Funktionen in Zukunft übernehmen wollen. Das Seminar findet unter der Leitung von Prof. W. F. Haug vom 5. bis 7. Oktober am Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin statt. Anmeldung ist erforderlich. Für private Unterbringung wird gesorgt. Die Teilnehmerzahl ist auf 40 begrenzt. Informationen und Anmeldung (möglichst bis 5.9.87): Michael Stobbe, Hochstädter Str. 10A, 1000 Berlin 65. Tel.: 030-455 35 73

W.F.Haug

**Vom hilflosen
Antifaschismus
zur Gnade der
späten Geburt**



Argument

Wolfgang Fritz Haug

**Vom hilflosen Antifaschismus
zur Gnade der späten Geburt**

Die Frage des Verhältnisses zur NS-Vergangenheit und der Lehren aus ihr ist eine Schlüsselfrage für die politische Identität der Westdeutschen.

W.F. Haug analysiert die Diskurse der »Vergangenheitsbewältigung« der sechziger und achtziger Jahre im Vergleich und gibt so einen Einblick in die westdeutsche Nachkriegsgeschichte der Faschismusverarbeitung.

260 Seiten, br., 22,- DM



**RÜSTUNGSKONVERSION
UND
ALTERNATIVPRODUKTION**

**Rüstungskonversion, Alternativproduktion
und Gewerkschaften**

Hrsg. von György Széll

Die Versuche alternativer Produktion, insbesondere in Rüstungsbetrieben, haben nicht nur Auswirkungen auf die industriellen Beziehungen, sondern auch auf das Selbstverständnis von Gewerkschaften, den Zusammenhang sozialer Bewegungen und traditioneller Arbeiterbewegung und die Zukunft der Arbeit schlechthin. Der Band ist von aktiven Gewerkschaftskollegen aus den Ländern Westeuropas und den USA verfaßt, die theoretisch wie praktisch im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen stehen.

Alternative Wirtschaftspolitik 6, AS 118
18,50 DM/f.Stud.15,50 DM (Abo: 16,50/13,50)

Günther Anders

Maschinenstürmer?

I

Zu glauben, wie das unsere Väter noch getan hatten, daß Maschinen uns und deren Arbeit die unsere ersetzen können und sollen, ist ganz antiquiert. Wo wir selber arbeiten, arbeiten wir zumeist nicht »noch«, sondern »wieder«: dann *ersetzen wir nämlich Maschinen*. Entweder deshalb, weil diese gerade einmal versagen, oder deshalb — und hier ist die Rede vom »noch« noch berechtigt —, weil die Maschinen, die es »eigentlich« geben müßte, skandalöserweise noch nicht erfunden worden sind. Dann »ersetzen« wir noch-nicht-Existierendes. Natürlich ist unsere Ersatzleistung stets erbärmlich. Wenn die von uns ersetzten Geräte unser Bemühen, sie zu ersetzen, beobachten könnten, dann würden sie sich über unsre plumpen Versuche amüsieren. »Wenn« und »würden«. Denn natürlich sind sie stolz darauf, als Geräte unfähig zu bleiben, sich zu amüsieren oder gar auf etwas stolz sein zu können.

II

Heute mußte ich wieder lesen, ich sei ein »reaktionärer Maschinenstürmer«. Der törichteste aller denkbaren Vorwürfe. Denn mein Kampf gilt ja *nicht*, wie im 19. Jahrhundert, *den Produktionsarten, sondern den Produkten*. Noch nie habe ich vorgeschlagen, wir sollten Raketen statt in Fabriken händisch in Heimarbeit herstellen. Immer, Raketen sollten nicht hergestellt werden.

III

Die uns »Maschinenstürmer« nennen, sollten »Menschenstürmer« heißen.

Peter Paul Zahl

Dorotheys Betriebsunfall

Angeklagte, schildern Sie nun bitte den Tathergang!

Also, wir kamen in die Fabrik...

Wer, wir?

Na, meine Kolleginnen, Kollegen und ich.

Sie sind am Band beschäftigt?

Beschäftigt ist gut. Ja.

Fahren Sie fort!

Also, wir kamen am Pförtner vorbei, zogen uns um, drückten die Stempelkarten und gingen in die Halle.

Wie an jedem Werktag?

Nein. Wir zogen nicht den Blaumann an, sondern unseren Sonntagsstaat.

Ihren Sonntagsstaat?

Ja, wir hatten nicht vor zu malochen.

Warum nicht?

Kein' Bock. Die Hitze in der Halle, der Lärm tötet ei'm den Nerv, und das Band ist mörderisch. Und das bei *dem* Lohn...!

Sie gehören zu den bestbezahlten Frauen in der Branche.

Schlimm genug.

Und nun schildern Sie einmal, wie es zu dem ... Vorfall kam.

Tja, kaum hatten wir die Halle betreten, kam uns dieses Monster entgegen. Ein finsternes Ekel. Dazu noch besoffen oder so.

Sie kannten dieses 'Monster' von früher her?

Ne, nie gesehen. Wußten gar nicht, daß es so 'was gibt. Hielten es für ein Gerücht, das die Studenten, die in den Ferien in der Halle jobbten, in die Welt gesetzt hatten.

Und Sie trieben sofort Ihre üblen Scherzchen mit ... ihm?

Üble Scherzchen? Ne, 'n Tritt in'n Arsch, und ab dafür!

'Es' kam Ihnen trunken vor?

Was heißt hier *trunken*? Sturzbesoffen. Schwankte und torkelte nur so hin und her. Wäre fast bei jedem Schritt auf die Fresse gefallen.

'Es' hatte also eine Tendenz zu fallen?

Würd' ich glatt sagen.

Und diesem, wie Sie sagen, 'Monster' gaben Sie einen Tritt?

Was heißt: ich? Wir gaben ihr einen Tritt.

Schämten Sie sich gar nicht?

Kein Stück! Was hat so 'was in unserer Halle zu suchen?

Ihrer Halle? Sie meinen die Y-Halle der Firma Kapi & Tal, GmbH und Co. KG! Nun, äh, das 'Monster' hatte also die Tendenz zu fallen?

Ja. Da hinter den Bändern, da geht die Treppe runter, zu den Generatoren im Keller.

Es strauchelte also, und Sie — ich meine, Sie und Ihre Kolleginnen — verstärkten sozusagen diese Tendenz mit einem Tritt?

Ja. Wir alle. Mehrere Tritte. Immer feste druff!

Sie fühlten sich nicht verpflichtet, sich wie eine Dame zu verhalten und einer eh schon kränklichen Person Hilfe angedeihen zu lassen?

Ne. Wir sind keine 'Damen'. Wir sind Arbeiterinnen.

Sie gaben dem 'Monster' also einen Tritt. Es fiel — und mit dem Tritt besiegelten Sie seinen Fall?

Ja, die Olle brach sich das Genick.

Sie spürten keinerlei Reue, kein schlechtes Gewissen?

Ne.

Bei der polizeilichen Einvernahme gaben Sie an, sozusagen »politische Gründe« hätten Sie bewogen...

Ach, was. Die legen ei'm viel in den Mund. Ich will eher mal sagen: soziale und ästhetische Gründe.

Soziale? Indem Sie unsozial, ja geradezu höchst asozial handelten, indem Sie der fallenden Profitrate, so hieß nämlich das 'Monster', einen Tritt gaben, der ihren sofortigen Exitus herbeiführte?

Ja. Wir sagten uns: Entweder die oder wir.

Wußten Sie, daß die Verblichene keine Erben hatte und daß Sie — dies ist doch der Treppenwitz des Vorfalles — notgedrungen das Erbe antreten würden?

Ne.

Dies ist eine Ausrede! Ich behaupte: Sie sind sich darüber im klaren gewesen, daß die Firma Ihnen nach dem Tod der Profitrate zufallen würde. Sie haben vorsätzlich und mit niedrigen Motiven, nämlich geldgierig und erbschleicherisch *gemordet*. Körperverletzung mit Todesfolge oder Totschlag dürften in diesem Fall ausscheiden. § 211 des Strafgesetzbuches ist in allen Punkten erfüllt. Der Vorwurf, Herr Staatsanwalt, müßte auf *Mord* lauten!

Einspruch der Verteidigung! Dies ist...

Einspruch abgelehnt! Herr Anwalt, Ihnen dürfte ebenso wie uns klar sein, daß...

Mord? Meinethalben Mord, Herr Richter. Denn hätten wir früher gewußt, was Sache ist, hätten wir der Ollen schon viel eher einen Tritt verpaßt. Aber die hauste da unten im Keller, und...

Ach, Sie hätten also, wäre Ihnen bekannt gewesen, daß die schwerkranke, zutiefst angeschlagene Profitrate im Keller, neben den Funda-

menten der Werkshalle der Firma Kapi & Tal, mit dem Tode ringt, diese vorsätzlich ermordet?

Klar. Wer Monster umbringt, kriegt normalerweise 'n Orden.

Finden Sie das normal?

Ja.

Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück. Herr Wachtmeister, bringen Sie die Angeklagte in die Wartezelle.

Nein!

Was ... nein?

Nein. Nein heißt nein.

Das wird Folgen zeitigen! Ich fordere Sie erneut auf: Führen Sie die Angeklagte ab!

Nein. Denn, wenn es richtig ist, was Sie vorhin sagten, Herr Richter, dann ist Dorothy Miterbin der Firma Kapi & Tal, unserem Brotgeber. Ist sie Erbin, ist sie unser Arbeitgeber. Und unsere Arbeit- und Brotgeber können wir nicht einsperren!

Richtig. Sie sind überflüssig geworden, Mann, ziehen Sie Ihre Kutte aus. Sie sind entlassen, Hohes Gericht. Danke für den Hinweis, Herr Wachtmeister.

Aber bitte.

Da hört sich doch alles auf...!

Im Gegenteil. Jetzt fängt alles erst richtig an. Gehen wir.

Frigga Haug

Zeit für uns

Zu Oskar Negts Buch über Arbeitszeitverkürzung*

1. Überblick

Zunächst interessierte mich, wie man über die Arbeitszeitverkürzung ein ganzes Buch schreiben kann. Zu offensichtlich schien mir die Notwendigkeit der erhofften Verkürzung, zu klar waren die Fronten. Auf der anderen Seite war ich im Laufe meiner fünfzehnjährigen Forschungen über Automation immer wieder auf das Thema »Zeit« gestoßen — als neue Qualität in der Produktion, als altes umkämpftes Terrain in der privaten Gestaltung des Lebens, als notwendige Dimension, die immer dringlicheren gesellschaftlichen Aufgaben überhaupt wahrnehmen zu können. So las ich das Buch mit einer Reihe von Fragen, mit Spannung, mit Erstaunen, mit Kritik und Unruhe. Ich skizziere zunächst die Hauptthesen aus Negts Buch. Eine These von Marx bietet eine Art Leitmotiv:

»Der Kampf über die gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit wütete umso heftiger, je mehr er, abgesehen von aufgeschreckter Habsucht, in der Tat die große Streitfrage traf, die Streitfrage zwischen der blinden Herrschaft der Gesetze von Nachfrage und Zufuhr, welche die politische Ökonomie der Mittelklasse bildet, und der Kontrolle sozialer Produktion durch soziale Ein- und Vorsicht, welche die politische Ökonomie der Arbeiterklasse bildet. Die 10-Stunden-Bill war daher nicht bloß eine große praktische Errungenschaft, sie war der Sieg eines Prinzips. Zum ersten Mal erlag die politische Ökonomie der Mittelklasse in hellem Tageslicht vor der politischen Ökonomie der Arbeiterklasse.« (MEW 16, II)

Das Kapital hat die Tendenz, alle Lebenszeit des Arbeiters in Arbeitszeit zu verwandeln. Die zur individuellen Wiederherstellung des einzelnen Arbeiters nötige Zeit wird damit ein untergeordnetes Moment, bloße Wiedergewinnung von Kraft zur Verausgabung im profitlichen Arbeitsprozeß. Umgekehrt versuchen die Arbeiter, in ihrer eigenen »Ökonomie« die gesellschaftliche Produktion so zu regeln, daß sie ohne Herrschaft und zum Wohle aller geschieht. Das betrifft nicht nur die Verfügung über die Produktionsmittel und Produkte, sondern auch den Inhalt der Arbeit. Arbeit soll menschenwürdig, allgemein, abwechslungsreich sein und die schöpferischen Potenzen der Menschen herausfordern. In dieses Konzept stellt Oskar Negt sein Buch und damit den Kampf um die 35-Stunden-Woche. Dieser Verkürzung des Arbeitstages gibt er damit eine revolutionäre Dimension. Es geht nicht einfach um eine weitere bloß quantitativ meßbare Durchsetzung von Arbeiterinteressen. Es geht ums Prinzip. In einem einfachen Rechenbeispiel erklärt er, daß der qualitative Umschlag schon an den Proportionen ersichtlich sei: zieht man acht Stunden für den Schlaf ab, so teilen sich die verbleibenden 16 Stunden so, daß ein größerer Teil in der Verfügung der Arbeitenden verbleibt. Zeitverfügung als eine Dimension von Herrschaft wird den Unternehmern in einer Weise abgerungen, daß der disziplinierende Charakter der Lohnarbeit bedroht ist und eine Ökonomie der Arbeit sich entfalten kann. Die Zeit ist reif.

* Oskar Negt: Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1984 (272 S., br., 12,- DM)

Die Unternehmer haben die Krise wohl erkannt. Sie reagieren wie im Bürgerkrieg. Während Arbeitslosigkeit, Teilzeitarbeit, job-sharing u.a. längst die Realität der 35-Stunden-Woche — lebenszeitlich auf alle Menschen umgelegt — als praktisch durchgesetzt zeigen, kommen sie mit kleinlichen Berechnungen, die Profiteinbußen behaupten. Ihre Strategien — wie Frühverrentung, Flexibilisierung von Arbeitszeit, Teilzeitarbeit u.v.m. analysiert Negt als ihre Form von Arbeitszeitverkürzung; als einen Konsens, der ihnen die Verfügung über die Arbeitszeit beläßt — im wesentlichen durch Vereinzelung der Arbeitenden. Als Privatisierungsstrategien in eben diesem Zusammenhang entziffert er die Versuche der Konservativen, »kulturelle Hegemonie« zu erlangen.

»Der Kulturkampf, den die Konservativen neu eröffnet haben, geht auch um die Befestigung einer bestimmten Realitäts-Definition; mit dem Machtkampf um Zeitverfügung ist ein Kampf um Realitätsdefinitionen, um Sprache und Symbole verknüpft.« (91)

Es geht dem unternehmerisch-konservativen Block um dreierlei: um die fortdauernde Verfügung über diejenigen, die Arbeit haben, und um die Marginalisierung jenes großen Teils der Bevölkerung, der keine Arbeit mehr hat, und schließlich darum, für diese Spaltung der Gesellschaft Legitimation zu erhalten.

In dieser Situation wächst den Gewerkschaften eine historische Aufgabe zu: Sie müssen diese Spaltung der Gesellschaft verhindern. Sie können dies nur, wenn sie der politischen Ökonomie der Arbeit zum Durchbruch verhelfen, und das heißt perspektivisch: wenn sie die Neuordnung der Arbeitsgesellschaft vortreiben. Ein erster Schritt ist der Kampf um die 35-Stunden-Woche. Dieser gewinnt damit eine weit über seine tagespolitische Dimension hinausgehende historische Sprengkraft. Er hat diese Qualität jedoch nicht an sich. Allzuleicht kann im Kompromiß mit Unternehmern die Kontrolle über die Zeit der Arbeitenden gar noch wachsen; kann in den Fängen der Bewußtseinsindustrie die gewonnene Freizeit zur bloßen Erweiterung des Warenkonsums banalisiert werden; kann das Wohlergehen eines Teils der Arbeiter auf Kosten der Marginalisierung vieler anderer durchgesetzt werden. Ihre Sprengkraft kann diese Verschiebung in der Zeitverfügung nur freisetzen in einer politischen Kultur, in der die soziale Phantasie gedeiht und Antwort gibt, die die Neuordnung der Gesellschaft als allgemeine Aufgabe erkennen läßt und Entwürfe dafür bereithält. Diese politische Kultur ist zur Zeit in der Arbeiterbewegung nicht lebendig. Soziale Phantasie und ihre teilweise praktische Realisierung finden wir dagegen in den neuen sozialen Bewegungen. Die Wiederbelebung der Arbeiterkultur von oben hält Negt für wenig aussichtsreich. Auch die paritätische Besetzung von Kulturgremien durch Gewerkschafter deckt nicht jene Lücke politischer Kultur, die für die Inanspruchnahme der gewonnenen Zeit nötig ist. Die Gewerkschaften müssen daher betriebsnah (auf der Erfahrungsebene) arbeiten und sich zugleich in jene gesellschaftlichen Räume begeben, in denen die gesellschaftliche Krise zur Zeit erfahren und ausgetragen wird, in die »Lebenswelt« der Menschen, in Wohnbereiche, Stadtteile usw. Da ihre Hauptaufgabe darin besteht, die Spaltung der Gesellschaft zu überbrücken, muß ihre Politik für die und mit den Arbeitslosen geschehen und u.U. gegen diejenigen kurzfristig gerichtet sein, die noch über Arbeitsplätze verfügen. Dafür brauchen sie einen historischen Atem, den ihnen die Verantwortung für die Neuordnung der Gesellschaft und die Bedeutung

des Kampfes um die 35-Stunden-Woche in dieser Perspektive geben kann. Sie müssen auf jeden Fall vermeiden, sich in die Rolle bloß pragmatischer Interessenvertreter drängen zu lassen. Auf dieser Ebene haben die Unternehmer alle Vorteile. Denn ihre angebotenen Zeitsstrategien — wie Gleitzeitarbeit und andere Flexibilisierungsangebote — kommen den individuellen Wünschen der Arbeitenden entgegen. Die Situation verschafft ihnen also Realitätsvorteile, gegen die die Gewerkschaften wie kollektive Zwangsvereine wirken.

Die Gewerkschaften müssen diese historische Aufgabe im übrigen auch aus Gründen des eigenen Überlebens aufnehmen. Mitgliederchwund und die Zunahme der Angestellten, die mit niedrigem Organisationsgrad jetzt mehr als die Hälfte aller Arbeitenden stellen, zwingen sie zum Handeln. Sie müssen ein politisches Mandat wahrnehmen, die vielfältigen Impulse aus den Alternativbewegungen aufnehmen und schließlich in jenem Kampf um die politische Kultur die kritischen Intellektuellen unterstützen und ihre Kraft einbeziehen.

»Die Gewerkschaften haben bisher wenig getan, das kritische Arbeitsvermögen von Intellektuellen, die sich nicht sogleich auf Satzungen und Beschlüsse in kurzatmiger, pragmatischer Solidarität vereinigen und vereinnahmen ließen, als wesentliche Produktionsvoraussetzung einer politischen Kultur anzuerkennen, die das geistig-moralische Umfeld ihrer Handlungsbereiche vom Druck der konservativen Ideologien freihält. Allzuoft haben sie am deutschen Faden der Gleichsetzung von Kritik und Zersetzung fortgesponnen und die Erfahrungen, die gerade in Deutschland mit dieser Verbindung gemacht wurden, ignoriert, wenn es auch falsch wäre, unerwähnt zu lassen, daß in den gegenwärtigen Arbeitskämpfen eine Neubestimmung des Verhältnisses der Gewerkschaften zu den Intellektuellen deutlich erkennbar ist.« (145)

Das kritische Arbeitsvermögen der Intellektuellen in der Entwicklung der politischen Kultur ist deshalb so wichtig, weil das »konservativ-reaktionäre Lager« (148) selbst »Entpolitisierung« als »Kulturkampf« (149) betreibt, die notwendige »Verantwortungsethik« für das gesellschaftliche Ganze umbiegt in »Gesinnungsethik« »machtgeschützter Innerlichkeit« (ebd.). Die Konservativen arbeiten mit »dem Interessen- und Bedürfnisrohstoff der Individuen selber« (151). Das Medium sind die »kapitalistischen Produktionsöffentlichkeiten«, die neuen Medien, »die begierig darauf sind, Freizeit zu verwerten, Bewußtsein zu kontrollieren und die Interessen davon abzuhalten, sich in Emanzipationsbewegungen zu organisieren« (150).

2. Fragen

Das Buch ermöglicht vielen gesellschaftlichen Gruppen, sich zu identifizieren. Negt verknüpft verstreute Meinungen, Phänomene, gewerkschaftliche Strategien und stellt sie in einen politisch-kulturellen Rahmen. Er bestätigt die Gewerkschaften in ihrem Kampf um die 35-Stunden-Woche, ermutigt sie, ein politisches Mandat wahrzunehmen und fordert sie auf, ihr Verhältnis zu den kritischen Intellektuellen und den neuen sozialen Bewegungen zu verbessern. Dabei stellt er sich auch den Krisenpunkten gegenwärtiger Sozialwissenschaft in der BRD. Er hält fest am Marxismus als Projekt und als noch immer nicht ausgeschöpfte Quelle analytischen Denkens. Und gegen die »Krise des Arbeitsbegriffs« behauptet er den emanzipatorischen Gehalt eben dieses Begriffs, der noch einzuklagen sei. Er verneint ein »Ende der Arbeitsgesellschaft« (wie Dahrendorf

dies prophezeite) und widerspricht dem Gerede vom postindustriellen Zeitalter. Er sieht jedoch, daß es Umschichtungsprobleme gibt, eine »Erosionskrise«, die er als Zersetzung bisheriger Gesellschaftsstrukturen begreift. So sehr er die neuen sozialen Bewegungen ihrer Verortung in der »Lebenswelt« und ihrer »sozialen Phantasie« wegen für überlebensnotwendig erachtet, so klar ist sein Standpunkt innerhalb der Arbeiterbewegung:

»... diese Bewegungen des zivilen Ungehorsams ... sind vielmehr zentral [und nicht randständig: Anm.d.Verf.] für die Ausbildung von Organisationsphantasie, und sie schaffen Kommunikationsformen von Gegenöffentlichkeit, in denen sich das private Unbehagen an der Gesellschaft überhaupt erst politisieren kann. Aber diese Bewegungen sind doch, wie die Erfahrungen der vergangenen 15 Jahre zeigen, in ihrer langfristigen Wirksamkeit jederzeit neutralisierbar, auch von inneren Zersetzungsmechanismen bedroht, wenn sie sich nicht mit den Protestpotentialen der die erste Ökonomie bestimmenden Produktionsbereiche verbinden.« (13)

Die »Erosionskrise« scheint ihm alles in Frage zu stellen: von den Institutionen über die Werte und Normen bis zu den Subjekten selber (55). Krisenhaft wird das Zueinander von »System und Lebenswelt«. Hier kritisiert er die Gewerkschaften, daß sie »die von Marx selber schon nahegelegte Überzeugung, daß materielle Produktion das Wichtige, Grundlegende, Sozialisation (Aufbau der menschlichen Person, Erziehung und Bildung usw.) dagegen das Abgeleitete darstellt«, »fortschleppen« (157 [zur Problematik einer solchen Marxrezeption vgl. meinen Beitrag »Arbeitsverhältnisse« 1987]) und plädiert dafür, die wesentlichen Interessen aus der »Lebenswelt« in Stadtteilen etc. zu organisieren. Notwendig sei hier auch eine Änderung der Gewerkschaften, eine partielle Überwindung der Stellvertreterpolitik (159).

Das Buch ist aktuell. Es gibt vielfältigem Unbehagen eine Sprache, verfällt nicht in modische Resignation, sondern fördert im Gegenteil zu widerständigem Handeln auf. Die wichtigen sozialen Subjekte im Rahmen der Negtschen Theorie sind dabei (bzw. müßten sein): die Gewerkschaften als Vertreter der Arbeitenden und natürlich die Arbeitenden selber; die kritischen Intellektuellen im Kampf um die politische Kultur; die Frauen als primäre Bewohnerinnen des »Lebenswelt« oder »Sozialisation« oder »Reproduktion« genannten Bereichs wie auch als eine der neuen sozialen Bewegungen sowie die übrigen »neuen sozialen Bewegungen und ihre Vergesellschaftungsphantasie«. In der Perspektive konkreter Politikvorschläge und -notwendigkeiten lese ich das Buch ein zweites Mal und prüfe, was es zu zwei großen Subjektgruppen sagt: zu den Arbeitern und zu den Frauen.

3. Die Arbeiter

Die Arbeiter stehen (berechtigtermaßen) im Zentrum von Negts Buch. Schließlich ist es ihre lebendige Arbeit, die dem Kapital einverleibt wird, ihre Zeit, die enteignet wird. Die dem Buch zugrundeliegenden Thesen entstammen einem Vortrag, den Negt auf einer Konferenz der IG Metall hielt; insofern können wir auf jeden Fall davon ausgehen, daß von Arbeitern in politischer Perspektive die Rede ist, von ihrer Situation und den Möglichkeiten ihres Handelns: als einzelne, als Kollektiv, in gewerkschaftlicher Organisation. Da es nicht ausschließlich um die Verkürzung der Arbeitszeit geht, sondern um den umgreifenden Prozeß ge-

sellschaftlicher Veränderung, bestehen »die Erkenntnisobjekte ... deshalb zwangsläufig eher in Entwicklungspotentialen als in bloßen Tatsachenfeststellungen« (16).

Zunächst finden wir die Arbeiter im Planquadrat der Herrschaftsausübung, als Opfer fremdbestimmter Zeit.

»Man kann Herrschaft geradezu so definieren, daß sie jederzeit imstande ist, die Regeln vorzugeben, nach denen die Menschen ihre Zeit aufzuteilen gezwungen sind und in welchen Räumen sie sich zu bewegen haben.« (21)

Arbeiter sind jedenfalls Menschen, die mehr »Lebenszeit« brauchen, deren Erfahrungsgrundlage kollektiver Organisationspraxis von den Unternehmern zersäert wird (20). Aber »jedes Zeitatom, das die Arbeiter für sich gewinnen, erweitert ihre Zeitverfügung und damit ihren Lebenstag, selbst innerhalb des Betriebes, wenn Pausen bezahlte Erholungs- und Diskussionszeit sind« (27). Unter der Herrschaft der Unternehmer sind sie als einzelne immer Opfer, die der Verfügungsgewalt durch das Kapital nur durch gewerkschaftlichen Zusammenschluß Widerstand entgegensetzen können (159). Diese Bestimmungen gelten allgemein. Im besonderen handelt Negt von den Arbeitenden als Betroffenen der derzeitigen »Erosionskrise« (55). In der Entmischung von Zusammengehörigem werden subjektive Einstellungen, Werte, Erziehung, ja selbst Formen der Interessenvertretung in den Strudel gezogen. Soweit führt er die Arbeiter als Objekte von Handlungen anderer vor, nicht selbst als Handelnde. Erst wenn er seinen Blick auf die zu gewinnende und schon gewonnene Freizeit richtet, werden die Menschen lebendig. Die freie Zeit ist in Negts theoretischem Rahmen die eigene Zeit, die nicht fremdverfügte, die Zeit des Widerstands und der Alternativen. Zwar sieht er die Bewußtseinsindustrie bei der Indienstnahme und Formung der Bedürfnisse der Menschen (150), jedoch scheint ihm, daß hier zugleich ein überschüssiges Element von Bewußtsein und Lebenserwartung als Chance von Emanzipation entstünde (60), daß mehr Hoffnungen geweckt würden als befriedigbar seien. Dieses widerständige Potential sieht er insbesondere in den neuen sozialen Bewegungen Gestalt gewinnen: hier ist jene soziale Phantasie praktisch wirksam, die zur Neuordnung der Arbeit, für die die Gewerkschaften ein politisches Mandat in Besitz nehmen müssen, nötig ist. In der Erosionskrise der alten Ordnung besetzen die neuen sozialen Bewegungen in den Nicht-Arbeitsbereichen den utopischen Raum, der den Arbeitern mit dem Verlust ihrer politischen Kultur abhanden gekommen ist.

Wir sehen jetzt, wie die neuen Bewegungen vorkommen und warum die Gewerkschaften ihre Unterstützung ebenso suchen müssen wie die der Intellektuellen im Kampf gegen die kulturelle Hegemonie der Unternehmer und der Rechten, die die schwankenden Werte und die unselbstverständlichen Subjekte mit ihrer Definitionsmacht umstellen. Und wir sehen die Arbeiter vorwiegend in der Klemme: ohne Zeitverfügung, ihrer Kultur verlustig, selbst in der Freizeit in den Fängen der Illusionsindustrie. Solche Bestimmungen geben einen theoretischen Rahmen an, in dem die Erfahrungen interpretiert werden; von diesen Erfahrungen selber handeln sie indes nicht. Aber wie sollen sich gewerkschaftliche Politikvorschläge entwickeln lassen, ohne die Arbeit mit den neuen Technologien ins Zentrum der Betrachtung zu stellen?

Neben einigen Hinweisen auf die Neuen Medien (vgl. 151) sind die neuen Technologien irgendwie ein Hauptaxiom im gesamten Buch — schließlich geht es um die durch sie notwendig und möglich gewordene Arbeitszeitverkürzung und um Arbeitslosigkeit und Krise, die durch denselben Zusammenhang bedingt sind. Als Gegenstand von Arbeiterfahrung werden die neuen Technologien allerdings erst spät und nur an zwei Stellen behandelt. Negt behauptet, daß die Freizeit durch die Veränderungen in der Arbeit bestimmt wird, und zwar durch spezifische Konflikte, die die neue Technologie den Arbeitern bereitet:

»... durch einen permanenten Wechsel von geistig-psychischer Überbeanspruchung und Unterforderung. Die ununterbrochene Aufmerksamkeitsbereitschaft, die erforderlich ist für das Ablesen von Apparateanzeigen, und das Bedienen von Knöpfen, das Alarmsignale auslöst oder den ganzen Produktionsvorgang vorübergehend stilllegt, ist gemessen an dem, was dem einzelnen tatsächlich an Kompetenz abgefordert wird, überschüssiges, vagabundierendes Bewußtsein. Jedenfalls ist das, was in den Untersuchungen von Popitz und Bahrdt über das Gesellschaftsbild des Arbeiters an identitätsbildenden Elementen genannt wird: die Körperlichkeit der Arbeit und das gemeinsame Schicksal der Arbeiter, durch Intellektualisierung der Arbeitsvorgänge und durch Differenzierung der Arbeitsformen in den fortgeschrittenen Produktionszweigen verlorengegangen.« (141)

Im ersten Satz wird nicht ganz klar, in welchem Verhältnis die Aufmerksamkeitsbereitschaft zur geforderten Kompetenz steht, um welche Kompetenz es geht, ja, welcher Arbeitsplatz eigentlich so zu kennzeichnen wäre und woher denn das überschüssige Bewußtsein kommt. Wiewohl man ahnungsweise darauf gestoßen wird, daß ein Widerspruch zwischen den verlangten Anforderungen oder zumindest eine Unvereinbarkeit zwischen verschiedenen Anforderungselementen besteht und hier politisches Potential erwachse. Im zweiten Satz erfahren wir vom Verlust der Facharbeiteridentität, aber nicht, was die Intellektualisierung der Arbeitsvorgänge mit den Arbeitern bzw. sie mit ihr machen. Auf jeden Fall entwickelt Negt keine Stützpunkte für eine gewerkschaftliche Automationspolitik aus den Arbeitstätigkeiten selber, sondern wir müssen aus dem wenigen Dargebotenen den Arbeitsbereich wesentlich als eine Quelle der Anspannung vermuten.

Einmal ist die Rede von der Verwissenschaftlichung der Produktionsprozesse (166), aber da kommen nur die Ärzte vor, deren Ausbildungsgänge veralten. Bis wir schließlich im letzten Drittel des Buches urplötzlich lesen können:

»Aus dem Industriearbeiter des 19. Jahrhunderts, der, indem er mit Materialien umging und sie zu Produkten umformte, nach dem Zeitmaße der Verausgabung von Muskel, Hirn, Nerv bestimmt werden konnte — aus diesem Arbeiter ist ein Regulator von Produktionsprozessen geworden, der nicht mehr auf die Anwendung eines Detailgeschicks reduziert ist, einer ein für allemal erlernten Fertigkeit oder der körperlichen Hebelkraft, über die er verfügt, sondern bei dem diese Arbeitseigenschaften, die nach wie vor benötigt werden, eingebunden sind in das Grundvermögen technischer und organisatorischer Sensibilität, die gleichzeitig immer den Blick auf das Ganze der Vorgänge und Verhältnisse gerichtet hält.« (192)

Negt stellt sich nicht die Frage, welche Strategien für die Gewerkschaften auf der Basis einer solchen Anforderungsstruktur an die Arbeiter möglich und notwendig wären, welchen Rückenwind die Gewerkschaften in dieser Weise aus der Entwicklung der Produktivkräfte spüren und nutzen könnten. Auch fragt er nicht, wie denn dieser bisherige Lohnarbeiter in diese neue Gestalt hineinwachsen könnte. In dieser Weise bleiben seine Vorschläge für die Gewerkschaftspolitik abstrakt. Sein Plädoyer, an den Erfahrungen der Arbeiter anzusetzen,

bezieht ihre Erfahrungen nicht ein. In der Auseinandersetzung mit den neuen Anforderungen hätte er bildungspolitische Forderungen (um die es ihm geht) begründen können, und das von ihm beschworene politische Mandat wäre Notwendigkeit gewesen aus eben jener produktivkraftbedingten Eigentümlichkeit, daß der Arbeiter »den Blick auf das Ganze der Vorgänge und Verhältnisse gerichtet« halten muß. Daß dies unter üblichen Lohnarbeitsverhältnissen eine Unmöglichkeit ist und von daher eine Arbeiterinteressenpolitik über ein bloß borniertes Interesse hinauswächst ins Gesellschaftliche — diesen Zusammenhang zu sehen, hätte Negt über das Problem hinweggeholfen, eine im wesentlichen moralische Aufforderung an die Gewerkschaften zu richten, sich nicht zu bloßen Interessenvertretern machen zu lassen.

Auf der anderen Seite entgehen ihm die individuellen Konflikte, die dieser Strudel der technologischen Entwicklung für die einzelnen Arbeiter erbringt. Er diagnostiziert »Erwartungsangst« und »Identifikation mit dem Aggressor«, wo er von der Haltung zur neuen Technik spricht; er schreibt, daß alte Identitäten und Gewohnheiten umbrechen; jedoch fehlen auch hier die genauen Analysen und die sehr widersprüchlichen Erfahrungen, die die »alten« Arbeiter mit den neuen Maschinen machen. Müßten Politikvorschläge an die Gewerkschaften nicht das Problem der wachsenden Kooperation bei gleichzeitiger Vereinzelung einbeziehen? Oder die Intensivierung der Arbeitskontakte bei zunehmender Privatisierung der Arbeiter? Und wäre es nicht Aufgabe einer arbeitsorientierten Analyse, die Einmischung der Gewerkschaften in die Ausbildung der kommenden Generationen wie auch der heute Arbeitenden in umfassendem Sinn zu begründen? Und welche Kulturpolitik schließlich sollen die Gewerkschaften machen, wenn — wie auch Negt konstatiert — nicht nur die alten Kulturen der Arbeiter, sondern auch die Identitäten der einzelnen zerbrechen? Er plädiert dafür, daß sie »von unten« komme; er hofft, daß sie aus den neuen sozialen Bewegungen entwickelt werden könne; aber sein Arbeiter mit dem Blick aufs Ganze ist ihm kein Stoff für soziale Utopien. Dabei schlägt die Computerentwicklung bereits große Teile der nächsten Generation in ihren Bann, mit einer Kraft, die die gesamte Lebensweise umgreift und jedenfalls selbst schon kulturell begriffen werden muß.

Aber, so könnte man einwenden, Negt schreibt schließlich nicht über die Folgen der neuen Technologie, sondern in erster Linie über Zeit. Und tatsächlich ist der oben angeführte Satz über die neuen Regulatoren der Produktionsprozesse eingebettet in Überlegungen über tote und lebendige Arbeit und in dieser Hinsicht über Arbeitszeit. Diese Ausführungen über das Lebendige der toten Arbeit und das Tote der lebendigen sind mit Gewinn zu lesen und theoretisch ebenso zutreffend abgeleitet wie die oben geschilderten Zusammenhänge von entfremdeter Arbeit und enteigneter Zeit. Aber sind dies die Zeitprobleme, die sich mit den neuen Technologien auf der von ihm angezielten Erfahrungsebene stellen und die die politischen Eingriffe unmittelbar bestimmen? Tatsächlich scheint das Zeitproblem für die fortschreitende Entwicklung zentral zu sein. Letztlich löst sich alles auf in Ökonomie der Zeit. Ich möchte die Zeitfrage aus empirischer Erfahrung erörtern.

Diskutiert man mit Arbeitenden an computerisierten Arbeitsplätzen, so ist das

Thema Zeit ein Moment, das sich unruhig immer wieder in die Unterhaltungen mischt. Da sind einmal die Pausen. Häufig sind die Arbeitenden an Computern — insbesondere, wenn sie qualifizierte Arbeit verrichten — nicht nur gewerkschaftlich organisiert, sie vertreten auch das, was man einen gewerkschaftlichen Standpunkt nennen könnte. Sie bestehen auf den Errungenschaften, die diese Organisationen aushandelten: da sind z.B. die Regelung der Pausen, der Anspruch darauf und ihre Einhaltung. So soll es sein. Zugleich aber beklagen sie sich bitter über diese Zersägung ihrer Arbeit. Nie können sie ein Problem richtig bearbeiten. Kaum haben sie es sich zu eigen gemacht, schon soll die Arbeit — ungeachtet ihrer eigenen Dauer — abgebrochen werden, es ist Kaffeezeit, und später bedeutet das, ganz von vorn anfangen zu müssen. Sie befinden sich also durch den Inhalt der Arbeit und die diesem unangemessene Form in dem Widerspruch, die Pausenregelung nicht zu wollen und ihre Durchsetzung und Einhaltung gleichzeitig zu unterstützen. Theoretisch ist uns dieser Widerspruch klar. Die neue Arbeit ist auch schöpferische Arbeit. Probleme müssen erst gestellt werden, dann gelöst — die Kopfarbeit hat einen anderen Zeitrhythmus als die körperliche. Negt schreibt auch darüber. Aber in seinem Zusammenhang interessiert ihn nur, daß der Zeitrhythmus geistiger und schöpferischer Arbeit unverträglich ist mit der Logik des Profitmachens: mit dem Streben, jede Sekunde die Arbeitskraft einzusetzen und keine Muße zu lassen. Muße ist hingegen das Ambiente, in dem der Mensch sich schöpferisch verwirklichen kann. Negt folgert: also kann im Kapitalismus in der Form der Lohnarbeit keine produktive schöpferische Arbeit geleistet werden. Dieser Gedanke ist nicht etwa falsch, fängt sich aber auf der Ebene grundsätzlicher Bestimmungen, innerhalb derer die empirische Vielfalt eingespannt ist und ein bewegtes Leben führt. Denn tatsächlich gibt es ja, im Gegensatz zu Negts theoretisch abgeleiteter Annahme, in der Form der Lohnarbeit zunehmend schöpferische Arbeit, und die Vorstellung, die Arbeiter rund um die Uhr in Bewegung zu halten, ist schon fast veraltet. Es ist profitabler, auf die Entwicklung der Arbeiter zu setzen, auf die Entfaltung schöpferischer Kräfte, als auf die genaue Berechnung ihrer Bewegungen. Selbst im Namen der Profitlogik hat sich dieses tayloristische Konzept angesichts der neuen Technologien nicht bewährt. So unzutreffend es war, die Logik der zeitlich berechneten Auspressung des Mehrwerts so umstandslos auf der Erfahrungsebene zu vermuten, so fragwürdig wäre es allerdings auch, die behauptete »neue Kapitallogik«, statt dessen auch auf die Entwicklung der Produzenten zu setzen, im Leben der an den Automaten Arbeitenden als einfache Fortschrittserfahrung zu suchen. Der Widerspruch steckt in der Sache selbst. Die kapitalistische Arbeitsethik gerät mit ihren eigenen Produktivkräften in Konflikt. Das erfahren die Arbeiter am eigenen Leib. Sie brauchen und wollen den kollektivrechtlichen Schutz vor zu großer Ausbeutung — etwa durch die Regelung von Pausen —, und sie erfahren ihn zugleich als unverträglich mit den selbstgestellten Aufgaben innerhalb der gesamten fremdgesetzten Arbeitsaufgabe. Dieser Konflikt verlangt — wenn die Arbeitenden nicht handlungsunfähig werden sollen — auf der Gewerkschaftsebene eine Strategie, die eine größere individuelle Mitbestimmung (hier bei der Pausenregelung) erlaubt und dies zugleich als Kollektivrecht verankert. Lassen die Gewerkschaften sich auf dieses Problem nicht ein, werden die Unternehmer

die Tendenz zur stärkeren Individualisierung strategisch nutzen und — eine nur leichte Verschiebung — die Privatisierung der einzelnen unterstützen.

4. Zwischenergebnis

Negts zentrales Thema ist der Kampf um die *Arbeitszeit*. Hier ist es sein Verdienst, den Gewerkschaften die historische Bedeutung ihrer aktuellen Auseinandersetzung zu vermitteln, indem er eine Bruchlinie zur bisherigen Form kapitalistisch betriebener Ökonomie aufzeigt. Die lebendige, die menschliche Zeit soll den bloßen Tausch von Arbeitskraft gegen Lebensmittel — im weiteren Sinn — ablösen. Erst die notwendige Muße wird die Menschheit befreien. Die Gedankenführung ist klar und schön. Sie ist zudem praktisch, thematisiert aktuelle politische Kämpfe. Negt sagt den Gewerkschaften, daß das, was sie tun, das Richtige ist. Aber müßten wissenschaftliche Analysen nicht im Gewirr der Umbrüche die Punkte markieren können, an denen eingegriffen werden, an denen eine andere als die bislang schon praktizierte Politik ansetzen muß? Wenn die gesamte Arbeitsstruktur sich ändert, wenn — wie Negt feststellt — selbst die Institutionen und die Form der Interessenvertretung in Krise geraten, wie könnte dann der Inhalt der Gewerkschaftspolitik der gleiche bleiben? Negt schlägt vor, daß die Wohnbereichs- und Stadtteilarbeit der neuen sozialen Bewegungen auch ein gewerkschaftlicher Bereich werde. Aber er führt nicht vor, wie dies mit konkreten Problemen von Arbeitszeit und Freizeit und deren Verschiebungen zusammenhängt. Insofern scheint mir auch diese Forderung theoretisch zu bleiben.

Tatsächlich erfahren die Arbeitenden an den neuen Technologien diese Erosionen zwischen Arbeits- und Freizeit nicht weniger zerreißen als die oben skizzierte Widersprüchlichkeit zwischen Inhalt und Form der Arbeit selbst. Gewohnt, die Erwerbsarbeitszeit sehr scharf von der freien Zeit zu trennen, spüren sie die Erschütterungen, die die neuen Produktivkräfte für diese Grenzziehungen bedeuten und reagieren, indem sie die Grenzen wieder zu festigen versuchen: sie schützen ihr Privatleben vor betrieblichen Übergriffen und hüten sich, den Betrieb mit den privaten Belangen zu besetzen. Beide Bewegungen sind Versuche, in den Veränderungen Handlungsfähigkeit zu erlangen, und beide sind zunächst auch Niederlagen, zumindest für die Seite der Kollektive, für die Entwicklung und den Ausbau organisierten Handelns. Schließlich ist die scharfe Trennung des Erwerbsarbeitsbereichs vom übrigen Leben auch eine Form, in der die Strukturierung des Freizeitbereichs durch die Bewußtseinsindustrie gedeihen kann. Und die Spaltung der gesellschaftlichen Arbeit von der privaten Lebenszeit ist ein günstiger Boden für Herrschaft. Wenn die Produktionsprobleme die Arbeiter auch nach Dienstscluß bewegen, so ist dies nicht einfach nur eine Verlängerung ihrer Arbeitszeit — diesmal unbezahlt —, es ist auch die Form, in der das gesellschaftliche Gemeinwesen als Projekt existiert, in der Eingriffe ins Gesellschaftliche gemacht werden und eine Politik von unten möglich ist. Die Trennung der beiden Bereiche schützt so nicht nur vor übermäßiger Ausbeutung, sondern auch vor Veränderung dieser Form selber. Umgekehrt ist die Einbringung des »Privaten« in das Betriebskollektiv eine Form, in der Solidargemeinschaften sich festigen. Negt erwähnt, daß die neuen Produzenten den Blick aufs Ganze richten

müssen, aber er untersucht nicht, daß diese Haltung mit den alten Formen der Trennung von Arbeit und Freizeit in Konflikt gerät. Ohne eine Politik, die die politisch-kulturelle Dimension dieser Bewegung aufnimmt, werden die Arbeitenden auch hier — dies lehrten uns unsere bisherigen Untersuchungen (vgl. dazu zusammenfassend: PAQ 1987) — den Weg zunehmender Privatisierung einschlagen. Sie erfahren den Zugriff auf ihre freie Zeit als eine Bedrohung ihrer Person und wehren diese durch Abschottung ab. Wir haben keinen Betrieb, kein Büro gefunden, in dem nicht ein merklicher Verlust an kollektivem Handeln und Leben beklagt wurde.

5. Die Frauen

Die Erschütterung im Zueinander von »System« und »Lebenswelt«, die Bedrohung der »Lebenswelt« ist ebenfalls ein wesentliches Thema in Negts Buch. Er schließt daraus auf die Notwendigkeit einer Politik, welche verstärkt sich dem Reproduktionsbereich zuwendet. Da wir wissen, daß dieser Bereich, dieses Leben außerhalb der Erwerbsarbeit wesentlich von Frauen geregelt, belebt und besiedelt ist, richten wir nun das Augenmerk darauf, wie Negt diese Hälfte der Menschheit, um deren sich umwälzende Stellung es wohl auch gehen muß, und die entsprechende soziale Bewegung — die Frauenbewegung — behandelt. Um es gleich vorweg zu sagen: ich habe nicht geglaubt, daß man als Linker und als Zeitgenosse heute noch ein Buch schreiben kann, das so sehr die Frauen ignoriert. Sie kommen insgesamt dreimal vor.

Zunächst konstatiert Negt: »Fragen der Organisation der menschlichen Lebenswelt werden an den Rand gedrängt« (92); er empfiehlt, die »vom System abgekoppelte Lebenswelt« (93) zu untersuchen und verweist auf Michael Vester — aber dieser spricht dann von Mittelschichten. Wir geben die Suche nach den Frauen im Lebensweltbezug auf und zitieren Negt, wo er tatsächlich von ihnen spricht:

»Die Ausgrenzung der Frauen aus den harten Zonen industrieller Produktion gehört zur Tradition der männlichen Berufswelt. In der kurzen Zeit der sozial-liberalen Koalition schien die Gleichberechtigungsforderung größere Chancen der Durchsetzung zu haben, und sie bezog sich auf Vollzeitarbeitsplätze sowie auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit: diese kleinen Anfänge sind bereits wieder rückläufig. Was die Produktionsprozesse anbetrifft, so waren Frauen seit eh und je vor allem im 'Reparatur- und Säuberungsgewerbe' tätig, und zwar in einem sehr umfassenden Verständnis: in der Reparatur und Säuberung von Seele, Körper und Geist.« (105)

Es folgen einige Daten zu Frauenarbeitsplätzen. Die Formulierung über das Frauengewerbe verlockt durch ihre schöne Radikalität dazu, nicht so genau hinzusehen. Tatsächlich aber sind ja alle höheren Posten in diesen Reparatur- und Säuberungsanstalten von Männern besetzt, sei es in der Psychoanalyse, der Seelsorge, der Ärzteschaft und schon gar unter den Professoren und anderen Geistespflegern. Der Schnitt muß an anderer Stelle gelegt werden. Vielleicht kann man sagen, daß alle diese Pflegezuständigkeiten dann vornehmlich den Frauen vorbehalten sind, wenn sie wenig oder nichts einbringen, oder anders: wenn eine Bereicherung schlecht möglich ist. Diese Problemsicht verknüpft die Frauenfrage mit der Frage der Lebenserhaltung und -bewahrung so, daß die Frauen als so-

ziales Subjekt und die Frauenbewegung, die bei Negt überhaupt fehlt, als politischer Faktor einbezogen werden müssen.

Negt erwähnt an einer Stelle, daß der Bereich der Hausarbeit viel zu wenig Aufmerksamkeit erlange (155). Er sinniert weiter über dieses Feld, und es fällt ihm der Fluglärm ein, der das Leben ungemütlich macht. »Beziehungsarbeit«, dieses Streitwort aus der Frauenbewegung, ist ihm eine Bezeichnung für die Mensch-Welt-Beziehung (184). Es ließe sich eine lange Liste erstellen, wo überall in Negts Buch von Frauen hätte die Rede sein müssen und wo das Schweigen über sie die Gedanken abstrakt und einseitig macht — sei es bei der Frage der Muße (178), der »Interessen im Wohnbereich« (158), der politischen Kultur (147), der Arbeiterkultur (142) usw. Ich möchte diese Auseinandersetzung hier nicht fortsetzen, sondern statt dessen fragen, ob die Einbeziehung der Frauen ein für Negt selbst wesentliches Element verändern würde.

Negt spricht vom Standpunkt der Arbeit in der Perspektive ihrer Befreiung. Ihm ist wichtig, daß die Perspektive mit sozialer Phantasie ausgestaltet und so zugkräftig wird. Im Kapitel »Arbeit als Lebensbedürfnis — nur die Utopien sind noch realistisch« (165ff.) formuliert er als gültige Essenz aus der Diskussion von Arbeitsutopien, daß die Arbeitszeitverkürzung wesentliches Mittel für die gemeinschaftliche Ausgestaltung des Lebens ist.

»Aus Anhängseln der gesellschaftlichen Maschinerie, von der sie mitgeschleift werden und deren Gesetzen sie sich unterzuordnen haben, werden sie zu assoziierten und kooperativ vorgehenden Produzenten, wodurch sie sich in den Stand gesetzt finden, den überwiegenden Teil ihrer Sozialphantasie und ihrer Arbeitsenergie auf politische Gemeinwesenarbeit zu konzentrieren. Die Aufhebung der Arbeitsplatzängste, überhaupt der alltäglichen materiellen Existenzsorgen, eröffnet Chancen für die Ausdehnung der Arbeit auf politische und kulturelle, auf schöpferische Tätigkeitsfelder.« (214)

Die Utopie ist denkbar. Wir sehen die einzelnen aus dem Reich der Notwendigkeit aufsteigen und endlich Zeit haben, die Politik nicht den Stellvertretern zu überlassen; sie sind in Bürgerinitiativen kulturell tätig und erschließen sich kreative Handlungsmöglichkeiten. Es ist gut, sich diese Männer vorzustellen. Vergessen ist, daß es der Bereich der Reproduktion des Lebens war, der in Krise geriet; vergessen, daß da überhaupt noch etwas zu organisieren ist — wie üblich. Müßten wir nicht die Ausdehnung der Arbeit für alle auch auf den Bereich der Pflege der Kinder und der leiblichen Wiederherstellung von uns selbst denken? Und ist es nicht dieser Bereich der Bewahrung des Lebens vor allen anderen, der in unseren Produktionsverhältnissen marginalisiert wird und dessen Ausgrenzung wesentlich für die Erfahrung der gegenwärtigen Krise ist? Wir können wohl davon ausgehen, daß in unserer Gesellschaft die Produktion der Lebensmittel als Waren die Produktion des Lebens selbst zur Nebensache herabsetzt. Und wir erleben, wie die Zerstörung von Leben eine Folge jener Zentrierung auf die profitliche Produktion der Mittel geworden ist, die doch seiner Erhaltung (wenn auch in pervertierter Form) genügen sollten. Mit der Marginalisierung der Lebenserhaltung geht die Unterdrückung der Frauen einher. Von daher ist ihre Bewegung eine radikale Kritik am gegenwärtigen Zivilisationsmodell. Sie als soziale Kraft zu ignorieren und ihre Befreiung nicht in den Zusammenhang von Utopie und Gesellschaftsveränderung jetzt zu artikulieren, scheint mir darum zum zweiten Mal auf die Kraft zu verzichten, mit der Befreiung möglich ist.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß in Negts Buch die Erfahrungen der Arbeiter in den gegenwärtigen Konflikten fehlen und ebenso die Frauen, ihre Erfahrungen und ihre Bewegung. Negt konstatiert, daß die Unternehmer im gegenwärtigen Spiel der Kräfte Realitätsvorteile haben (100).

Es ist an der Zeit, die Realitäten aufzuarbeiten, um den Spieß umzudrehen.

Literaturverzeichnis

- Dahrendorf, Ralf. 1980: Im Entschwinden der Arbeitsgesellschaft. Wandlungen der sozialen Konstruktion des menschlichen Lebens. In: Merkur 34
- Haug, Frigga. 1987: Arbeitsverhältnisse. In: Kritische Psychologie als Subjektwissenschaft. Festschrift für Klaus Holzkamp zum 60. Geburtstag. Frankfurt/M.
- Marx, Karl. 1864: Inauguraladresse der Internationalen Arbeiter-Assoziation. In: MEW 16. 5ff.
- Projekt Automation und Qualifikation (PAQ). 1987: Widersprüche der Automationsarbeit. Ein Handbuch. West-Berlin

Weitere Beiträge zum Themenbereich Arbeit und Produktivkräfte im *Argument*

- Klaus Holzkamp: »Wirkung« oder Erfahrung der Arbeitslosigkeit. Widersprüche und Perspektiven psychologischer Arbeitslosenforschung. 163/1987
- Paola Piva und Chiara Ingrao: Subjektivität der Frauen, gewerkschaftliche Macht und das Problem der Arbeit. 159/1986
- Akelei Fischer: Für ein neues Arbeitszeitmodell. 156/1986
- Pietro Ingrao: Der Übergang zu einer neuen Produktionsweise und die Aufgaben eines »dritten Weges«. 154/1985
- Frigga Haug: Automationsarbeit und Politik bei Kern/Schumann. 154/1985
- Barbara Nemitz, Gabriele Runge und Sieglinde von Wasielewsky: Die arbeitsschutzbedürftige Frau. 147/1984
- Hilary Rose: Weltweite Feminisierung der Lohnarbeit. 144/1984
- Cynthia Cockburn: Weibliche Aneignung der Technik. 144/1984
- Michael Burawoy: Fabrik und Staat im Kapitalismus und im Sozialismus. 140/1983
- Rolf Czeskleba-Dupont: Die regionale Reintegration von Arbeit und Leben. Zur Arbeit der Forschungsgruppe Produktivkraftentwicklung. 139/1983
- Gerhard Zimmer: Humanisierung des Arbeitslebens — Integration oder Chance der Arbeiter? 137/1983
- Dagmar Burgdorf: Zur Lage der Tabakarbeiterinnen im 19. Jahrhundert. 135/1982
- Frigga Haug: Frauenfrage und Gewerkschaftspolitik. Das Beispiel Setzen. 135/1982
- Helga Karl und Christoph Ohm: Textautomation — Männersache? Frauensache? 135/1982

Oskar Negt

Offener Brief an Frigga Haug

Liebe Frigga,

nach mehrfacher Lektüre Deines Aufsatzes über mein Arbeitszeitbuch, der genau das trifft, was ich ausdrücken wollte, ist mir zunehmend die Schwierigkeit bewußt geworden, aus meiner Sicht dazu Stellung zu nehmen. In der Befriedigung darüber, daß wir beide über weite Strecken der Argumentation offenbar keinerlei Probleme der Verständigung haben, ja, daß sogar weitgehend Einhelligkeit besteht, mischt sich das Gefühl, daß mir der harte Gegenstand der Kritik fehlt. Hätte ich den Eindruck, daß in Deiner Entfaltung der Thesen des Arbeitszeitbuches Mißverständnisse oder bewußte Fehlinterpretationen enthalten sind, so würde mich das sicherlich ärgern, aber ich verfügte über ein Motiv der Antwort. Eine solche Antwort stünde noch im Untersuchungszusammenhang, für den ich mir eine spezifische Kompetenz erarbeitet habe. Ich wäre mit der Aufgabe konfrontiert, im Wege des Zurechtrückens einzelne Gedanken vielleicht auch genauer zu fassen.

Ich will das Problem zuspitzen: In allem, was ich sage, folgst Du weitgehend meiner Argumentation; zwar mit einzelnen kritischen Anmerkungen und Erwartungen, die bekannten Fragestellungen zu erweitern oder besser zu begründen, aber doch so, daß die Grundaussagen nicht in Zweifel gezogen werden. Das anatomische Messer Deiner Kritik setzt an dem an, was ich *nicht* gesagt habe, was ausgegrenzt und ausgelassen wurde. Du bestätigst also das, was ich gesagt habe und kritisierst, was ich nicht gesagt habe. Ich habe lange darüber nachgedacht, wie eine Antwort auf diese zwiespältige Kritik sein könnte, die den Zusammenhang nicht sprengt, aus dem die kritische Auseinandersetzung ihre konkreten gegenständlichen Bezugspunkte gewinnt.

Gerade das Arbeitszeitbuch lebt von der Rede und Gegenrede, vom Gegner, den ich zu treffen versuche, oder von Menschen in den Gewerkschaften, die nicht meine Gegner sind, die ich aber in kritischer Solidarität zum Nachdenken und Umdenken herausfordern möchte. Für das, was ich mache, ist das konkrete Gegenüber von Mitteilungen äußerst wichtig. Dem Satz von Karl Kraus: »Was nicht trifft, trifft auch nicht zu«, gebe ich einen hohen Erkenntniswert. Da Du mich in Deiner Kritik nicht getroffen hast, so daß ich betroffen und ärgerlich reagieren, also Kritik als Waffe benutzen kann, möchte ich in dieser Briefform doch wenigstens einen konkreten Gesprächspartner konstruieren, dem ich etwas mitteile. Es ist ein öffentliches Gespräch, das ich ausprobieren möchte.

Die Sache fängt ganz einfach an. Du bezeichnest genau, was in meinem Buch vergessen ist. Wenn ich über Arbeiter rede, sind es Männer. Ich will nicht im einzelnen nachprüfen, wie oft in meiner Untersuchung, ohne daß ich mir das speziell ausgedacht hätte, selbst grammatikalisch Mensch und Mann identisch gesetzt werden. Wenn ich von Krise spreche, so hast Du den Verdacht, es handle sich dabei hauptsächlich um die Krise der Männerwelt, also der *Produktion*. Wenn ich Dich richtig verstehe, hältst Du mir vor, daß ich öffentlich zwar die

strukturelle Verschiebung in der kulturellen Bedeutung von Produktion und Reproduktion zugunsten der wachsenden Gewichtung der Lebenszusammenhänge annehme, in der konkreten Analyse aber die diesen Lebenszusammenhang prägenden Sozialcharaktere und die ihnen entsprechenden Arbeitsprozesse in gewohnter Manier als Anhängsel betrachte. Ich möchte dafür einen Beleg anführen: »Vergessen ist, daß es der Bereich der Reproduktion des Lebens war, der in eine Krise geriet; vergessen, daß da überhaupt noch etwas zu organisieren ist — wie üblich. Müßten wir nicht die Ausdehnung der Arbeit für alle, auch auf den Bereich der Aufzucht der Kinder und leiblichen Wiederherstellung von uns selbst denken? Und ist es nicht dieser Bereich der Bewahrung des Lebens vor allem anderen, der in unseren Produktionsverhältnissen marginalisiert wird und dessen Ausgrenzung wesentlich für die gegenwärtige Krise ist?«

Die Erörterungen dieser Probleme fehlen tatsächlich in meinem Buch. Aber es ist keine bewußte Ausgrenzung, sondern Resultat der Überlegung, daß formelhafte Integration von öffentlich dramatisierten Problemen nichts zur Klärung der Sachverhalte beiträgt. Ich habe mich innerlich geweigert, als Mann über die Frauenbewegung zu sprechen. Der Unterdrückung der Frau wird dadurch, daß Männer sich ihrer Probleme annehmen und die rationale Kompetenz dazu benutzen, auch diesen Erkenntnisboden noch zu besetzen, wissenschaftlich zementiert und nicht aufgebrochen. Du weißt, daß Alexander Kluge und ich im Öffentlichkeitsbuch und auch in »Geschichte und Eigensinn« der Produktionsweise der Frau in allen ihren lebensbedeutsamen Aspekten großes Gewicht zuschreiben. Ich nehme mit Befriedigung wahr, daß viele dieser Passagen auch in Untersuchungen von Wissenschaftlerinnen verwendet werden. Trotzdem bleibt das, was wir gesagt haben, abstrakt. Was meinen eigenen Produktionszusammenhang betrifft, so ist mein Beitrag zur Emanzipation der Frau wesentlich über Veränderung der Bedingungen der Kindererziehung vermittelt. Als ich 1970 die Glockseeschule in Hannover mitbegründete, ging es zwar primär um alternative Erziehung der Kinder. Gleichzeitig zeigte sich jedoch, daß ein großer Teil der Mütter, die in diesem Erziehungsprojekt aktiv mitarbeiteten, ihre eigenen Probleme in den Familien öffentlich zu machen wußten. Ein Teil der Glockseemütter erfuhr in diesem Erziehungsprojekt zum erstenmal die konkrete Möglichkeit, Widerstände gegen die eigenen patriarchalischen Strukturen in der Familie zu artikulieren. In einem nennenswerten Ausmaß begannen sie sich ihrer Unterdrückungssituation bewußt zu werden. Sie engagierten sich in der Frauenbewegung, beschäftigten sich mit Problemen der Kernkraftwerke und der Ökologie. Es waren viele, die ihre alten, brüchig gewordenen Ehen auflösten und über den zweiten Bildungsweg ein Studium aufnahmen.

Ich erzähle das nicht, um Deinen Vorwurf der Ausgrenzung der Frauenproblematik aus meiner Zeit-Analyse herunterzuspielen. Der Grund liegt vielmehr darin, daß mir im Umgang mit Fragestellungen, für die ich keine eigenen wissenschaftlichen Kompetenzen erworben habe, größte Vorsicht am Platz zu sein scheint. Es wird, glaube ich, eine sehr lange Zeit in Anspruch nehmen, bevor Männer über die Probleme der Frauen mit derselben Redlichkeit und Wahrhaftigkeit reden können wie Frauen über die Probleme der Männerwelt. Trennungsprozesse, die sich naturwüchsig in Jahrtausenden gebildet haben, sind ja nicht

durch kurzfristige Entscheidungen rückgängig zu machen. So erscheint es mir durchaus legitim, den Widerspruchszusammenhang der menschlichen Lebenswelt nur dort in eine Analyse einzubeziehen, wo ich auf konkrete Änderungsschritte verweisen darf, für die ich selber ein gewisses Maß der Verantwortung trage. Dabei ist es nicht immer leicht, die notwendigen Grenzen geschützter Intimität zu bewahren. Den Zusammenhang der Glockseeschule kann ich einigermaßen objektivieren. Die Änderungen in den eigenen Lebensverhältnissen, in denen vielleicht kein geringeres Maß an Respektierung der Emanzipationsinteressen der Frau liegt, viel weniger.

Um noch einmal auf die Struktur meines Buches zurückzukommen, so muß ich eingestehen, daß ein wichtiger Teil der Zeit-Analyse noch aussteht. Ich habe im letzten Kapitel der Untersuchung Aspekte der politischen Psychologie der Technik entwickelt. Es ist alles sehr gerafft. Eigentlich sollte ein zweiter Teil kommen mit dem Titel: »Neue Technologien und menschliche Würde«. Hier müßte das abgehandelt werden, was Du am Arbeitszeitbuch beanstandest, nämlich eine radikale Kritik am gegenwärtigen Zivilisationsmodell. Ob diese Kritik nur vom Standpunkt der Frauenbewegung möglich ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Marx und Engels, wohl unsere gemeinsamen Kronzeugen im Denken, haben ja, obwohl ihre Theorien durch und durch patriarchalisch strukturiert sind, den Emanzipationsstand der Frauen als klarsten Index für den Emanzipationsstand der gesamten Gesellschaft betrachtet. Sie haben nicht ausgeführt, was sie im einzelnen damit meinten, aber es ist doch deutlich genug erkennbar, daß die Emanzipation einer Gesellschaft nicht nach Rassen und Geschlechtermerkmalen aufteilbar ist. Frauen als soziale Kraft zu ignorieren, wie Du sagst, erscheint mir genauso unsinnig und realitätsfremd wie die These zu vertreten, daß Frauenemanzipation in der Aufhebung des Spannungsverhältnisses zwischen den Geschlechtern bestehe. Wenn Männer sich (wenigstens im gedanklichen Opportunismus) der Frauenbewegung zuneigen, als wüßten sie genauso gut oder noch besser, was Frauen bewegt, dann ist immer zu vermuten, daß sie ihre männliche Identität noch durch die weibliche erweitern möchten.

Ich will über das Geschlechterverhältnis nicht weiter spekulieren. Ich kann Deinen Einwand nicht entkräften, daß in meinem Arbeitszeitbuch die Problematik der Frauen zu kurz kommt. Da es sich im Geschlechterverhältnis auch um einen Kampfplatz handelt, möchte ich daran festhalten, daß ein Drittes, in dem die gegenwärtige Situation der Frauen ebenso aufgehoben ist wie die Situation des Mannes, noch nicht existiert, aber das eigentliche Ziel des Emanzipationskampfes ist. Wesentliches Medium dieses Kampfes ist für mich die Neuverteilung von gesellschaftlichem Raum und gesellschaftlicher Zeit. Ich möchte mit dem Wunsch schließen, daß der Widerspruch unserer Positionen ein lebendiges und produktives Element unserer Auseinandersetzungen bleibt. Das öffentlich zu machen, ist der Sinn dieses Briefes.

Mit herzlichen Grüßen

Die ruhelose Gesellschaft

1. Einleitung: Öffnungszeiten und Arbeitszeiten

Für Frank Sinatra war es New York, für Marius Müller-Westernhagen ist es West-Berlin, und entsprechend trägt es dort eine samstagsvormittägliche Radiosendung im Titel: »Die Stadt, die niemals schläft.«

Das ist zunächst der alte Traum vom pulsierenden großstädtischen Vergnügensflair. Aber warum soll man nicht auch andere Annehmlichkeiten, wenn schon nicht ganz »rund um die Uhr«, so doch immerhin länger, ausgedehnt genießen können? Die Öffnungszeiten von Läden, jene Durchgangsschleuse, die es zu passieren gilt, um den Reiz des Konsums zu erleben oder auch nur sich bequem, ohne lange Vorplanung das Nötige besorgen zu können, sind, dem Beispiel der bereits etablierten Vergnügens-Zeiten folgend, wieder (einmal) in den politischen Diskurs eingerückt. Ein angebliches Recht, Konsummöglichkeiten dann wahrzunehmen, wenn man dazu die Lust verspürt, wird dringlicher geltend gemacht. Wir meinen z.B. die Diskussion um das Ladenschlußgesetz.

Was da in Bewegung kommt, liegt aber tiefer. Im bewußten oder zufälligen Zusammenwirken unterschiedlicher gesellschaftlicher Instanzen werden nämlich, bei genauerer Betrachtung, nicht nur Öffnungszeiten, sondern wird die überkommene Zeitordnung insgesamt schrittweise zur Disposition gestellt.

Es bleibt ja nicht beim Ladenschluß: Die Industrieländer haben mittelfristig einen mächtigen Schub der Ausweitung der Nacht- und Schichtarbeit sowie der Wiedereinbeziehung von Sonn- und Feiertagen, kurzfristig vor allem aber des Samstags in den Arbeitsprozeß zu erwarten — zumindest wird dies von Unternehmerseite gefordert.

Bisher konnten Nacht-, Spät- und Feiertagsschichten mit dem Hinweis begrenzt werden, sie liefen dem gebräuchlichen Lebensrhythmus zuwider und brächten damit soziale Härten und ökonomische Nachteile mit sich. Wenn nun auf der einen Seite in der Industrie und in anderen Wirtschaftszweigen die Betriebszeiten ausgedehnt und die Nachtstunden, Feiertage und Wochenenden mit einbezogen und auf der anderen Seite die Öffnungszeiten von Dienstleistungsbetrieben und Einzelhandel liberalisiert werden, entsteht ein sich wechselseitig vorantreibender Begründungszusammenhang für eine schrittweise zeitliche Ausdehnung beider Sektoren im Tages- und Wochenverlauf. Im Ergebnis läuft dies auf eine Gesellschaft hinaus, die rund um die Uhr geöffnet hat.

2. Ausweitung der Wirtschaftszeit

Diese Tendenz zur Ausdehnung der Wirtschaftszeiten ist nicht zufällig: denn Zeit ist in den letzten Jahren wieder vermehrt als ökonomische Ressource erkannt worden. Anstrengungen zur Bewirtschaftung der Zeit erfolgen von seiten der Industrie und des Handels in den Dimensionen Intensität, Extension und Synchronität. Bemühungen dieser Art sind grundsätzlich nichts Neues, sie erfahren aber

von Zeit zu Zeit besondere Betonungen, insbesondere im Zusammenhang mit Rationalisierungsschüben.

Eine Steigerung der Intensität der Zeitnutzung erfolgt in Industrie und Handel durch Maßnahmen zur Leistungsverdichtung der Arbeit, die die Poren des Arbeitstages weiter schließen sollen, so durch Leistungsanreize, stärkere Überwachung, Bindung an den Takt der Maschine oder intrinsische Motivation.

Im Zuge von Rationalisierungsmaßnahmen ist darüber hinaus eine Tendenz zur Extension der Betriebszeiten festzustellen. Die Automation hat die Kapitalintensität enorm ansteigen lassen, d.h. die Anlagen sind teurer geworden. Die ökonomische Rationalität drängt zu einer Ausdehnung der Betriebszeiten, weil der Stillstand teurerer Anlagen zu größeren Verlusten führt, gerechnet in Ausdrücken des entgangenen Nutzens, den die Anlage im Betrieb hätte erbringen können. Wir wollen uns im folgenden vor allem mit dieser Tendenz der Ausdehnung der Betriebszeiten bzw. ganz allgemein der für die wirtschaftliche Nutzung bereitstehenden Zeit befassen.

Als dritte soll aber die zeitwirtschaftliche Ressource Synchronität erwähnt sein: Durch eine verbesserte Abstimmung von Produktion und Lagerhaltung beim Rohmaterial und im Absatz werden Lagerkosten eingespart. Freilich steigt in Folge der hiermit einhergehenden präziseren Terminabsprachen zwischen Zulieferern und Abnehmern sowie innerhalb der Betriebseinheiten die wechselseitige Abhängigkeit und damit die Störanfälligkeit des gesamten Produktionssystems.

Die rein ökonomische Logik tendiert stets dazu, abgesehen von Kapazitätsproblemen und Anpassungserfordernissen an Marktprozesse, alle verfügbare Zeit zur Produktionszeit zu machen. Durch das begründete Interesse an Ruhezeiten zur Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit der betroffenen Arbeitnehmer und unter Berufung auf kulturelle Traditionen konnte der Sonntag in den letzten Jahrzehnten sich gegen die ökonomische Logik als ein grundsätzlich arbeitsfreier Tag behaupten. Dies hängt damit zusammen, daß sich die gesellschaftlich relevanten Kräfte, von der Katholischen Kirche bis hin zur Arbeiterbewegung, an den überlieferten abendländischen Traditionen der zeitlichen Verortung von Ruhe und Arbeit orientiert haben und diese Tradition auf Grund vieler gemeinsamer Wertbezüge bei allen Gegensätzen im Grundsatz Anerkennung fand.

Der Druck der ökonomischen Rationalität droht die Beweislast nun jedoch umzukehren: Die überlieferte Arbeitswoche wird nicht länger problemlos als Rahmensetzung für industrielle und sonstige erwerbswirtschaftliche Arbeit akzeptiert. Statt dessen werden Gewerkschaften, Kirchen, Verbände und staatliche Instanzen, sofern daran interessiert, begründen müssen, warum ihnen der Sonntag den Verlust eines beträchtlichen Teils des Volkseinkommens wert ist. Zumindest behauptet die Arbeitgeberseite, der Verzicht auf Samstags- und/oder Sonntagsarbeit reduziere die Wettbewerbsfähigkeit der bundesrepublikanischen Wirtschaft und führe so zwangsweise zu Wohlstandsverlusten.

In einer Gesellschaft, die noch weithin traditionellen und religiösen Werten verhaftet ist, ist die praktizierte Zeitordnung einfach qua Konsens, unabhängig vom Ausmaß an Rationalität in ihrer Begründungsstruktur einleuchtend und konsensfähig. Wo diese religiösen Bezüge jedoch im Schwinden begriffen oder gar

nicht vorhanden sind, wird man andere Argumente finden müssen, um eine Zeitordnung zu begründen. Deren Rationalitätsgehalt muß allerdings sehr viel höher sein als in traditional oder religiös fundierten Gesellschaften — sofern in traditionellen Gesellschaften überhaupt von einer rationalen Begründungsstruktur für Zeitordnungen gesprochen werden kann.

Sollte sich die ökonomische Vernunft durchsetzen, dann würde es zu einer Erosion des Sonntags bzw. des Wochenendes zugunsten eines Frei-Tages oder mehrerer freier Tage kommen. Der freie Tag (oder die freien Tage) löst sich ab von seiner Lokalisierung auf der Zeitachse. Damit deutet sich die Auflösung des kollektiven Vollzuges von Arbeit und Entspannung der Gesellschaft an, wie er in der abendländischen und jüdischen Tradition im Grundsatz unbestritten seit Menschengedenken besteht.

Eine zeitliche Ausweitung der Wirtschaftstätigkeit der Gesellschaft ist für die Zukunft in folgenden drei Sektoren denkbar und wahrscheinlich:

- Produktionssektor (gewerbliche Wirtschaft)
- Konsumtionssektor (Handel, Dienstleistungen)
- Informationssektor.

Im gegenwärtigen gesellschaftlichen Zeitregime finden, von Ausnahmen abgesehen, regelmäßig Unterbrechungen in jedem dieser Sektoren statt. Die Güterherstellung im Produktionssektor wird zum Abend und zum Wochenende hin limitiert. Der Handel, als Teil des Konsumtionssektors, reicht zeitlich bis zum Samstagnachmittag, ein Teil der Dienstleistungen ebenfalls, während ein anderer Teil der Dienstleistungen entweder zu bestimmten Wochentagen hin limitiert oder, wie das öffentliche Gesundheitswesen (bezieht man die Notdienste mit ein), unlimitiert ist. Im dritten Sektor, der Übermittlung von Informationen, insbesondere in Form von Wirtschaftswerbung, Übermittlung von Angeboten, Informationen über Dienstleistungen oder Hilfsinformationen über Zeit, Wetter, Kinoprogramme u.ä. werden Limitierungen nur teilweise wirksam, etwa das Verbot von TV-Werbung am Sonntag.

Charakteristisch für die Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft, die wir im folgenden kontinuierliche Gesellschaft nennen wollen, ist die Tendenz zur Beseitigung dieser Limitierungen in allen drei Sektoren. In einer so strukturierten Gesellschaft werden die Menschen einer dauerhaften wirtschaftsbezogenen Aufforderung und Ansprache ausgesetzt, als Produzenten, als Konsumenten und als freiwillige oder unfreiwillige Verarbeiter von Informationen. Es geht nun um die Frage, inwieweit der Bürger bzw. der Arbeitnehmer oder der Verbraucher von Aufforderungen zu wirtschaftlichen Entscheidungen und wirtschaftlichen Aktivitäten in den Bereichen Erwerb, Konsum und Information abgeschirmt werden soll und kann und inwieweit und durch welche Instanzen eine mentale und körperliche Ruhephase strukturell sicherzustellen ist.

In einer Gesellschaft, in der die Lokalisation der Wochenruhe auf den Samstag und Sonntag aufgelöst ist, werden Lagen der Freizeitverbringung häufiger werden, die man als gegen-zeitliche Lage bezeichnen könnte. Der Bezugspunkt des Kontrastes ist hierbei sowohl die Wochenendruhe oder Tagesruhe der »restlichen« Gesellschaft als auch die Kontrastierung der eigenen Ruhephasen mit einer dann sich permanent vollziehenden Wirtschaftsaktivität und Leistungsbereit-

schaft der Gesellschaft. Die gegenseitliche Lage individualisierter Wochenruhezeiten, im Gegensatz zu kollektiven Wochenruhezeiten, führt — wo vorhanden — für die Betroffenen zu permanenter Ausgesetztheit gegenüber den genannten Sektoren einerseits wie dem Vergleich mit den Aktivitätsmustern der Mitmenschen andererseits. Dieser Vergleich kann nicht wertneutral ausfallen. Insbesondere in einer Gesellschaft, die ihre Wertbezüge im Paradigma der »Arbeitsgesellschaft« thematisiert, steht »Aktivität« grundlegend höher in der Bewertungsrangskala als »Passivität«. Demzufolge sind nicht die aktiven Verhaltensweisen rechtfertigungsbedürftig, sondern passive. Der Aufforderungscharakter des aktiven Verhaltensmusters ist — anders gesprochen — stärker als der des passiven und reizt somit eher zur Nachahmung.

Es wäre nun zu fragen, inwiefern die skizzierte Entwicklung hin zu einer kontinuierlich aktiven Gesellschaft absehbar pathogene Züge tragen könnte. Hierzu muß zunächst über die Bedeutung kollektiven Handelns und der Synchronität im Vollzug menschlicher Aktivitäten gesprochen werden.

3. Hyperaktivität und Apathie:

Gefahren einer Gesellschaft ohne gemeinsame Ruhezeiten

Obleich geschichtlich, kulturhistorisch und religionssoziologisch längst nicht hinreichend erforscht, kann man annehmen, daß die kollektive Sonntagsruhe in den alten Gesellschaften nicht nur als religiöser Anspruch bestand, sondern zugleich eine wichtige sozial- und psychohygienische Funktion erfüllte, weil gerade die kollektive Form des Wechsels von Ruhe und Arbeit ein hohes Maß an Integration, an Sinnbindung und Herstellung von Identität hervorruft. Die im Alten Testament geforderte Sabbathruhe und die spätere Aufforderung zur Heiligung des Sonntags dürften mithin nicht nur genuin geistlichen Ursprungs und auch keineswegs ein rein theologisches Problem sein. Vielmehr scheinen sich unter der religiösen Form Lebensregeln zur — wie wir heute sagen würden — Verhinderung ruinösen wirtschaftlichen Wettbewerbs ebenso zu verbergen wie die Einsicht, daß menschliches Leben nur im Wechselspiel von Spannung und Entspannung möglich ist.

Auch aus psychologischer Sicht bestehen gute Argumente, kollektive Ruhephasen beizubehalten. Neuere Ansätze problematisieren eine sich weiter ausbreitende Hyperaktivität — gewissermaßen »entgrenzte« und von aller Bindung befreite Zeit — die sich im Verlust von Ruhephasen zeige. Die weit verbreitete Depression wird als Spiegelbild solcher Manie erklärt: Immer mehr in immer weniger Zeit zu leisten, verschiedene Dinge gleichzeitig zu tun, sich beim Nichtstun schuldig zu fühlen. Die Ablösung der kollektiven Wochenendruhe durch individualisierte freie Tage wie die möglicherweise bevorstehende Rundum-die-Uhr-Gesellschaft dürfte diese ohnehin steigende Tendenz zur manischen Lebenspraxis fördern. Der Anspruch an Aktivitätsbereitschaft wird gesetzt durch das Vorleben der Aktivität der anderen.

Im symbolischen Interaktionismus wird darauf hingewiesen, daß »die Bedeutung eines [materiellen oder immateriellen; Anm.d.Verf.] Dings für eine Person ... sich aus der Art und Weise (ergibt), in der andere Personen ihr gegenüber in

bezug auf dieses Ding handeln« (Blumer). So kommt also dem Interpretieren eines Dinges oder einer Situation durch die Handelnden wesentliche Bedeutung zu. Diese Interpretation hängt in entscheidendem Maße von den Erfahrungen mit anderen und von dem ab, was sie vorleben. Mit anderen Worten wird durch den sozialen Vergleich das Niveau und die Ausformung der Aktivitäten der Mitglieder einer Gesellschaft hergestellt. Daraus ergibt sich die Möglichkeit eines sich immer weiter aufschaukelnden Anspruchs an die unlimitierte Leistungsbereitschaft der Menschen in der Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft.

Aber nicht nur soziologische, auch chronobiologische Forschungen deuten auf die Abhängigkeit des Zeitbezuges der Menschen von sozialen Prozessen hin. Stärker noch als die Einflüsse hell und dunkel, denen man gemeinhin den Anforderungscharakter zu Aktivität oder Ruhe zuschreibt, sind es sogenannte soziale Zeitgeber, die die Aktivitäts- bzw. Ruhephasen des Menschen, vermittelt über die Circadian-Rhythmik, steuern. Hier beweist sich m.a.W. die alte Volksweisheit, daß der Mensch ein Herdentier sei, sogar biologisch. Auch da, wo Medizin und Sozialwissenschaften zusammentreffen, in der Erforschung der Schichtarbeit, läßt sich nachweisen, daß der Mensch in seinen Aktivitätsmustern sich immer an anderen Menschen orientiert.

Aus dem sozialen Vergleich erwächst die Legitimation für Lage und Umfang von Ruhephasen, freilich gespiegelt durch tradierte moralische Normen. Denen zufolge ist es einzelnen gesellschaftlichen Gruppen, wie Kindern, Alten oder aber auch Kranken, gestattet, mit besonderer Begründung von diesen Normalerwartungen nach unten abzuweichen, anderen Gruppen, etwa Politikern, Ärzten oder Pfarrern, hingegen nach oben.

Entsprechend ist Gegenzeitlichkeit gegen den herrschenden Zeitrhythmus eigentlich ein gesellschaftlich als normal definiertes Phänomen, sofern diese auf begründeten Ausnahmen beruht. Die kontrastzeitliche Lage individueller Handlungen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen mit besonderer Begründung bekräftigt und stützt sogar den gemeinsamen gültigen Zeitablauf, solange die gegenzeitliche Lage von Aktivitäten auf eine Minderheit und auf wohldefinierte Ausnahmen beschränkt bleibt. Beispielsweise ist der Urlaub eine Zeitspanne, die zumindest in ihren Aktivitäten, meist aber auch räumlich und im Zeitrhythmus, im Kontrast zu »den anderen« Menschen verbracht und in dieser Form gesellschaftlich gebilligt wird. Dagegen zeichnet sich die völlige Entkopplung des eigenen Zeitrhythmus von einem kollektiv gültigen gerade durch das Fehlen eines solchen inhaltlichen Normal-Richtwertes aus. Vom individuell pathologischen unterscheidet einen allgemein üblichen individualisierten Ablauf nur mehr der Umstand, daß er allgemein so und nicht anders üblich ist; auf diese Weise wird das Individuum von einer unmittelbar schuldbeladenen oder als Versagen erlebten Situationsdeutung entlastet.

Die kontinuierliche Gesellschaft wäre also wesentlich dadurch charakterisiert, daß sie das Moment des sozialen Vergleichs in bezug auf die Ruhephasen eliminiert oder, genauer gesagt: die Vergleichspunkte abstrahiert. Die sichtbaren Ruhezeiten am Wochenende oder in den Abendstunden weichen dem Wissen darüber, daß während man selbst eine Ruhepause hat, gleichzeitig mit einem selbst ein bestimmter Teil der Gesellschaft ruht. Sichtbar ist dies in einer Gesellschaft,

in der Produktion, Konsumtion und Information unvermindert weitergehen, nicht. Der Verlust an sinnlich im gleichen Moment wahrnehmbaren Ruhephasen, das Fehlen plastischer Vergleichspunkte könnte so gleichermaßen zu einem Verlust wie zu einer anderen Beschaffenheit künftiger Ruhephasen führen. Neben der genannten Hyperaktivität als Form der pathogenen Reaktion könnte ebenso Apathisierung, Erlahmen der Aktivitätsbereitschaft angesichts zu vieler intensiver Außenreize die Folge sein. Vor der Vielzahl der Erwartungen kapituliert das Individuum und schottet sich psychisch und sozial gegen den permanenten Terror der erwarteten Leistungs- und Reaktionsbereitschaft ab.

Neben Hyperaktivität und Apathisierung ist eine dritte Variante vorstellbar, die hedonistisch begründete Demotivierung. In diesem Fall tritt für den Wahrnehmenden nicht die ruhelose Ungetriebenheit in den Vordergrund, sich keine Pause gönnen zu können im Angesicht derweil arbeitender anderer Menschen, sondern vielmehr der Neid, daß andere sich in einem Augenblick ausruhen können, während man selbst arbeitet. Die hieraus resultierende Verringerung der Chancen für soziale Kontakte wird als gesellschaftliche Marginalisierung erfahren, als Abwertung der sozialen Stellung.

Die Stimulierung ununterbrochener Rastlosigkeit durch individualisierte Zeitrhythmen hängt, wie inzwischen hinlänglich bekannt ist, mit dem Fortgelten einer bestimmten Arbeitseinstellung, dem protestantisch geprägten Arbeitsethos zusammen. Solange dieses gilt, wird der Vergleich mit der sozialen Umwelt während der eigenen Ruheperiode bei der ganz überwiegenden Mehrzahl der Menschen das schlechte Gewissen mobilisieren, weniger zu leisten, als man leisten sollte. Mit anderen Worten wird unter der Bedingung der Arbeitsgesellschaft die rein hedonistische Variante, es zu genießen, nichts tun zu dürfen, derweil andere arbeiten, die Ausnahme bleiben. Davon ausgenommen sind die von der Gesellschaft positiv sanktionierten Ruhezeiten wie der Urlaub, der Altersruhestand oder krankheitsbedingte Arbeitsunterbrechungen.

Für ein Ende der Arbeitsgesellschaft stehen nun aber die Zeichen trotz gegenteiliger Behauptungen u.E. schlecht. Ein hoher Anteil der Arbeitszeit an der individuellen Lebenszeit für die nach wie vor große Mehrheit der Bevölkerung, aber auch, bei kürzerer Arbeitszeit, eher steigende Arbeitsbelastungen sind gegenwärtig noch zu konstatieren. Was in Erhebung öffentlichen Bewußtseins zum Ausdruck kommt, muß doch eher als eine Formulierung von Hoffnungen und Wünschen gesehen werden denn als bereits vollzogener tatsächlicher gesellschaftlicher Umschwung. Inwiefern sich gegenzeitliche Lagen als desintegrierend für Individuen und Gesellschaft erweisen, wird aber nicht zuletzt davon abhängen, ob und in welchem Umfang der Wertewandel tatsächlich stattfindet.

4. Bewahrung oder Veränderung zeitlicher Strukturen?

Die kontinuierliche Gesellschaft, so vermuten wir, wird also einmal Probleme der Sozialintegration auslösen, indem sie die Lebens- und Erfahrungswelten verschiedener gesellschaftlicher Gruppierungen weiter auseinanderdriften läßt und damit den Geltungsanspruch universeller Normen im System Recht sowie im System Moral weiter auflöst.

Neben dem sozialen ist ein Anstieg des psychischen und physischen Belastungsniveaus durch Dauerbeanspruchung zu befürchten. Was für die Wochenruhezeiten gilt, gilt dabei ebenso für den Tagesrhythmus. Die Ausdehnung von Wirtschaftstätigkeiten und Spätschichten, von Unterhaltungsangeboten, Einkaufsmöglichkeiten oder die Rund-um-die-Uhr-Versorgung mit Satelliten-Programmen hebt das Aktivitätsniveau einer Gesellschaft und führt möglicherweise zu einem Zustand von Hyperaktivität, der sich gemessen in Ausdrücken des Bruttosozialprodukts zwar vorteilhaft niederschlagen kann. Jedoch produziert die Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft vermutlich eine Reihe gesellschaftlicher Folgekosten, die bislang niemand übersehen kann. Dabei besteht der qualitative Unterschied zur gegenwärtigen Situation darin, daß ein weiteres Stück »Normalität« des Lebensrhythmus verloren geht und das Individuum gezwungen wird, zu anderen künstlichen Orientierungssystemen im Alltag hinzutretend nun auch noch künstliche zeitliche Orientierungssysteme zu adaptieren. Der Umgang mit der Zeit im Alltag der kontinuierlich aktiven Gesellschaft wird zu einer kräfte- und ressourcenzehrenden Organisationsleistung der Menschen.

Wenn Leistungs- und Aktivitätssteuerung hinsichtlich der zeitlichen Dimension durch Vergleich mit dem sozialen Umfeld erfolgt, dann muß davon ausgegangen werden, daß der Verlust kollektiver Ruhephasen zu einem auch in der Freizeit fortgesetzten Leistungsverhalten führt, das sich lediglich auf andere Objekte als auf die Erwerbsarbeit, von der man gerade befreit ist, richtet.

Die dargelegten Überlegungen beinhalten keineswegs die pauschale Forderung nach Beibehaltung der gegenwärtigen Zeitordnung, etwa indem man behauptete, diese sei naturgemäß. Umgekehrt muß jedoch gesehen werden, daß die bestehende Zeitordnung das Ergebnis jahrhundertelanger Auseinandersetzungen und eine tragende Säule der sozialen Architektur der hochindustrialisierten Gesellschaft ist. Der Kampf um die humane Gestaltung der Lebensbedingungen der modernen Gesellschaft seit der industriellen Revolution war immer auch ein Ringen gegen unlimitierte Wirtschaftszeiten, zur Beschränkung des Arbeitstages, zur Eingrenzung von Öffnungszeiten, zum Schutz kultureller Institutionen wie dem Feierabend und dem Feiertag, mit dem Ziel der Herstellung lebbarer Arbeitsbedingungen auf der einen Seite und erträglicher Wettbewerbsbedingungen auf der anderen. Der Kampf um Zeitstrukturen war und ist stets ein Streit um die Vergabe von Chancen, von erwerbswirtschaftlichen wie von Lebenschancen.

Die für die Zukunft wichtige Frage scheint hier die nach der Beweislast: Muß derjenige, der bewahren will, sein Beharren begründen oder muß derjenige, der verändern will, Ziele und Folgen seiner Veränderungswünsche angeben? Angesichts der sich häufenden Fehlentwicklungen in einer Reihe zentraler technischer und sozialer Bereiche (beispielsweise Atomkraft, Massenarbeitslosigkeit, Biotechnologie) sind die Zweifel an den Segnungen des Fortschritts heute bekanntlich massiv gewachsen. Damit hat sich, auch was unsere künftige Zeitordnung angeht, die Beweislast tendenziell zu denen verlagert, die von einer kontinuierlich leistenden Gesellschaft irgendwie geartete Fortschritte erwarten. Auch wer die Fortentwicklung von Zeitstrukturen dem Markt als scheinbar neutraler Regulationsinstanz überstellen will, ist von dieser Beweislast nicht befreit.

Hans Joachim Sperling

Pausen: Zur Innenansicht der Arbeitszeit*

Mit dem gewerkschaftlichen Tarifikampf um die 35-Stunden-Woche ist die Debatte über Arbeitszeitfragen neu belebt worden; eine Debatte, die politisch-gesellschaftlich zusammenläuft mit der Frage nach der Zukunft der Arbeit. »Neuorganisation des Systems gesellschaftlicher Arbeit«, so Oskar Negt, »ist das Thema, wenn um die 35-Stunden-Woche gekämpft wird.« (Negt 1984, 36)

»Drei gute Gründe« waren es, mit denen die IG Metall ihre Forderung nach der 35-Stunden-Woche argumentativ untermauerte: »Arbeitsplätze sichern und schaffen« hob den beschäftigungspolitischen Effekt zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in den Mittelpunkt; »Leben und Gesellschaft gestalten« zielte auf mehr freie Zeit für den einzelnen und seine Familie; und schließlich »Arbeit menschlich machen« implizierte einen zeitlichen Ausgleich für wachsende Arbeitsbelastungen durch kürzere Arbeitszeit.

Nun ist, darauf muß bei aller Orientierung auf linearer Verkürzung von Arbeitszeit insistiert werden, Arbeitszeit nicht gleich Arbeitszeit, sowenig wie Arbeit gleich Arbeit ist — gewiß, eine banale Feststellung. Qualifikation und Belastung von Arbeitstätigkeiten sind gebräuchliche Raster, um Arbeitsplätze und Tätigkeiten zu differenzieren. Der Umgang mit Arbeitszeit und die Verfügung über Arbeitszeit sind nicht weniger bedeutsame Kriterien, mit denen sich unterschiedliche Qualitäten von Arbeiten identifizieren lassen. Ob sich einer seine Arbeitszeit selbständig einteilen kann, darüber entscheiden kann, ob und wann er etwa Pausen einlegen kann, oder ob er oder sie einer strikten technischen und organisatorischen Zeitbindung, einem ausgeklügelten Arbeitstakt unterliegt: dazwischen können Welten liegen auch bei einer einheitlichen regelmäßigen Arbeitszeit von, sagen wir, 40 oder auch 35 Stunden. Und tatsächlich bildet die betriebliche Auseinandersetzung um Anspruch, Kontrolle und Gestaltung von Pausen im Arbeitstag einen bedeutsamen Strang des historischen Streits um die Zeit, der im Schatten der großen Linienführung des Kampfes um den Normalarbeitstag und um Arbeitszeitverkürzungen in der Wahrnehmung vielfach zurücktritt. Der Blick auf die Innenansicht der Arbeitszeit bringt davon historisch einiges ans Licht und belegt die anhaltende Aktualität der Aneignung von eigenbestimmter Zeit angesichts erheblicher technischer und organisatorischer Veränderungsprozesse der Arbeitswelt.

»Mach' mal Pause ...«: der suggestiven Aufforderung haben die Arbeitenden schon immer versucht zu folgen, auch wenn ihnen der Anspruch von betrieblichen Instanzen häufig streitig gemacht worden ist. Die Formen der Pausen sind dabei vielfältig: es sind willkürliche und verdeckte Pausen, es sind gesetzlich, tariflich oder betrieblich vereinbarte Pausenzeiten. Als Gemeinsames drücken sich in ihnen Bedürfnisse und Interessen von Belegschaften, Arbeitsgruppen

* Gekürzter Vorabdruck aus: Rainer Zoll (Hrsg.): Krise der Zeiterfahrung. Mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp-Verlags.

oder einzelnen aus, den Zumutungen der betrieblichen Herrschafts- und Arbeitsorganisation zu trotzen und eigene soziale Ansprüche auf Kommunikation, Kooperation, Bewegung zu verwirklichen: Manifestationen des »Eigensinns« der lebendigen Arbeit sind sie allemal.

Pausen als Reservate vorindustrieller Lebenswelt in der Fabrik

Der Prozeß der kapitalistischen Industrialisierung hat, bei aller historischen Ungleichzeitigkeit seines Verlaufs, mit seinen technologischen, ökonomischen und sozialen Umwälzungen auch Veränderungen der ökonomischen und sozialen Zeitstrukturen und Zeiterfahrungen in Gang gesetzt. Die an Naturzyklen orientierte Zeit agrarischer Produktion und die an traditionellen Gewohnheiten orientierte aufgabenbezogene Zeiteinteilung vorindustrieller Handwerksarbeit werden überlagert und verdrängt von Ausprägungen eines industriellen Zeitdukts, der auf »Kontinuität, Gleichförmigkeit, Regelmäßigkeit, Ordnung« (MEW 23, 365) aus ist.

Bis die Ökonomisierung der linear-abstrakten Zeit sich als dominantes Kalkül kapitalistischer Fabrikorganisation durchsetzt, vergeht freilich eine Zeitspanne, die sich vom Beginn der industriellen Revolution bis zur Durchsetzung des Normalarbeitstages datieren läßt. Die erste Phase der kapitalistischen Industrialisierung — in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — ist zunächst geprägt durch den »Drang zu maßloser Verlängerung des Arbeitstags«: tägliche Arbeitszeiten von 14 bis 16 und Wochenarbeitszeiten von 60 bis 80 Stunden und darüber hinaus sind das durchaus übliche Maß. Es ist der ökonomische Zwang, der die Arbeiterinnen und Arbeiter in die Fabriken zwingt und sie mit Disziplinierung und Kontrolle dort hält. Es ist aber auch eine Arbeiterschaft, die gegen die zeitlichen Zumutungen der Fabrikarbeit an ihren althergebrachten zeitlichen Arbeitsgewohnheiten festzuhalten sucht.

Unpünktlichkeit, Blaumachen, häufiger Betriebswechsel sind ebenso Versuche, der Arbeitszeit zu entkommen, wie Unterbrechungen und Pausen im Arbeitstag Versuche sind, sich dem Zeitrhythmus der kapitalistisch-industriellen Produktion zu entziehen.

Christoph Deutschmann hat die Grundform dieser Konfrontation der traditionellen Zeitgewohnheiten der frühen Indüstriearbeiter mit einem mechanischen Zeitregime des Fabrikbetriebes als »frühindustrielles Zeitregime« charakterisiert, für das eine »synchron gespaltene Zeitstruktur« konstitutiv ist:

»Auf der einen Seite beobachten wir eine nahezu ungehemmte Dynamik der Betriebszeiten ... Der faktische Arbeitsrhythmus ist dagegen noch weithin durch vorindustrielle Gewohnheiten geprägt ... Im alltäglichen Arbeitsverhalten findet das seinen Ausdruck in einem zähen Festhalten der Arbeiter an ihrem gewohnheitsmäßigen 'Schlendrian'.« (Deutschmann 1985, 77)

Der Kampf gegen Bummel und Schlendrian in der Fabrik tritt zunehmend in den Vordergrund kapitalistischer Zeitökonomie, als mit der Schaffung neuer technischer Produktionspotentiale die rationellere Organisation der Produktions- und Arbeitsprozesse zum Programm der Neustrukturierung industrieller Fabrikarbeit wird. Bedeutung erlangt zudem der fortschreitende Prozeß der Verkürzung der täglichen und wöchentlichen Arbeitszeiten, der ins Zentrum gewerkschaftlicher Forderungen und Kämpfe sowie sozialpolitischer Regulierung

tritt und schließlich mit der Einführung des Normalarbeitstages eine historische Zäsur schafft.

Mit der Durchsetzung des Normalarbeitstages wird die Arbeitszeit zum Gegenstand politischer und sozialer Regulierung und Normierung; Freizeit polarisiert sich gegen die Arbeitszeit zu einem eigenen Zeitblock, der den Arbeitenden vielfältige Verwendungen öffnet; die Poren des zeitlichen Arbeitstages werden dichter geschlossen. Die zunehmende Verdichtung, Straffung und Beschleunigung, kurz: die Intensivierung der Arbeit zielt auf die Vermeidung von »unproduktiver« Zeit, als die sich Unterbrechungen des Produktionsflusses aus der Sicht des Kapitals darstellen müssen, und damit auch auf die Eliminierung jener Pausen, deren Praxis den Bedürfnissen und Gestaltungsmöglichkeiten der Arbeiter folgte.

Nicht daß die Pausen völlig aus dem Arbeitstag verschwinden war das Ziel der modernen Arbeits- und Zeitorganisation, sondern daß sie der Verfügung der Lohnarbeiter entzogen würden und statt dessen die Zuteilung und Anweisung von Pausen betrieblich normiert und kontrolliert werden sollte, bildete einen der Programmpunkte moderner Zeitwirtschaft, wie sie von Taylor begründet und von REFA verwaltet wird.

Worum es Taylor und dem modernen Arbeits- und Zeitstudium immer ging und weiterhin geht, ist, »den Arbeitstag so einzuteilen, daß während der zur Arbeit bestimmten Zeit wirklich gearbeitet und während der Ruhepausen wirklich geruht wird, d.h. es soll eine scharfe Grenze gezogen werden und nicht beides gewissermaßen gleichzeitig geschehen« (Taylor 1919, 92).

Die prekäre Pause im Arbeitsalltag

Doch die Rechnung ging im Arbeitsalltag nie ganz auf: den Anstrengungen, die Arbeitszeit methodisch-exakt durchzuorganisieren, gelang es nie völlig, die subjektiv-sozialen Bedürfnisse der Arbeitenden zu neutralisieren.

Die Arbeitswissenschaft, die in Deutschland in den zwanziger und später in den fünfziger Jahren mit dem Anspruch angetreten war, auf der Basis von naturwissenschaftlich-physiologischen Laborexperimenten dem Kausalmechanismus von Ermüdung und Erholung auf die Spur zu kommen, blieb den Nachweis dafür schuldig; auch wenn sie anwendungsorientierte Verfahren vorschlug, etwa mit Hilfe von Energieumsatz- und Pulsfrequenzmessungen Zeiteile für Erholungspausen zu ermitteln. Diese Verfahren sind allerdings relativ aufwendig; deshalb werden kaum Pausen zur Erholung von der betrieblichen Zeitwirtschaft ermittelt und ausgewiesen. Darüber hinaus basieren die arbeitswissenschaftlichen Pausenkonzepte auf eng gefaßten Belastungskriterien, die jegliche Momente von sozialen Spielräumen und Kommunikationsmöglichkeiten ausgrenzen (vgl. Sperling 1983).

Daß diese Ausgrenzung allerdings nicht wirksam ist, zeigt sich in der sozialen Realität der Betriebe, in der es dem Management bei allen Kontrollstrategien nicht vollständig gelingt, den Eigensinn der Lohnarbeiter zu neutralisieren und die »Unbestimmtheitslücke«, die der Arbeitsvertrag beinhaltet, zu schließen.

Empirisch-praktische Erfahrungen zeigen vielmehr in vielfältiger Weise auf, wie die Arbeitenden soziale Ansprüche auf arbeitsinhaltliche und -zeitliche Gestaltungschancen gegen die betrieblichen Interessen geltend machen. Das gelingt am ehesten den klassischen Facharbeitern, die bislang immer noch über ein vergleichsweise hohes Maß an fachlicher und zeitlicher Disposition verfügen — was ihnen auch erlaubt, die Pausendauer und ihre Gestaltung ein Stück weit selbst zu bestimmen und sie gegenüber den betrieblichen Vorgesetzten zu behaupten.

»Einen Fünfzehner machen« bedeutet im Bauarbeiter-Jargon, sich für eine Weile, eben eine Viertelstunde, auszuruhen. »Herausgearbeitete« Akkordpausen gehören traditionell zum sozialen Besitzstand qualifizierter Arbeiter.

»Im Akkord«, so zitiert eine soziologische Studie aus der Werftindustrie einen Schlosser, »im Akkord mußte ich nicht den ganzen Tag immer am Arbeitsplatz sein, ich konnte auch mal in eine Werkstatt gehen und mit den Kollegen ein Gespräch führen. Also man hat da ein bißchen mehr Möglichkeiten, man kann sich die Zeit doch ein bißchen einteilen im Akkord ... Daß man was Privates mal ein bißchen machen kann.« (Schumann u.a. 1982, 355)

Eine andere soziologische Untersuchung beschreibt das soziale Arrangement, das die Pausenpraxis der Arbeiter ermöglicht:

»Der Arbeiter sucht diese Pausen zu tarnen. Er denkt dabei nicht nur an den Meister, sondern er bemüht sich auch darum, den Eindruck der Ordnung im Betrieb zu erhalten — und Ordnung im Betrieb bedeutet nun einmal, daß gearbeitet wird. Eine Tarnung der Pause wird möglich, weil nicht jedes Verlassen des Arbeitsplatzes mit einer zusätzlichen Pause identisch ist: der Arbeiter kann z.B. gerade neue Stähle holen müssen ...« (Wiedemann 1964, 118)

Die Pausenpraxis bleibt im betrieblichen Alltag für jene Arbeitergruppen immer prekär, die über nur geringe berufliche Kompetenzen verfügen und deren Arbeitssituation ihnen zudem kaum Gestaltungsspielräume läßt. Das wird deutlich in der Aussage einer Bandarbeiterin in einer Bekleidungsfabrik:

»Der Betriebsrat, der sagt zwar, man kann bei Akkord ab und zu mal 'ne Pause machen. Aber wenn man überlegt, unser Chef, also der Betriebsleiter, der sieht's nicht so gern. Also man sollte es machen ... Aber, sehen Sie, die sagen nichts, die Bandleiterin oder der Abteilungsleiter, aber wenn man die Gesichter dann so beurteilt, das sehen sie nicht so gern.« (Eckart u.a. 1979, 461)

»... muß sich weniger ducken und hat ein Anrecht auf Pause«

Es markiert deshalb einen bedeutsamen politisch-sozialen Einschnitt, als 1973 eine Gewerkschaft, die IG Metall, für die Arbeiterinnen und Arbeiter im Leistungslohn in der baden-württembergischen Metallindustrie einen 40minütigen Pausenanspruch pro achtstündigem Arbeitstag nach einem Streik tariflich durchsetzte. »In jeder Stunde hat jetzt der Arbeiter Zeit für sich. Er muß sich weniger ducken und hat ein Anrecht auf Pause«, so kommentierte die IG Metall den Abschluß der Pausenregelung des Lohnrahmentarifvertrages II im Herbst 1973 (vgl. Schauer u.a. 1984).

Die breite zustimmende Resonanz, auf die die gewerkschaftliche Pausenforderung bereits während des Tarifkampfes bei den Beschäftigten getroffen war, begründete sich für große Teile der Arbeiter in deren Erfahrungen zunehmender zeitlicher Verdichtungen der betrieblichen Arbeitsprozesse, die als wachsender Leistungsdruck erfahren wurden. Auf dem Hintergrund dieser Erfahrungen hat die Erholzeitpause die Funktion, den Leistungsdruck zu mildern und ein höheres Maß an Zumutbarkeit der arbeitstäglichen Leistungsverausgabung sicherzustellen.

len. Zugleich zeigen die Erfahrungen der betrieblichen Aneignung des Pausenanspruchs durch die Arbeiter, daß die Pausen erhebliche soziale Bedeutung erhalten, indem sie ermöglichen, untereinander Kontakte und den Austausch von Meinungen über ihre Interessen herzustellen.

Die betriebliche Umsetzung des tariflichen Erholzeitananspruchs von insgesamt 40 Minuten pro achtstündigem Arbeitstag folgt, wie die Erfahrungen zeigen, stark den Ausprägungen der Arbeits- und Zeitstrukturen der betrieblichen Tätigkeiten sowie den daraus resultierenden Arbeits- und Pauseninteressen der Beschäftigten, die den sozialen Wirkungsgehalt der Pausenaneignung betrieblich ausmachen. Generell hat sich bei der betrieblichen Umsetzung und zeitlichen Verteilung des Pausenanspruchs eine Tendenz zur Zusammenfassung von Pausenzeiten zu größeren Pausenblöcken durchgesetzt, anstelle einer Unterbrechung des Arbeitstages durch mehrere Kurzpausen. Ferner zeigte sich, daß die zunächst geäußerte Erwartung, daß die Pausen vor das Ende der Arbeitszeit gelegt würden und so den Effekt einer unmittelbar-direkten Verkürzung des Arbeitstages bekämen, kaum eingetroffen ist. Hinsichtlich der im einzelnen in der Form von Betriebsvereinbarungen erfolgten Festlegungen der Häufigkeit und der jeweiligen Dauer der Pausen lassen sich nach den produktions- und arbeitsprozeßlichen Bedingungen unterschiedliche Akzentuierungen ausmachen, die sich fortsetzen in den Formen der Inanspruchnahme und Ausgestaltung der Pausen durch die Beschäftigten.

So wird nach Aussagen der Betriebsräte von den betroffenen Arbeitern vielfach die Ausbildung eines eigenen Arbeitsrhythmus gegen eine zu häufige und schematische Unterbrechung durch Pausen geltend gemacht. Dieses Argument spielt am stärksten eine Rolle unter den Fertigungsbedingungen qualifizierter Einzel- und Kleinserienfertigung, in der die Art der Arbeitstätigkeiten am ehesten noch einen Spielraum für die Einteilung des Arbeitspensums im Verlauf des Arbeitstages zuläßt. Von den Arbeitern wird zudem ein streng formalisiertes Pausenregime als disziplinierender Eingriff in das Arbeitsverhalten empfunden und als Zerstückelung des Arbeitstages abgelehnt. Darin steckt nicht zuletzt ein Moment der Abwehr gegen fortschreitende Standardisierung und Rationalisierung der Arbeitsprozesse, die auch in dem leistungspolitischen Verhalten dieser Arbeitergruppe zum Ausdruck kommt. Ihr Arbeitsverständnis läßt diese Arbeiter, wie es ein Betriebsrat ausdrückt, den »arbeitswissenschaftlichen Krampf der Kurzpause« wie selbstverständlich zurückweisen. Deshalb findet sich in diesen zumeist Maschinenbaubetrieben auch am deutlichsten die Tendenz ausgebildet zur Zusammenfassung der Pausenzeit zu größeren Zeitblöcken und zur teilweisen individuellen Pausenahme.

Wenn demgegenüber unter den Bedingungen von Großserienfertigung bei extremer Arbeitsteiligkeit und bewegungsanalytisch gestalteten Arbeitstätigkeiten — wie sie in der Elektro- und Autozubehörindustrie vorzufinden sind — eine vergleichsweise häufigere Unterbrechung des Arbeitstages durch Pausen erfolgt, gewinnen gleichzeitig diese Pausen für die Arbeitssituation repetitiver Arbeit einen anderen sozialen Gehalt. Hier erlangt die Markierung des Arbeitstages durch tarifliche Erholpausen die Bedeutung einer deutlicheren Strukturierung des Arbeitstages, der durch die rasche Aufeinanderfolge der stets gleichen Ver-

richtungen den Arbeitenden sonst kaum zeitliche Strukturierungen ermöglicht. Gleichwohl ist auch unter diesen Bedingungen in keinem Betrieb der Pausenanspruch auf stündliche Kurzpausen aufgeteilt, sondern jeweils zu größeren Pausenblöcken zusammengefaßt worden. Daran erweist sich, daß im Zeitduktus der Pausenentnahme sich zugleich Pausenbedürfnisse und -interessen der Arbeiter Ausdruck verschaffen, die eine wirksame Erholung anstreben, die nicht ausschließlich physiologisch als eine Belastungsunterbrechung verstanden wird, sondern einen zeitlich wahrnehmbaren Abstand zur Arbeit gewinnen läßt.

In den Betrieben werden die Pausen von den Arbeitern überwiegend am Arbeitsplatz verbracht oder in Pausenecken, die in unmittelbarer Nähe des Arbeitsplatzes aus einigen Stühlen und Tischen meist behelfsmäßig hergerichtet worden sind. Der räumlichen Konzentration entspricht zugleich der sozial gerichtete Bezug auf den Nahbereich der Nachbarschaftsgruppe und den durch sie konstituierten sozialen Zusammenhang. Übereinstimmend wird von den Betriebsräten hervorgehoben, daß die Erholzeitregelung die Voraussetzung für eine erheblich intensivere Kommunikation der Arbeiter untereinander geschaffen hat und eine Tendenz zur ausgeprägten Gruppenbildung während der Pausenzeit beobachtet werden kann, die auf dem direkten Arbeitszusammenhang, der Nationalitätzugehörigkeit, gemeinsamen Freizeitinteressen oder ähnlichem basiert. Diesen informellen Gruppenkommunikationen scheinen die quasi-informellen arbeitsplatznahen Pausenecken eher zu entsprechen als der Rahmen von betrieblichen Pausenräumen. Auch dort, wo ausreichend Pausenräume vorhanden sind, werden diese von den Arbeitern nur selten aufgesucht. Von den Arbeitern wird dabei häufig angeführt, daß die Pausenräume vielfach zu weit vom Arbeitsplatz entfernt liegen, vor allem aber, daß die Pausenzeit in den Pausenräumen ein erheblich größeres Maß an zeitlicher und sozialer Kontrolle durch die Instanzen der betrieblichen Hierarchie bedeute, während die Pausenecken deutlicher die Eigenverfügung über die Pause sichern. Die konkrete Ausgestaltung der Pausenregelung stellt zugleich einen Schritt praktischer Kritik der arbeitswissenschaftlichen Kurzpausen-Konzepte dar, deren Geltung von Arbeitgeberseite wie vom REFA-Verband weiterhin aufrechterhalten wird.

Zur sozialen Wirksamkeit der Pausen nach dem Lohnrahmentarifvertrag II trug entscheidend mit bei, daß es sich bei den Tarifpausen um eine gleichermaßen individuell beanspruchte wie kollektiv verbindliche Regelung handelt. Einerseits ist der Pausenanspruch betrieblich-einheitlich vorgegeben und wird nicht, wie bei den Verfahren des Arbeits- und Zeitstudiums, auf den einzelnen Arbeitsplatz bezogen je nach den spezifischen Belastungsformen differenziert ermittelt und gewährt. Zum anderen ist der Pausenanspruch im Verlauf eines Tarifkampfes durchgesetzt worden, der die Pausenforderung politisch-öffentlich legitimiert hat. Franz Steinkühler, der damalige Bezirksleiter der IG Metall in Stuttgart, hatte die Bedeutung, die die Pausenregelung des Lohnrahmentarifvertrages für die Beschäftigten in der Metallindustrie erlangt hat, so resümiert:

»Die Pausenregelung, angestrebt aus Sorge um die Gesundheit unserer Akkordarbeiter, bekommt eine dreifache Funktion; zum einen ist sie physische Entlastung; zum zweiten entlastet sie aber auch psychisch, indem sie die Schicht in 'erträgliche Portionen' aufteilt; und darüber hinaus erfüllt sie eine wichtige soziale Aufgabe, weil sie Kommunikation ermöglicht, das Gespräch am Arbeitsplatz.« (Steinkühler 1981, 151)

Die praktischen Pausenerfahrungen haben vielfältig belegt, daß es — jenseits der Fragen der objektiven Messung von Belastungen und Beanspruchungen und der Funktion eines Ermüdungsausgleichs — stets wesentlich um die Sicherung von individuellen und kollektiven Gestaltungs- und Handlungsspielräumen geht, die es ermöglichen, eine eigene soziale Logik gegen die Logik der ökonomischen und physiologischen Kalkulation und Rentabilität zu etablieren.

»Zukunft der Pause«

In der gewerkschaftspolitischen Arbeitszeitpolitik ist die Pausenfrage allerdings von der Tagesordnung abgesetzt. In den siebziger Jahren ist es nicht gelungen, ähnlich weitgehende Pausenansprüche wie in der schwäbischen und badischen Metallindustrie auch in anderen Bereichen durchzusetzen. Doch mit einer zukünftigen weiteren Verkürzung der Wochenarbeitszeit verliert die Frage der Pause keineswegs an praktisch-sozialer Bedeutung. Im Gegenteil: wie die historischen Erfahrungen beim Übergang zum 8-Stunden-Tag oder bei der Einführung der 40-Stunden-Woche belegen, sind Arbeitszeitverkürzungen zugleich für die Unternehmen Anlaß zu weiterer zeitlicher Verdichtung der Arbeitsprozesse und zur Steigerung der Arbeitsintensität. Und das gilt nicht allein nur für den Bereich traditioneller Akkordarbeit in der Industrie, sondern zunehmend auch für wachsende Bereiche von Angestelltentätigkeiten. Im Büro waren die Möglichkeiten von informell eingelegten Kaffeepausen bislang immer noch gegeben; der Einzug und die exzessive Ausbreitung von EDV-Technik im Büro- und Verwaltungsbereich engt diese Spielräume erheblich ein. Insofern zielen vermehrte Pausen auf eine Abwehr möglicher Leistungsverdichtungen und tragen zu einer »Entdichtung« der täglichen Arbeitszeit bei.

Eine »Arbeitszeitverkürzung in der Arbeitszeit«, die auf größere Zeitanteile für Pausen zielt, kann jedoch nicht nur eine weitere zeitliche Verdichtung abwehren, sondern auch praktische Kristallisationspunkte bilden für eine zeitliche und soziale Kontrolle über die Arbeit durch die Arbeitenden selbst, die eine Zeitsouveränität erst wirklich begründet.

Literaturverzeichnis

- Deutschmann, C., 1985: Der Weg zum Normalarbeitstag. Frankfurt/M.
- Eckart, C., U. Jaerisch und H. Kramer, 1979: Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Frankfurt/M. MEW = Marx-Engels Werke. Berlin/DDR
- Negt, O., 1984: Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Frankfurt/M.
- Schauer, H., H. Dabrowski, U. Neumann und H.J. Sperling, 1984: Tarifvertrag zur Verbesserung industrieller Arbeitsbedingungen. Frankfurt/M.
- Schumann, M., E. Einemann, C. Siebel-Rebell und K.P. Wittemann, 1982: Rationalisierung, Krise, Arbeiter. Frankfurt/M.
- Sperling, H.J. 1983: Pause als soziale Arbeitszeit. West-Berlin
- Steinkühler, F., 1981: Nachwort in P. Schobel: Dem Fließband ausgeliefert. München, Mainz
- Taylor, F.W., 1919: Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung. Berlin
- Wiedemann, H., 1964: Die Rationalisierung aus der Sicht des Arbeiters. Köln, Opladen.

Heraus aus dem Sumpf — am eigenen Schopf?

Alternative Lehren aus der Tarifrunde 1987

Die Tarifabschlüsse der IG Metall und der IG Druck und Papier sind in diesem Frühjahr im Einvernehmen mit den Arbeitgebern zustande gekommen — statt, wie antizipiert, im »vielleicht größten und unkalkulierbarsten Arbeitskampf in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« (Steinkühler, Mai 1987). Immerhin können sie als ein durchaus achtbares Remis betrachtet werden:

»Die Gewerkschaften der Bundesrepublik haben damit ... gezeigt, daß sie trotz konservativer Regierungspolitik und schwächender Massenarbeitslosigkeit grundlegende gesellschaftspolitische Ziele wie die Arbeitszeitverkürzung vorantreiben können.« (Zeuner 1987, 4)

In diesen Abschlüssen hat es aber auch Zugeständnisse der Gewerkschaften in Einzelfragen gegeben, die die Wirkung der vereinbarten Arbeitszeitverkürzungen insgesamt auf die Funktion eines Bestandschutzes für die Beschäftigten beschränken dürfte (ebd.) In der Situation anhaltender Massenarbeitslosigkeit ist das zweifellos unzureichend. Vor allem aber haben die Gewerkschaften einen strategischen Preis gezahlt: Das gewerkschaftspolitische Novum einer Vereinbarung langer Laufzeiten — drei Jahre, bis zum April 1990 — ist in einer Situation der rasch fortschreitenden Umstrukturierungsprozesse auf der Kapitalseite (vgl. PAQ 1987) bedenklich. Denn zumindest bedeutete es, daß die strategische Alternative von »Überwintern oder Überleben«, vor der führende Vertreter der IG Metall ihre Organisation bereits 1985, im Rahmen ihrer Auswertung des Arbeitszeitverkürzungskampfes von 1984, gesehen haben (Janßen/Lang 1985, 37) weiterhin offen geblieben ist. Wobei nicht übersehen werden sollte, daß in einer historischen Phase, in der das Kapitalinteresse — gegen alle in vergangenen Klassenkompromissen entstandenen politischen Vermittlungsstrukturen — sich an die pure Durchsetzung des stummen Zwanges der ökonomischen Verhältnisse knüpft, jedes Offenhalten einer derartigen Frage bereits dazu beiträgt, die Gewichte in Richtung eines bloßen Überwinterns mit dem Minimalziel des Organisationserhaltes zu verschieben.

Zugleich ist aber auch eine andere Frage offengeblieben: Wer wird die kommenden drei Jahre besser für sich nutzen können — die Kräfte, die die Kapitalverwertung von möglichst vielen politischen Fesseln befreien wollen, um so irgendwann in den neunziger Jahren einen von der »Selbstheilung der Marktkräfte« getragenen Aufschwung in einen neuen Akkumulations- und Regulierungsmodus hinein vorzubereiten, oder aber die Kräfte, die gerade in den Brüchen und Umwälzungen der anhaltenden Strukturkrise Durchbrüche in Richtung auf tiefer greifende Transformationen erreichen wollen. Erst wenn wir diese Problemebene in den Blick bekommen, kann ein Sachverhalt deutlich werden, den jede bloß gewerkschaftspolitische Formulierung der Problematik verdecken würde. Es geht nämlich *nicht* in erster Linie darum, ob die IG Metall in der Lage sein wird, »die gewonnene Ruhe (zu) nutzen«, um »Kampfkraft und Bündnisfähigkeit« für 1990 aufzubauen (Zeuner 1987, 5). Vielmehr ist die *zentrale Frage*,

ob die alternative und grüne Bewegung, die dieses Mal sehr weitgehend als mobilisierungsfähiger Bündnispartner ausgefallen ist (vgl. Kowol 1987) bis 1990 erkannt haben wird, daß die dann bevorstehende gesellschaftspolitische Tarifrunde so wichtig ist wie ein Raketenstationierungsbeschluß (oder auch Landtags- bzw. Bundestagswahlen) — und ob es ihr bis dahin gelungen sein wird, diese Einsicht in gezielte Initiativen und Kampagnen zur Aktivierung ihres besonderen sozialen Potentials umzusetzen.

1. Der Schlüssel für eine Veränderung der Kräfteverhältnisse liegt nicht mehr in der Hand der Gewerkschaften

Bereits die Auswertung der Erfahrungen mit Versuchen einer aktiven gewerkschaftspolitischen Nutzung des Humanisierungsprogrammes der sozialliberalen Bundesregierung hat m.E. ein wichtiges Resultat ergeben, das gewissermaßen durch das Raster der fast ausschließlich industriesoziologisch und gewerkschaftspolitisch orientierten linken und auch alternativen Debatte gefallen ist: Eine, wenn nicht sogar die entscheidende Bedingung erfolgreicher gewerkschaftlicher Durchsetzungsstrategien liegt auf der Ebene gesamtgesellschaftlicher »Stimmungslagen« — wie die Aufbruchstimmung um die Themen von »Lebensqualität« und »Demokratisierung« Anfang der siebziger Jahre — die sich als solche dem gewerkschaftlichen Handeln entziehen. Ein ähnliches Ergebnis läßt sich m.E. an der jetzt im Anschluß an die Tarifvereinbarungen geführten gewerkschaftspolitischen Debatte ablesen: Die immer wieder genannten Schwachpunktbereiche der Gewerkschaften, über deren Behebung bis 1990 laut nachgedacht wird, sind alle derart gelagert, daß sie eben nicht von den Kommunikations- bzw. Informationsangeboten einer gewerkschaftlichen oder der zu ihr hin offenen betrieblichen Öffentlichkeit erreicht werden — Angestellte, Jugendliche, Frauen sowie, seltener in der Debatte genannt, Langzeitarbeitslose bzw. Schattentarbeiter/innen und ausländische Einwanderer/innen.

Der Fehler der die Debatte beherrschenden Problematik scheint mir in der Fragestellung zu liegen, wie die Gewerkschaften diese ganz unterschiedlichen Gruppen, die heute nur noch von einer diffusen gesellschaftlichen Medienöffentlichkeit bzw. in ihren aktivsten und »bewußtesten« Teilen von Spezialöffentlichkeiten wie der der autonomen Frauenbewegung erreicht werden, wieder ansprechen und in ihre eigene Spezialöffentlichkeit einbeziehen können. Sie können es nicht. Denn dazu müßten sie sich in eine Art universelles Gesamtsubjekt einer gesellschaftlichen Transformation von unten verwandeln — das bekanntlich bereits in seiner (auch in der Vergangenheit immer eher imaginären als realen) Gestalt als »Partei der Arbeiterklasse« einigermaßen problematisch ist, als Gewerkschaft jedenfalls undenkbar ist.

Es wäre aber ein ebenso unsinniger Fehler, aus dieser Feststellung den Schluß zu ziehen, daß in »diesem unserem Land« nichts mehr geht, wie das gerade bei traditionell gewerkschaftspolitisch orientierten Intellektuellen verbreitet zu sein scheint. Wenn die Gewerkschaften nicht dazu in der Lage sind, die genannten Gruppen primär anzusprechen, zu aktivieren und zu mobilisieren, so heißt das keineswegs, daß auf dieser Seite keine Aktivierung und Mobilisierung erwartet

werden kann. Es müssen nur *andere soziale Subjekte* sich konstituieren bzw. aktiv werden, um sie dort erreichen zu können, wo sie wirklich stehen.

Die gesellschaftspolitische Erfahrung spricht dafür, daß gegenwärtig eine derartige Aktivierung und Mobilisierung durch andere soziale Subjekte zum einen durchaus stattfindet und zum anderen sich sekundär positiv auf die Handlungsbedingungen der Gewerkschaften auswirkt. Das gilt etwa für den zwar diffusen, aber doch nachhaltigen Mobilisierungseffekt der Frauenbewegung in der bundesrepublikanischen Gesellschaft, der sich durchaus auch darin auswirkt, daß Frauen sich auf die Gewerkschaften zubewegen, in sie eintreten oder in ihnen aktiv werden. Und dasselbe gilt auch für die grünen und alternativen Bewegungen: Hier hat sich gerade in den Bereichen der Angestellten und der überdurchschnittlich qualifizierten jüngeren Arbeitnehmer/innen auf Grund ihrer Politisierungs- und Aktivierungswirkungen ein wesentliches neues Potential gewerkschaftlicher Organisation und Mobilisierung herausgebildet, das die Gewerkschaften jetzt vor allem aufgreifen und für sich nutzen müssen.

Meine These, daß das primäre Problem der Aktivierung und Mobilisierung derjenigen Gruppen, die bisher außerhalb der organisatorischen und kommunikativen Reichweite der Gewerkschaftsbewegung liegen, nicht von den Gewerkschaften zu lösen ist bzw. gelöst werden kann, impliziert keineswegs, daß die Gewerkschaften in dieser Beziehung nicht wichtige Aufgaben zu erfüllen hätten. Vielmehr geht es auf ihrer Seite darum, Hürden abzubauen, die ihrer Rezeptivität *als Organisationen* für derartige von außen kommende Impulse entgegenstehen und die innergewerkschaftlichen Mitwirkungsmöglichkeiten solcher Gruppen (technisch-wissenschaftliche Angestellte, arbeitslose Jugendliche, teilzeitarbeitende Frauen, prekär beschäftigte Ausländer z.B.) einschränken. Das schließt durchaus auch ein, was im Vordergrund eines großen Teiles der i.e.S. gewerkschaftspolitischen Debatte steht — nämlich die Korrektur und Präzisierung wichtiger Forderungselemente (etwa im Bereich der Ausbildungsplatzgarantien, der betrieblichen Umsetzung von Arbeitszeitverkürzung, der Regulierung von Nicht-Normalarbeitsverhältnissen, der Schaffung von Kommunikationsmöglichkeiten als Vorbedingungen einer multiethnischen Belegschaftskultur usw.) sowie die Entwicklung neuer Forderungsebenen (Arbeitsgestaltung, alternative Produktion). Und das könnte nicht nur einen Zugewinn an gewerkschaftlichen Mobilisierungspotentialen bedeuten, sondern zugleich auch eine Beschränkung der gegenwärtig noch als möglich erscheinenden Räume und Ebenen für Kompromisse mit den Forderungen und Zielsetzungen der Kapitaleseite (v.a. weitergehende »Flexibilisierung« sowie weitere Differenzierung von Beschäftigungsarten und typischen Beschäftigungsverhältnissen). Für die Gewerkschaften wäre dies nur unter der Bedingung ein Gewinn an Handlungs- und Durchsetzungsfähigkeit, wenn aus diesen Richtungen wirklich relevante neue Kräfte sich nicht nur in ihren Einzugsbereich hineinbegeben, sondern darüber hinaus auch in ihren eigenen Öffentlichkeiten sowie in der medial und parteipolitisch konstituierten »übergreifenden Öffentlichkeit« in vergleichbarer Weise unabhängig von den Gewerkschaften tätig werden. (Es wäre einmal interessant, eine weder mit syndikalistischen noch mit antiautoritären Vorurteilen geschriebene Analyse der historischen Wechselwirkung von antiautoritärer Studentenbewegung und bundesdeut-

schen Gewerkschaften vom Ende der sechziger bis zur Mitte der siebziger Jahre zu lesen!) Darauf haben aber die Gewerkschaften und die von ihnen organisatorisch gefaßten betrieblichen Forderungs- und Kampfbewegungen so gut wie keinen Einfluß. Der Schlüssel des Problems liegt nicht in ihren Händen.

2. Diffuse Mobilisierung:

Alternative Bewegungen und grüne Partei werden entscheidend sein

Auch wenn wir der Versuchung widerstehen, eine umfassende »grüne und alternative Bewegung« als neues historisches Subjekt zu imaginieren, ist doch nicht zu übersehen, daß der Aktivierungsgrad der ganz unterschiedlichen, pluralen alternativen Bewegungen und die Politik der grünen Partei den entscheidenden Unterschied zwischen einer 1990 verschärften Situation der relativen Schwäche der Gewerkschaften und einer Situation ausmachen kann, in der ein offensiv gesellschaftspolitisch geführter Kampf für eine einschneidende Verkürzung der wöchentlichen und täglichen Arbeitszeit führbar und aussichtsreich wird.

Allerdings wird es nicht einfach sein, diese beiden »Einflußgrößen« zuverlässig so zu beeinflussen, daß sich die Situation gegenüber heute, wo das Fernbleiben vom Treffpunkt mit der Gewerkschaftsbewegung maßgeblich für die Durchsetzung eines Kompromisses mit der Kapitaleseite geworden ist, eindeutig und nachhaltig verbessert. Das Fehlen zentraler, Verbindlichkeit zumindest beanspruchender Führungsstrukturen macht unmittelbar offensichtlich, was in anderen Typen der Organisation sozialer und politischer Praxis jedenfalls für längere Zeit verdeckt werden kann: daß die Umsetzungsfähigkeit jedes politischen Konzeptes letztlich an der Folge- und Selbstaktivierungsbereitschaft der Basis-Aktiven hängt. Mensch kann sich also bei ihnen gar nicht erst der Illusion hingeben, durch Konsens oder Beschlüsse auf zentralen Beratungskongressen oder Bundesdelegiertenkonferenzen sei bereits Entscheidendes erreicht.

Dennoch lassen sich sowohl auf der Ebene gesellschaftspolitischer Konzepte als auch auf der Ebene ihrer Übersetzung in konkrete Initiativen und Kampagnen »Einwirkungspunkte« umschreiben, deren konsequente Nutzung und inhaltliche Ausfüllung voraussichtlich dafür entscheidend sein wird, ob es 1990 gelingen kann, das »neue soziale Bündnis« so weit in der konkreten Praxis der unterschiedlichen Bewegungen zu verankern, daß es die Kräfteverhältnisse zu Ungunsten der Exponenten der strategischen Krisenlösungskonzepte der Kapitaleseite verschiebt. Diese »Einwirkungspunkte« haben dabei nicht den Charakter zentraler Hebel, die es möglich machen, eine ganze Vielfalt unterschiedlicher Bewegungen einem einheitlichen Takt zu unterwerfen, sie sind vielmehr eher einer Vielzahl von Einlässen in ein komplexes, ganz unterschiedliche Bodenarten durchziehendes Röhrensystem zu vergleichen, an denen es möglich ist, in durch diese Röhren fließende Strömungen einzutreten, um ihre Temperatur, ihre Fließgeschwindigkeit, z.T. auch ihre Strömungsrichtung und sicherlich ihre Färbung zu beeinflussen.

Dabei geht es nicht etwa primär darum, daß diese unterschiedlichen alternativen Bewegungen die — in Wirklichkeit höchst fragwürdige — »Notwendigkeit« entdeckten, sich ihrerseits den Forderungen und Kampfstrategien der Gewerk-

schaften anzuschließen. Vielmehr geht es zunächst darum, daß sie sich von der — anfänglich vielleicht einmal produktiven — Illusion verabschieden, sie hätten als alternative Bewegungen nichts mit dem Block der etablierten fordistisch-industriekapitalistischen Arbeits- und Lebensweise zu tun. Und daß sie ihre eigenen Forderungen an eine Umgestaltung der Arbeits- und Lebensbedingungen ganz selbständig und selbstbewußt entwickeln — und zwar für alle, nicht nur für kleine, privilegierte Minderheiten, die sich als alternative »Eliten« individuell den drohenden katastrophalen Zerstörungsprozessen zu entziehen versuchen.

In diesem Punkt liegt vermutlich heute noch die größte Schwäche der in den siebziger Jahren herangebildeten Orientierungen der unterschiedlichen alternativen Bewegungen: daß der richtige und einmal bahnbrechende Gedanke, sich nicht auf ein ewiges »Später« vertrösten zu lassen, sondern »hier und jetzt« damit anzufangen, mit der Veränderung der Verhältnisse sich selbst zu verändern, angesichts eines sich erneuernden gesellschaftspolitischen Projektes der Gegenseite, das auf dem Grundgedanken beruht, eine sich von den »Massen« absetzende neue »Elite« werde jedenfalls noch auf Lebzeiten den voraussehbaren Zerstörungsprozessen entgehen können, in eine höchst zweideutige Komplizenschaft umschlagen kann. Und daß dann insbesondere das Interesse an der Arbeitswelt mit ihren Normalarbeitsverhältnissen und ihren subnormalen Arbeitsverhältnissen gegenüber dem Interesse an der »richtigen« Ausgestaltung der ganz speziellen eigenen Nische ins Hintertreffen geraten kann. Damit ist weder etwas gesagt gegen die in derartigen Formen vollzogene Selbst-Aktivierung von Minderheiten, noch dagegen, daß diese dann autonom und ohne Rücksicht auf Akzeptanz durch die große Mehrheit der lohnabhängig Erwerbstätigen vor allem die eigene Differenz, die Besonderheit von Forderungs- und Kampfkultur bearbeitet und entfaltet haben. Es ist nur ein wichtiger Grund dafür genannt, warum heute Konzepte, wie das in der Frauenbewegung entwickelte Konzept der »Einmischung«, erforderlich sind, um die Autonomie der alternativen Bewegungen auf eine Weise zu denken, die ihrer Unterordnung unter neoliberale Elitisierungs- und Segmentierungsprojekte bewußt entgegentritt.

Eine solche »Einmischung in die Arbeitswelt« — die damit anfängt, deren ideologische Beschränkung auf die Welt der Erwerbsarbeit zu kritisieren — steht ohnehin für ganz unterschiedliche alternative Bewegungen auf der Tagesordnung: Wenn sie nicht das »neue Denken«, von dem sie einmal ausgegangen sind, bloß durch spiritualistische Überhöhungen verfestigen wollen oder sich auf das Umwecheln ihrer großen Aufbruchskonzepte in die ganz kleinen Münzen einer klientelistisch angelegten Politik sozialfürsorgerischer oder parlamentarischer Staatsapparate verlegen wollen, dann finden sie hier ein Terrain für die Vertiefung *und* Erweiterung der eigenen Transformationskonzepte.

Ich will im folgenden einige dieser »Einwirkungspunkte« in Stichworten kennzeichnen.

Der Gedanke der Berechtigung der *Differenz* — gegen die herrschende Kultur von Norm und Abweichung —, ob in kultureller, geschlechtlicher oder auch »weltanschaulicher« Hinsicht, bildet einen der historischen Kernpunkte, um die herum sich die Praxis der Autonomie der alternativen Bewegungen kristallisiert und entwickelt hat. Gegenüber einer Gegenstrategie der Herrschenden, die auf

Individualisierung als soziale Atomisierung, auf Segmentierung und Privilegierung setzt, bedarf er inzwischen dringend der Ergänzung durch einen — ebenso radikal angesetzten — Gedanken der *Gleichheit*: nicht als einer Gleichheit der ohnehin Gleichen, was kein weiter erwähnenswerter »Gedanke« wäre, sondern als einer Gleichheit der Unterschiedenen und auf ihrer Differenz Bestehenden, die sich gegen jede Einordnung in eine Strategie von »Selektion« und »Elitebildung« als sperrig erweist.

Der Gedanke der *Destruktivität* menschlicher Produktionsweisen — gegen den galoppierenden »Produktivismus« gerade der »fordistischen« Konstellation der kapitalistischen Produktionsweise — war ein zentraler Bezugspunkt nicht nur der grünen, spezifisch ökologisch argumentierenden Protest- und Ausstiegsbewegungen der siebziger Jahre. Angesichts einer realen Entwicklung von »Schattenwirtschaft« und »Schwarzarbeit« als Modellen einer dezidiert kapitalistischen Krisenlösung (Beispiel des heutigen Italien) bedarf er dringend der klärenden Ergänzung durch den Gedanken der *spezifisch ökologischen Produktivität* freier, schöpferischer Selbsttätigkeit von Menschen, die wissen, was sie wissen und was sie nicht wissen, und dies bei ihren Produktionsplanungen und -entscheidungen ehrlich und kritisch zugrundelegen; sowie des sich daran anschließenden Gedankens an das unter den verkrusteten Strukturen der gegenwärtigen Produktionsweise versteckte bzw. z.T. verkrüppelte Gestaltungsvermögen der unmittelbaren und mittelbaren Produzenten für alle gesellschaftlichen Produktionsprozesse als einer geradezu gigantischen Transformationskompetenz.

Und beide Gedanken verweisen uns auf den Gedanken eines *neuen Zeitbedarfs* — im umfassenden Sinne übrigens, der nicht nur in Uhrzeiten abmessbar ist, sondern ebenso erlebte neue Langsamkeiten wie neue Beschleunigungserfahrungen mit einschließt. Denn so wie jede Kultivierung der Differenz nach Zeit verlangt, die ihr gewidmet werden kann, gilt dies erst recht für jede Kultur der Gleichheit Differenter, die Zeit braucht, um sich langsam verständigen zu können, und ebenso, um nach einer gelungenen Verständigung in sprunghafter Beschleunigung zu ganz neuen Verknüpfungen und Querverbindungen aufbrechen zu können.

In diesem Sinne müssen die alternativen Bewegungen die Sache der Arbeitszeitverkürzung als ihre ureigene Sache erkennen — und als Feministinnen, Ökologen, Alternativproduzenten oder auch als Träger eines neuen Lebensgefühls, einer neuen »Kultur von unten«, ihre spezifischen Forderungen nach Arbeitszeitverkürzung und deren Ausgestaltung entwickeln und erheben. So, wie aus der Frauenbewegung die Forderung nach einem 7-Stunden-Tag gekommen ist. Und mit diesen Forderungen sollten sie dann ganz selbstbewußt in einen Dialog mit den Gewerkschaften eintreten, die bereit sind, »nächstes Mal« für eine substantielle Arbeitszeitverkürzung zu kämpfen.

Der *grünen Partei* kommt in diesem Zusammenhang eine wichtige *Teilfunktion* zu: Sie kann auf Grund ihrer Stellung als Parlaments- und Mitgliederpartei den vielfältigen Forderungen, die zu spezifischen Detailproblemen — von der Schichtarbeiterproblematik über die Flexibilisierungsstrategien und Segmentierungstendenzen bis hin zu Forderungen nach einer Entgiftung der chemischen Produktion und einer Entnuklearisierung der Energieversorgung — aus den

alternativen Bewegungen hervorgegangen sind, einen öffentlichkeitswirksamen Resonanzboden sichern. Sie muß aber auch beständig selbst das Spannungsverhältnis durchleben, in dem derartige Detailvorschläge notwendigerweise zu übergreifenden Transformationshoffnungen und -strategien stehen. Und gerade wenn sie die autonomen tarifpolitischen Auseinandersetzungen in der Arbeitswelt als Partei auch zu ihrer Sache macht, an der Seite der Gewerkschaften, ohne in deren Forderungsstrukturen und Durchsetzungsstrategien einfach aufzugehen, gewinnt sie die angesichts ihrer gegenwärtigen Orientierungskämpfe wesentliche Chance, auch Bereiche gesellschaftspolitischer Praxis für sich zu erschließen, die nicht als solche bereits dem Zyklus der Wahlkämpfe und des in sie eingebauten »Oppositions-Regierungs-Mechanismus« unterliegen.

Einmal unterstellt, diejenigen Kräfte innerhalb der Gewerkschaften, die schon seit Jahren im Sinne der Alternative des »Überlebens«, d.h. kampf- und durchsetzungsfähiger Gewerkschaften arbeiten, tun bis 1990 innerhalb der Gewerkschaften das ihrige — wofür ein kontinuierlich und ohne Diskriminierungen geführter Dialog zwischen ihnen und den alternativen Bewegungen, vor allem auf lokaler und regionaler Ebene, sowie mit der grünen Partei sicherlich ein unterstützendes, hilfreiches Element wäre —, dann liegt es genau an diesem neuen Element im »Spiel«, ob ein erfolgreicher Kampf für eine Arbeitszeitverkürzung möglich sein wird, die zugleich den Einstieg in eine Dynamik feministischer, ökologischer und überhaupt alternativer Umgestaltung bilden kann. Und dafür wiederum wäre es — vielleicht paradoxerweise — sehr hilfreich, wenn gerade Teile derjenigen Sozialwissenschaftler, die sich auf die minutiöse Untersuchung und Kritik des Handelns und der Handlungsmöglichkeiten von Gewerkschaften, Betriebsräten und Belegschaften verlegt haben, ihre Aufmerksamkeit auch möglichst konkret den Inhalten und Prozessen zuwenden könnten, in denen Initiativgruppen, Stadträte und Basisbewegungen zumindest an einzelnen Widerspruchslinien wirklich Gegenmacht und punktuelle Durchsetzungsmöglichkeiten entwickeln können.

Literaturverzeichnis

- Janßen, H., und K. Lang, 1985: Überwintern oder Überleben? In: E. Ferlemann u.a., Existenz sichern, Arbeit ändern, Leben gestalten. Hamburg 1985
- Kowol, K.W., 1987: Die Rückkehr zur Kooperation. In: express 25, H.5
- PAQ (Projektgruppe Automation und Qualifikation, 1987: Widersprüche der Automationsarbeit. West-Berlin
- Steinkühler, F., 1987: in: Der Gewerkschafter. Mai
- Zeuner, B., 1987: Fortschritt ohne Kampf? In: express 25, H.6

Albrecht Dümmling

Zum fünfundzwanzigsten Todestag von Hanns Eisler

Vor zwanzig Jahren war Hanns Eisler noch ein Geheimtip. Sein 75. Geburtstag im Juli 1973 war Anlaß für keineswegs bloß muscale Eisler-Aktivitäten: in Ost-Berlin fand ein Eisler-Kongreß statt, in West-Berlin wurde mit Unterstützung des *Argument* der Hanns Eisler-Chor gegründet.

Daß bei diesem Gründungskonzert Eisler als Komponist nicht nur von Kampfliedern, sondern auch von Kammermusik zu Gehör kam, wurde im gleichen Jahr in einem Eisler-Sonderheft der »Sozialistischen Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft« aus maoistischer Sicht als »Bückling vor der bürgerlichen Musikwissenschaft« bezeichnet. Freilich hat sich die etablierte Musikwissenschaft nicht mit Feuereifer auf den bisher aus politischen Gründen vernachlässigten Komponisten geworfen. Reinhold Brinkmann bildete mit seinen anregenden Eisler-Seminaren an der FU und der Musikhochschule Berlin eine Ausnahme; auch bei ihm blieb die Auseinandersetzung nur eine Episode. Eisler wurde zur Galionsfigur einer prinzipiellen Kritik an der bürgerlichen Musikwissenschaft.

Heute haben Diskussionen über Eislers Denken und Schaffen ruhigere Formen angenommen. Musikästhetische und kulturpolitische Debatten sind — im Unterschied zur Vor-»Wende«-Zeit — in den Hintergrund getreten. Die Fragestellungen haben sich verändert. Wenn auch bei Diskussionen über Tonalität¹ oder die Postmoderne in der Musik der Name Eisler kaum fällt, ist untergründig sein Einfluß spürbar. Stillschweigend wurden von mehreren Komponisten einige seiner ästhetischen Positionen übernommen, so etwa bei Frederic Rzewski, Christian Wolff², Alvin Curran, Hans Werner Henze, Louis Andriessen, Heiner Goebbels³, Hartmut Fladt. Der Glaube an eine unaufhaltsam fortschreitende Entwicklung des Materials, der unter dem Einfluß Adornos vor allem die seriellen Komponisten geprägt hatte, ist auch in Darmstadt längst vergangen. Der heute zu beobachtende Stilpluralismus in neuer Musik, die Einbeziehung von spätromantischen, elektronischen, experimentellen wie auch Jazz-Elementen, der Trend zu Collage und Montage, hat Parallelen zu der von Eisler proklamierten Verfügbarkeit des Materials und zu seiner Forderung, daß der Zweck die Mittel bestimme. Heute beziehen viele Komponisten wieder den Aufführungsort und das Publikum in ihre Überlegungen ein. Auftragswerke für einen bestimmten Zweck sind nicht mehr allgemein verpöht.

In der BRD und der DDR waren Vorurteile zu überwinden. Die von Eisler komponierte Nationalhymne der DDR stempelte ihn zum offiziellen Staatskomponisten ab, wofür er auf der einen Seite hoch geehrt, auf der anderen viel geschmäht wurde. Beide Seiten mißverstanden ihn als Schöpfer musikalisch-patriotischer Spruchblasen und führten ihn deshalb nur selten auf. Bessere Chancen für ein Eisler-Verständnis gab es in Ländern, die von diesem deutsch-deutschen Streit nicht unmittelbar betroffen waren, so in England und in Österreich. In England fand 1962 nach der Uraufführung die zweite Aufführung von Eislers »Deutscher Sinfonie« statt⁴, in Österreich gab es 1972 beim Steirischen

Herbst die bis dahin wohl umfassendste Eisler-Retrospektive. Britische und österreichische Impulse trafen im Juni 1987 beim 7. Internationalen Almeida-Festival in London zusammen und verhalfen zu einer umfassenden Eisler-Werkschau.

Im Mittelpunkt stand das Lehrstück »Die Maßnahme« von Brecht und Eisler, das nach fünfzigjähriger Pause zum ersten Male wieder öffentlich aufgeführt wurde. Die Brecht-Erben haben in den letzten Jahren Anfragen von Interessenten immer abschlägig beschieden. Eine noch von Manfred Grabs, dem verstorbenen Leiter des Eisler-Archivs, betreute Neuausgabe der »Maßnahme«-Partitur wurde auf Eis gelegt. Die Brecht-Erben haben sogar protestiert, als die Akademie der Künste der DDR in einer internen Aufführung anhand der ersten Szene an dieses epochale Werk erinnern wollte.

Tatsächlich wurde schon die erfolgreiche Uraufführung am 13. Dezember 1930 in der Berliner Philharmonie kontrovers beurteilt. Der Kritiker der Zeitung »Welt am Abend« sah darin die »zukünftige proletarische Kunstform«, die »die absterbende bürgerliche Konzertform zu ersetzen imstande sein wird«. H.H. Stuckenschmidt nannte es »eines der wenigen großen Meisterwerke jener Avantgarde, in der künstlerisches und politisches Denken nicht mehr getrennt werden dürfen«. Andere bezeichneten es dagegen als politisch falsch und künstlerisch primitiv.⁵

»Die Maßnahme« entstand für die in der Weimarer Republik starke Arbeiter-sängerbewegung. Die Lehrstück-Idee, wonach die Mitwirkenden zugleich die Adressaten sein sollen, war hier besonders glücklich verwirklicht; an der von Karl Rankl geleiteten Uraufführung nahmen drei große Berliner Chöre, der Schubert-Chor, der Gemischte Chor Groß-Berlin und der Gemischte Chor Fichte, mit insgesamt etwa 400 Sängern teil. Weitere Aufführungen fanden danach im Großen Schauspielhaus Berlin, in Düsseldorf, Leipzig, Frankfurt, Chemnitz, Wien und Köln statt. Eine Erfurter Aufführung wurde im Januar 1933 von den Nazis unterbrochen und verboten. Nach einer antikommunistischen Uminterpretation durch eine schwedische Theatergruppe hat Brecht in den fünfzig Jahren keine weiteren Aufführungen freigegeben. Jetzt bekam das Almeida-Festival die Aufführungserlaubnis.

In sieben Jahren hat das nach dem Veranstaltungsort im Norden Londons benannte Festival einen hervorragenden Ruf als Zentrum neuer Musik erworben. 1987 standen Wiener Komponisten im Mittelpunkt: György Ligeti und Hanns Eisler. Der amerikanische Dirigent und Pianist Robert Ziegler brachte neben dem Lehrstück einen Querschnitt durch Eislers Schaffen, wie er so umfassend in der Bundesrepublik noch nicht vorgeführt wurde: mehrere Kammermusikwerke, die Chöre »Auf den Straßen zu singen«, »Gegen den Krieg« und eine Auswahl aus dem »Woodbury-Songbook« sowie, dirigiert von Berndt Heller, Filmmusiken zu »Opus III« (Ruttman), »Regen« (Ivens) und »Circus« (Chaplin). Nach einem von British Petroleum gesponserten »Eisler Study Day«, an dem der englische Eisler-Schüler David Blake, der Brecht-Übersetzer John Willett und die österreichischen Komponisten Friedrich Cerha, Heinz Karl Gruber und Kurt Schwertsik teilnahmen, schloß die Retrospektive mit einer Aufführung von Songs und der Orchestersuiten »Niemandland« und »Kuhle Wampe« durch das Wiener Ensemble

»die reihe« und das Almeida Ensemble; diese Aufführung wurde vom Hörfunk und Fernsehen der BBC live übertragen.

John Willett, durch sein Buch über die Kultur der Weimarer Republik bekannt, hat im Programmheft die Wiederaufführung der »Maßnahme« mit vier Argumenten begründet:

»1. Wegen der künstlerischen Form und der Kraft, die das Werk aus dem No-Drama des 16. Jahrhunderts und von J.S. Bach bezieht. 2. Weil es ein höchst kontroverses Werk von weltweit fast legendärem Charakter ist, das 50 Jahre lang nicht mehr originalgetreu aufgeführt werden konnte. 3. Weil es ein herausragendes Beispiel der engagierten Kunst der deutschen Linken zwischen 1928 und 1933 ist, die heute als ein einmaliges Element in der Kultur des 20. Jahrhunderts betrachtet wird. 4. Weil es Eigenarten des deutschen Kommunismus enthält, die man heute objektiv und genau beurteilen sollte.«

Der Promusica Chorus of London ist ein Laienchor mit professionellem Standard, jedoch — darin liegt der wesentliche Unterschied zu 1930 — kein Arbeiterchor. Schon deshalb fehlte der Aufführung spürbar der Charakter einer politischen Diskussion. Wenn sich auch die englische Sprache weniger als die deutsche für die scharfe Deklamation eignet, wie sie Eisler vorgeschwebt hatte, gelang dem von Peter Burian, dem Chormeister des Royal Opera House, einstudierten Chor unter der Leitung von Robert Ziegler dennoch eine kraftvolle Wiedergabe mit sehr zügigen Tempi. Wenn im »Lenin-Zitat« ein Text vom Chor zuerst rhythmisch gesprochen und dann als Kanon gesungen wurde, verband sich höchst wirkungsvoll Didaktik und künstlerische Formung. Den musikalischen Höhepunkt bildete das Chorstück »Lob der illegalen Arbeit«, in dem sich das musikalische Hauptthema zum Pauken-Ostinato verwandelte.

Anders als die Berliner Uraufführung von 1930 löste die Aufführung in London, die am Vorabend der britischen Unterhaus-Wahlen stattfand, keine politischen Debatten aus. Der problematische Inhalt war so weit von der Realität entfernt, daß er nicht mehr provozieren konnte und sich sogar British Petroleum an der Finanzierung beteiligte. Die Verbindung von »Matthäus-Passion«, Jazz, Agitprop-Stil und japanischem No-Theater, die Eisler und Brecht in diesem Werk gelungen ist, hinterließ starken Eindruck — auch in der britischen Presse. Der Kritiker der »Times«, die diesem Ereignis mehr Raum widmete als dem gleichzeitigen Karajan-Gastspiel, schloß seine Rezension mit dem Satz:

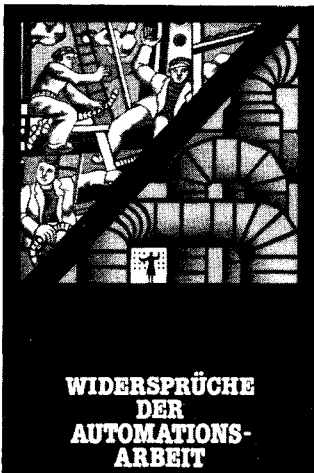
»Auch wenn man mit Brechts Schluß, daß nur Gewalt diese mörderische Welt ändern kann, nicht einverstanden ist, kann doch die beißende Überzeugungskraft von seiner und Hanns Eislers Inspiration nicht unberührt lassen, besonders wenn sie ... in solch einer glühenden Aufführung gemeistert wird.«

In den siebziger Jahren hätte ein so hohes Lob aus konservativem Munde in der Linken vermutlich Entsetzen ausgelöst. Damals stand die politische Botschaft im Vordergrund vor der ästhetischen. Allerdings ist die politische Wirkung der »Maßnahme« wesentlich von den gesellschaftlichen Verhältnissen abhängig. Während Eisler noch kurz vor seinem Tod die Hölderlin-Zeile »Nichts Mächtiges ist unser Singen« vertonte, hat die studentische Linke in den siebziger Jahren die unmittelbar mobilisierende Wirkung von Musik vermutlich überschätzt. Heute sieht man, daß Musik bestehende Bewegungen stärken, sie jedoch nicht schaffen kann. In einer Zeit, in der die Arbeiterbewegung schwach und eine Arbeitersängerbewegung nicht vorhanden ist, ist die Wirkung des Lehrstücks notwendig eine andere als 1930.

Eisler wird heute auf internationalen Festivals gespielt, seine Musik hat die Compact Disc erobert.⁶ Daß die Berliner Festwochen 1987 seine Musik zu einem ihrer Programmschwerpunkte machen und Star-Interpreten wie Dietrich Fischer-Dieskau und Aribert Reimann einen Eisler-Liederabend vorbereiten⁷, braucht nicht als Neutralisierung bedauert zu werden. Vielmehr zeigt sich die künstlerische Kraft und Qualität von Eislers Musik, wenn bürgerliche Interpreten nicht darauf verzichten können. Es wird Zeit, daß an diesen Kompositionen ihre ästhetische Dimension entdeckt wird, daß sie endlich in so erstklassigen Interpretationen aufgeführt werden, wie es ihrem Standard entspricht. Die Gefahr, daß Eisler vom Kulturbetrieb »geschluckt« wird, ist gering, wenn sein Gesamtwerk, die Einheit von Leben und Werk, im Blick bleibt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Reinhard Febel, Tonalität nach ihrer Katastrophe. In: MusikTexte 14/ 1986, 4-9.
- 2 Vgl. Christian Wolff, Über politische Texte und neue Musik. In: MusikTexte 4/1984, 52-57.
- 3 Vgl. seine Schallplatten bei den Labels Eigelstein, FMP und Trikont sowie »Es herrscht Uhu im Land«, ECM/JAPO 60037. Dazu Bernd Leukert, Mit Lust und Intelligenz. Der Improvisator und Komponist Heiner Goebbels. In: MusikTexte 18/1987, 16ff.
- 4 Die westdeutsche Erstaufführung der »Deutschen Sinfonie« am 11. Mai 1973 mit dem Radio-Sinfonie-Orchester Berlin, dem Hanns-Eisler-Chor West-Berlin und der Berliner Cappella unter der Leitung von Harke de Roos wurde zur Erinnerung an Hitlers »Machtergreifung« vom Berliner Kulturrat initiiert.
- 5 Vgl. A. Dümpling, Laßt euch nicht verführen. Brecht und die Musik, München 1985, 271-316.
- 6 Eisler-Kammermusik, Kammerensemble Zürich, Leitung und Klavier: Christoph Keller. ACCORD (Vertrieb: TIS, Hamburg) CD 149158. Vgl. die Rezension Ekkehard Krohners in der FAZ vom 13.6.1987.
- 7 Am 8. September im Großen Sendesaal des SFB.



Projektgruppe Automation und Qualifikation (PAQ)

Widersprüche der Automationsarbeit Ein Handbuch

Der Band faßt bisherige Forschungen zusammen: historische Entwicklungsgesetzmäßigkeiten der Arbeit, Auseinandersetzung mit Theorien über Automationsarbeit, empirische Untersuchung von Automationsarbeit, arbeitsbiografische Forschung. Dargestellt werden Grundbegriffe der Arbeitsanalyse, Umbrüche in Managementtheorien und -aktivitäten sowie in den Arbeitsteilungen, insbesondere die Veränderungen der Position der Frauen. Das vom PAQ entwickelte Konzept der Analyse von Arbeitstätigkeiten ermöglicht, vom Standpunkt der Arbeitenden alternative Gestaltungen von Technik und Arbeitsorganisation zu entwickeln. 232 Seiten, br., 24,- DM

Diane Turner

Der Tugend Lohn

Sexualisierte Arbeitsbeziehungen*

Eine konkrete Form von sexueller Belästigung, bei der sich ein Vergewaltigungsversuch mit Heiratsabsichten mischt, existiert seit Urzeiten in unseren Köpfen, wie das Bild des Höhlenmannes zeigt, der eine Höhlenfrau an den Haaren hinter sich herschleppt. Die griechische Mythologie wimmelt von lüsternen Göttern, die — mit unterschiedlichem Erfolg — sterblichen Jungfrauen nachstellen. Befriedigten die Dichter so ihre eigenen Wünsche? Alte Männer mit schmutzigen Gedanken? Samuel Pepys zur Zeit Karls des Zweiten und der anonyme viktorianische Autor von *My Secret Life* — die unserer Zeit näher und gewöhnlichen Geschlechterbeziehungen ferner stehen — erzählen von Begebenheiten, die wir heute als »sexuelle Nötigung« von Frauen bezeichnen würden, und zwar von Frauen, die in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen: Hausmädchen, Ehefrauen ihrer Dienstboten usw.

Seit 1914, als Frauen begannen, in Massen als echte Produktivkräfte auf den Arbeitsmarkt zu strömen, ist sexuelle Belästigung nicht länger ein ausschließlich moralisches, sondern auch ein ökonomisches Problem. Die Tatsache, daß sich zunächst fast all diese Frauen in Männern untergeordneten Positionen befanden, und daß sich dies nur allmählich ändert(e), hat sexuelle Belästigung begünstigt. Lin Farley zeigt in *Sexual Shakedown*, daß sexuelle Belästigung in gewisser Hinsicht eher mit Macht und Dominanz als mit Sexualität zu tun hat, daß aber die Möglichkeit des Auslebens männlicher Sexualität in dieser Macht enthalten ist. Wenn man erreicht, daß Frauen sich an ihren Arbeitsplätzen unbehaglich fühlen — die weitgefaßte Definition von Belästigung, die auf heutige Bedingungen anzuwenden ist —, werden ihre Verdienstmöglichkeiten und ihr Selbstvertrauen so gering gehalten, daß die Frauen eigentlich inakzeptable Männer dennoch akzeptieren. Die allgemeine feministische Annahme läuft zu Recht darauf hinaus, sexuelle Belästigung als wesentlichen Bestandteil eines gesellschaftlichen Rituals zu sehen, das die ungleichen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern reflektiert und reproduziert. Oder anders formuliert: Sexuelle Belästigung dient dazu, Frauen davon abzuhalten, sich für Menschen statt für die Träger weiblicher Sexualorgane zu halten. Die häufigste Kritik an sexueller Belästigung beschränkt sich auf den Schaden, den die betroffenen Frauen und auch die Frauen im allgemeinen erleiden. Tatsächlich wirken sich die Folgen sexueller Belästigung auf alle Bereiche der Gesellschaft aus und haben unerwartete und verheerende Auswirkungen — vergleichbar mit dem Blinddarm, der seine biologische Funktion überlebt hat und der, wenn er entzündet ist, den ganzen Körper in Gefahr bringt. »Frauen gegen sexuelle Belästigung« kämpfen gegen mehr als sie denken.

Nehmen wir ein scheinbar einfaches Beispiel: Ich gehöre zur Putzkolonne einer Gebäudereinigungsfirma, die in einem riesigen Supermarkt sechs Tage in

* Zuerst veröffentlicht unter dem Titel: »The Wages of Virtue«, in: *new left review* 159, Sept./Oktober 1986, 106-124; übersetzt von Andrea Krug.

der Woche von vier bis neun Uhr morgens arbeitet. Theoretisch sind wir sieben Leute, ein Vorarbeiter und sechs Arbeiter. Zwei parallel laufende Kehrmaschinen, jeweils von einem gelenkt und von zwei Personen mit Putzmops gefolgt, sollen den Fußboden bearbeiten. Sofern wir genug Leute sind und die Maschinen funktionieren, vergehen die Stunden in konstanter, dennoch erträglicher Schwerarbeit. Leider sind wir selten vollzählig. Der niedrige Lohn schreckt Bewerber ab, und die harte, unsoziale Nachtarbeit läßt nur die Stärksten überleben. Somit leidet die Arbeit unter personellen Umstellungen, Krisen, Streß etc. Seit fünf Jahren ist Jim unser Kolonnenleiter. Er ist ein ehemaliger römisch-katholischer Angestellter und fürsorglicher Familienvater, der seinen vormaligen Computerjob aufgab, um tagsüber bei seiner behinderten Frau bleiben zu können. Nachts, wenn Jim arbeitet, kümmert sich sein Sohn um die Mutter. Jim ist streng, aber gerecht und tüchtig. Er wird durch die hohe Fluktuation in der Belegschaft behindert bzw., um genauer zu sein, er wird nur von einem harten Kern von festen angelernten Arbeitskräften unterstützt und von einer verblüffend raschen Folge wechselnder Arbeiter geplagt. Einige können den Job eben ertragen, andere nicht.

Marlene war eine seiner festen angelernten Stützen. Sie kommt aus Westindien, ist 33 Jahre alt und etwa einsfünfzig groß. Sie kam sehr jung und mit einem unehelichen Sohn nach England. Ihr Status als Frau, schwarze Immigrantin und ledige Mutter machte sie demütig und bescheiden, und sie heiratete Malcolm, einen weißen Musiker und Schaffner bei British Rail, dessen größte Leidenschaft schon immer in der Identifikation mit der westindischen Kultur bestanden hatte. Er steckte all das Geld, das er in seinem normalen Job verdiente, in den Aufbau eines Plattenstudios für schwarze Musik. Jahr für Jahr hoffte er, den Durchbruch zur Spitze zu schaffen und zögerte, selbsthaft zu werden. Marlene sagte er, er tue es »für sie und Winston«. So zogen sie von einer Mietwohnung in die nächste, statt für ein eigenes Haus zu sparen. Malcolm wollte kein gemeinsames Kind, obwohl Marlene sich immer eine Tochter gewünscht hatte. In sexueller Hinsicht war Malcolm phantasielos. Marlene war die erste Frau gewesen, mit der er geschlafen hatte, und im Laufe ihres Ehelebens hatte er nichts dazugelernt. In einem vergeblichen Versuch, seine Leidenschaft zu entfachen, hatte Marlene sich einmal ein verführerisches Nachthemd gekauft und Malcolms Heimkehr auf dem Teppich vor dem Kaminfeuer liegend erwartet. Es hatte nicht funktioniert. Er sagte bloß: »Was ist denn mit dir los?« Er fand seine Befriedigung beim Betrachten von Pornomagazinen. Dies brachte seine unbefriedigte Frau zur Weißglut. Ihre nicht immer sehr taktvollen Bemühungen, ihn zum Besuch eines Therapeuten zu bewegen, führten zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Malcolm war außerdem sehr unromantisch, meinte aber, während er dies eingestand, daß das auch egal wäre, da er derjenige wäre, der das Geld verdiente. Er verabsolutierte die Bedeutung seiner finanziellen Macht, indem er nicht zuließ, daß Marlene sich beruflich qualifizierte oder einen Job annahm. »Dein Platz ist hier im Haus.« Die Haltung seiner Rasta-Freunde bestärkte ihn in seinen Ansichten. Es waren keine glücklichen Zustände, aber beide Partner versuchten, den Anschein aufrechtzuerhalten.

Zu Beginn des letzten Jahres verließ Malcolm Marlene für drei Monate, um

»sich selbst zu finden«. Er überließ es ihr, den Haushalt zu finanzieren, wodurch sie gezwungen war, einige Stunden in der Woche zu arbeiten. Dies gefiel ihr. Als Malcolm zurückkam, hieß sie ihn zwar willkommen, aber die Erinnerung an seine Unzuverlässigkeit veranlaßte sie, den Putzjob in unserer Kolonne anzunehmen. Auf Grund ihrer mangelhaften Lese- und Schreibkenntnisse gab es für sie nur wenige seriöse Arbeitsmöglichkeiten. Malcolm beklagte sich jetzt über die »Befreiung« seiner Frau. Marlene fegte diese Beschwerden beiseite und nahm noch zwei weitere Jobs an: abends arbeitete sie als Putzfrau in einer Schule und außerdem hütete sie ein Haus für die Zeit des Auslandsaufenthalts des Besitzers. Aus den Gesprächen mit ihren Kollegen ging hervor, daß diese Jobs für Marlene nicht allein des Geldes wegen wichtig waren, sondern auch, weil sie ihr und Malcolm ermöglichten, der Auseinandersetzung mit ihren sexuellen Problemen aus dem Weg zu gehen. Marlene ließ sich jedenfalls von all dem nicht unterkriegen. Sie war eine hübsche, fröhliche Frau, die immer ein nettes Wort für die Regalauffüller, Wachleute, Fensterputzer etc. hatte. Sie war jederzeit bereit, jemandem einen Gefallen zu tun. An meinem ersten Tag in der Kolonne gab sie mir einen alten Pullover und einen alten Rock, damit ich meine Kleidung bei dieser Arbeit nicht ruinierte. Sie hat oft für uns alle Kuchen mitgebracht, den wir nach der Arbeit auf der Heimfahrt im Transporter aßen.

Zu Beginn dieses Jahres verließ Malcolm Marlene erneut. Während der Weihnachtsfeiertage waren die beiden zusammengepfertcht gewesen. Das war zuviel. Marlene hatte ihm ein blaues Auge verpaßt. Malcolm beschloß, Marlene zu verlassen und machte sich — begleitet vom Läuten der Neujahrglocken — davon. Zunächst hinterließ er eine große Leere in Marlenes Leben. Dieses Vermächtnis war das Resultat der über sie verhängten Isolierung. Marlene erzählte der städtischen Beratungsstelle, daß sie nicht bereit sei, ein Dutzend Ehejahre einfach fortzuwischen. Dann sammelten sich die Aasgeier: Männer auf der hoffnungsvollen Suche nach unverbindlichem Sex. Es war offensichtlich, daß sie alle nicht viel taugten, und das stieß Marlene ab. Sie lernte schnell. Malcolms Haltung war ambivalent. Er vermißte seinen häuslichen Komfort. Als er ein paar Fotos von ihr vorbeibrachte, die er auf der Hochzeit von Freunden gemacht hatte, sagte er ihr, daß sie einen wunderschönen Körper hätte. Kurze Zeit später kam er mit den wöchentlichen zehn Pfund Unterhalt für ihren Sohn vorbei und verkündete, daß er eine andere Frau liebt. Sie wäre 24 Jahre alt, schön, intelligent und gut im Bett, Marlene hingegen wäre klein, dick und häßlich, und er wollte so schnell wie möglich die Scheidung. Diese Vorwürfe bildeten die Krönung seiner Beschwerden über die sexuellen Schwierigkeiten, für die er Marlenes mangelnde Attraktivität verantwortlich machte. Das Fett, das er wie schon oftmals zuvor kritisierte, existierte zwar nur in seiner Phantasie, war jedoch für Marlene ein beständiger Grund zur Sorge, so daß sie sich ein Trainingsfahrrad zugelegt hatte, um es zu bekämpfen. Diese Vorwürfe nagten zusammen mit der mangelnden Qualität ihrer unerwünschten Verehrer an ihrem Selbstvertrauen. Sie war verletzlich.

Während diese häuslichen Umbrüche Marlenes Privatleben erschütterten, kam ein neuer Arbeiter in unser Team. Gerry ersetzte einen Arbeiter, der, weil er bei der Arbeit geraucht hatte, entlassen worden war. Er wog gut zwei Zentner,

hatte weder echte noch falsche Schneidezähne und sah abgerissen aus. Er war laut und halb leutselig, halb unverschämt. Da er uns und andere Putzkolonnen im firmeneigenen Lieferwagen zur Arbeit und wieder nach Hause transportierte, hatte er eine Schlüsselstellung in der Firmenstruktur. Sein herausragendes Charakteristikum war sein starker Sexualtrieb. Mit einunddreißig Jahren war er bereits zum zweiten Mal verheiratet und hatte sechs Kinder. Hierin lag denn auch sein Problem begründet. Er kam in unsere Firma, als sein jüngstes Kind erst zwei Wochen alt und seine Frau nicht nur von der Geburt noch geschwächt war, sondern als Begleiterscheinung zusätzlich ein Beinleiden hatte. Gerry hatte also gerade die pränatale Abstinenzphase durchlitten, und nun schien sich die postnatale Zeit der Enthaltbarkeit schier endlos und unerträglich vor ihm auszu dehnen. Er hatte zwar keine moralischen oder religiösen Skrupel, sich außerhalb der Ehe Befriedigung zu verschaffen, aber in Anbetracht seiner harten Arbeit und der ungewöhnlichen Arbeitszeit war es schwierig für ihn, in der Kneipe, beim Tanzen oder bei einer Party eine Frau kennenzulernen. Das einzig erfolgversprechende Feld war der Arbeitsbereich.

Gerry erwog also die Chancen, die sich aus Marlenes Situation zu ergeben schienen. Vorsichtig brachte er zunächst seine Wünsche zum Ausdruck. Inzwischen erzählte Marlene uns allen bei der Teepause, daß sie von Männern genug hätte und daß sie nach jemandem wie Blake Carrington, d.h. reich, reif, distinguiert und gutaussehend, Ausschau halten würde, wenn sie — vielleicht in einem Jahr, falls überhaupt — ihre Abneigung überwunden hätte. Nach und nach verringerte sich ihre Aversion, und sie schraubte ihre Ansprüche herunter. Drei Wochen später ging sie tanzen.

Bill, einer von Marlenes Kollegen, zeigte Interesse an ihr, was er durch lange, bedeutungsvolle Blicke zum Ausdruck brachte. Bill ist neunzehn und hofft, einmal Buchhalter zu werden. Bedauerlicherweise wird sein berufliches Fortkommen von zwei kurzen Haftstrafen für Einbruch behindert. Er meinte bekümmert, er könne an einem offenen Fenster einfach nicht vorbeigehen. Auch Colin, ein 23jähriger Junggeselle, dessen Aufgabe darin bestand, den Abfall auf dem Parkplatz des Supermarktes aufzusammeln, fühlte sich von Marlene angezogen und zu derben Späßen herausgefordert. Marlene blühte im Licht dieser männlichen Aufmerksamkeit auf. Die Wunden, die die Selbstrechtfertigung ihres Ehemannes geschlagen hatte, begannen zu heilen. Noch fühlte sie sich durch die Bestätigung ihrer Attraktivität so geschmeichelt, daß sie sich nicht entschließen konnte, Gerry klar die Meinung zu sagen. Sie gab deutliche Winke mit dem Zaunpfahl. Sie versicherte, sie würde niemals einer anderen Frau den Ehemann abspenstig machen. Gerry fragte aggressiv: »Warum nicht?« Marlene ging bald darauf mit Bill ins Bett, wie sie mir, aber nicht den anderen anvertraute, obwohl es kurze Zeit später für alle offensichtlich war. Sie beschrieb ihn als humorvoll, warm und zärtlich, und als phantastisch im Bett, ganz im Gegensatz zu ihrem Ehemann. Der erste Liebhaber nach einem ehelichen Fiasko erscheint im Vergleich zum Ehemann immer wundervoll. Marlene, zu neuer Sinnlichkeit erweckt, bedauerte bitter, so lange treu gewesen zu sein. Zweifellos begann sie nun, das Versäumte wettzumachen.

Nach und nach dämmerte Gerry die Situation. Mit zunehmender Erkenntnis

unternahm er verzweifelte Versuche, Marlenes Interesse auf sich umzulenken. Unterwegs, während der Teepause und bei der Arbeit flossen Ströme zweideutiger Bemerkungen über seine Lippen. Einmal, als er mit der Kehrmaschine gerade die Fernschabteilung reinigte, hielt er mit seiner Arbeit inne und wandte sich an Marlene mit den Worten: »Ein verheirateter Mann ist immer noch am besten. Zumindest weißt du, wohin er abends geht. Woher willst du wissen, wo Bill steckt, wenn er nicht mit dir zusammen ist? Er hat vielleicht Dutzende von Freundinnen.« Ich moppte gerade den Boden der Gartengeräteabteilung und hob meinen Blick, als ich dies hörte. »Hör bloß nicht auf ihn, Marlene!« rief ich. »Verheiratete Männer haben keine Zeit und kein Geld!« Diese warnende Geisterstimme beendete das tête-à-tête.

Gerrys Gefühle loderten auf, als Jim für einen Tag nicht da war. Jim hatte Marlene ausgesucht, um ihn während seiner Abwesenheit als Chef zu vertreten. Es erfüllte sie mit Stolz, daß sie nun vorne bei Gerry auf dem Beifahrersitz sitzen durfte. Aufdringliche Neckereien und Ermahnungen — »Laß mich los!« — veranlaßten ihn, sie ungeachtet ihres lauten Protestes spielerisch zu schlagen. Den anderen Arbeitern hinten im Lieferwagen, die auf den harten Seitenbänken saßen, bot sich um halb vier Uhr morgens eine seltsame Szene. Als Gerry den Wagen wieder startete, hatte seine Konzentration sichtlich nachgelassen.

Ach, Gerrys Hoffnungen wurden schnell zerschlagen. Marlene hatte sich fürs erste definitiv für Bill entschieden (bis Blake Carrington auftauchen würde). Er verbrachte jede zweite Nacht in ihrer Wohnung und mußte daher mit ihr gemeinsam vom Firmenwagen abgeholt werden. Somit mußte der erfolglose Verhehrer seinen erfolgreichen Rivalen und das gemeinsame Objekt ihrer Begierde zur Arbeit fahren. Wir anderen saßen herum wie griechische Sängerknaben. Gerry konnte seine Probleme kaum zu Hause diskutieren. Er ließ seine Aggressionen an den anderen Arbeitern aus. Zu Bill direkt sagte er wenig, aber zu den anderen eine Menge. Andrew Sparrow war eine bevorzugte Zielscheibe. Er war mit einer zehn Jahre älteren Frau verlobt, und Gerry lästerte über den Altersunterschied. Tatsächlich aber irritierte es Gerry, daß er Andrew nach seinen leidenschaftlichen Nächten vom Haus seiner Verlobten abholen mußte. »Les regrets du lit te suivent en marchant«, wie Gerry es allerdings nie ausgedrückt hätte. Im Supermarkt pflegte er vor Andrew zu singen: »I tort I thaw a puddy-cat.« All dies führte dazu, daß Andrew, normalerweise ein freundlicher und verträglicher Kerl, vor sich hin murrte: »Ich krieg' noch lebenslänglich für diesen Dreckskerl, wenn ich nicht vorsichtig bin.« Mir erzählte Gerry ganz unverblümt, alle geschiedenen Frauen wären sexuell frustriert. Diese Bemerkung wiederholte er auf verschiedenen Fahrten und veranlaßte mich schließlich zu dem Ausruf: »Du sollst nicht ehebrechen!« Um von dieser religiösen zur pragmatischen Ebene zurückzukehren, wiederholte ich nochmals: »Verheiratete Männer haben keine Zeit und kein Geld. Jeder ledige Mann ist besser als ein verheirateter.« Diese Ansprache wurde von den drei anwesenden Junggesellen mit Beifallsrufen begrüßt und von Gerry mit einem finsternen Stirnrunzeln bedacht. Auch mein Angebot, ein Pfund zu einem Saisonticket für ein Bordell beizusteuern, wurde von Gerry ganz und gar nicht freudig aufgenommen, aber die anderen, insbesondere Andrew, reagierten begeistert darauf.

Der einzige in unserem Team, den die Spannungen innerhalb der Gruppe nicht berührten, war Vincent. Falls überhaupt, verstand er nur wenig Englisch. Es war sehr schwierig gewesen, ihm das Moppen beizubringen. Er kam aus dem New Commonwealth und war eigentlich gar nicht der richtige Vincent. Dieser saß fünf Jahre wegen Vergewaltigung ab, wie Bill uns erzählte. Vincent war ein alter Schulfreund von ihm gewesen, den er später im Gefängnis wiedergetroffen hatte. »Vincent« war in Wirklichkeit ein illegaler Immigrant. Von unserem Wortwechsel war Vincent also ausgeschlossen. Er saß phlegmatisch auf dem Wagensitz, während rings um ihn Lust und Haß wirbelten.

Die Gefühle in unserem Wagen wirkten sich auch auf die Menschen entlang unserer Route aus. Gerrys Fahrweise wurde wirklich ausgesprochen unberechenbar. Als er mich nach einem unserer Wortgefechte absetzte, streifte er einen Krankenwagen am Ende meiner Straße, der alte arthritische Leute zur Therapie abholte. Der leichte Schaden am Lieferwagen, ein zerbrochener Außenspiegel und ein Kratzer, ist von unserer sparsamen Firma nie repariert worden. Gerry und Colin vom Parkplatz gewöhnten sich an, Mädchen vom Wagen aus nachzurufen, ihnen hinterherzupfeifen und zu gestikulieren. »Sieh dir das an!« — »Bringt dir einen hoch!« Bill und Andrew nahmen weniger Notiz. Sie standen nicht unter dem Druck sexueller Frustrationen. Die Mädchen fühlten sich nicht geschmeichelt. Sie sahen erst aufgeschreckt, dann feindselig, um nicht zu sagen aggressiv, herüber. Manchmal machten sie obszöne, abweisende Gesten. Für Marlene und mich war es sehr peinlich. Gerry schrieb auch Frauen in anscheinend dubiosen Situationen zu, daß sie »es herausgefordert« hätten.

Einmal sahen wir morgens um halb vier auf der Fahrt zur Arbeit ein junges Mädchen inmitten einer Gruppe von Leuten mit Polizisten im Streifenwagen sprechen. Gerry reagierte spontan: »Was macht 'n achtzehnjähriges Mädchen um die Zeit auf der Straße? Sie fordert es heraus.« An Frauen interessierte ihn nur eins. Von seiner zweijährigen Tochter sagte er: »Sie wird eine richtige Schönheit werden — genau wie Samantha Fox.« Seine latente Feindseligkeit gegenüber Schwarzen, Braunen, Gelben etc. brach hervor, ausgelöst von seiner Zurückweisung durch eine schwarze Frau. Wenn er vor »Vincent's« Haus anhielt und dieser nicht unverzüglich herauskam, beschwerte er sich: »Schon wieder müssen wir auf ihn warten! Warum sollen wir überhaupt warten? Die haben hier sowieso nichts zu suchen.« Wenn wir auf dem Heimweg an »Dschungelhäschen« (um seinen Ausdruck zu benutzen) vorbeikamen, lächelte er höhnisch. Ich wäre jedesmal am liebsten unter die Sitzbank gekrochen. Er versprühte Haß, wo immer er hinkam. In seiner Umgebung setzte er tatsächlich so viele Leute wie möglich herab, um sich selbst besser zu fühlen.

Die ganze Angelegenheit kulminierte jedenfalls schneller, als irgend jemand erwartet hatte. Während wir vor Marlenes Wohnung parkten, stieß Gerry absichtlich Bills Motorrad um, das durch seine Anwesenheit Bills leidenschaftliche Nächte bezeugte. Es mußte in die Werkstatt gebracht werden. Als wir den Supermarkt schließlich erreichten, war die Luft zum Schneiden dick. Gerry hatte bereits eine Auseinandersetzung mit dem Vorarbeiter im Geräteraum gehabt, bei der ihm mit seiner Entlassung gedroht worden war. Jetzt deuteten alle Anzeichen darauf hin, daß Gerry seinem Haß nicht nur im Geräteraum und in der Kantine

freien Lauf lassen würde, sondern sogar am Arbeitsplatz, den Fußböden — eine Todsünde.

Ich machte mir ziemliche Sorgen, daß Bill, wenn er mit Gerry zusammen in einer Kolonne arbeiten würde, sich physisch an ihm für den Schaden an seinem Motorrad rächen würde. Ich eilte also vor Arbeitsbeginn in den Geräteraum und schlug dem Boss vor, Bill und Gerry nicht derselben Gruppe zuzuteilen. Ich erklärte ihm kurz das Problem. Der Boss setzte sich schwerfälliger auf eine kleine Maschine und krächzte, er hätte davon ja nicht das Geringste geahnt. Er verurteilte Gerrys Verhalten eindeutig aus moralischen Gründen und war über die möglichen Konsequenzen in bezug auf die Effizienz unserer Kolonne beunruhigt. Deshalb teilte er Gerry, Andrew und mich in dieselbe Gruppe ein. Unglücklicherweise konnte Gerry Marlene auf der anderen Seite des Supermarktes sehen, und er ließ einen Hagel von Bemerkungen über ihren Körper los, wodurch er sie so von ihrer Arbeit ablenkte, daß sie ihn, wie sie später sagte, am liebsten verstümmelt hätte. Wenn Marlenes Reize einmal keinen sichtbaren Anlaß zu Kommentaren boten, wandte Gerry seine Aufmerksamkeit Andrew zu und sang: »I tort I thaw a puddy-cat!« Andrew knurrte, er würde Gerrys Gesicht in das Glas der zerbrochenen Ribena-Flasche auf dem Boden pressen, wenn dieser so weitermachte. Um einen solchen gewalttätigen Ausbruch zu verhindern, beschloß ich, daß ich zwischen Gerry, der die Maschine bediente, und Andrew moppen würde (die Mopper arbeiten immer in einer Reihe hinter den Maschinen). Das führte leider dazu, daß jetzt ich mich unsicher fühlte. Zur Pausenzeit war die Atmosphäre geladen. Oben in der Kantine saßen Gerry und »Vincent«, der von all dem nichts verstand, an einem Tisch und der Rest von uns an einem anderen, während der Boss unten im Geräteraum hockte und grübelte, wie er Gerry loswerden könnte, bevor einer von vier potentiellen Verdächtigen ihn mit einem Besenstiel durchbohrte.

Das Problem löste sich nach der Pause in einer dramatischen Szene. Gerry fuhr absichtlich mit seiner Maschine über Marlenes Mop. Sie explodierte. Um uns nicht zu schockieren, buchstabierte sie später, was sie geschrien hatte: »D U F-O-T-Z-E! Dafür bring' ich dich um!« Nun explodierte Gerry und bedrohte sie. Sie stürzte zum Boss hinüber. Gerry folgte ihr hart auf den Fersen. Unklugerweise versuchte er, den Schwall ihrer wütenden Worte einzudämmen, indem er ihr wieder drohte, sie umzulegen. Das löste das anstehende Problem. Der Boss warf ihn auf der Stelle hinaus. Leider mußte Gerry uns aber noch im Wagen heimfahren. Der Boss fürchtete, daß seine ganze Kolonne im örtlichen Krankenhaus oder in der Leichenhalle landen würde. Als Gerry hinausging, verschlimmerte er die ganze Situation noch, indem er in Hörweite der Wachleute des Supermarktes Gewaltdrohungen ausstieß. Diese waren hinreichend alarmiert, so daß sie ihm Hausverbot erteilten. Bedauerlicherweise sind sie an unsere Arbeiter gewöhnt und haben schon viele von ihnen aus den verschiedensten Gründen ausgesperrt. Die Heimfahrt war unvergeßlich. Es herrschte eisiges Schweigen — aber der Wagen bockte wie ein Wildpferd. Bei unseren jeweiligen Wohnungen stiegen wir erleichtert aus. Wir waren dankbar, unversehrt zu sein.

Man könnte meinen, daß das letzte Zuschlagen der Wagentür das Ende der Geschichte wäre. Ein Arbeiter, der sich der sexuellen Belästigung schuldig gemacht

hatte, wurde diszipliniert und entlassen, sein Opfer wurde beschützt und gerächt. Die Autorität hatte sich bestens im Sinne der Gleichberechtigung eingesetzt.

Nicht ganz. Es wäre interessant gewesen, Gerrys Erklärung seiner Frau gegenüber zu hören, aber die Firma untersuchte seinen Fall nicht allzu gründlich. Er blieb weiterhin auf der Lohnliste, bekam einen Job als Wachmann in unserem örtlichen Büro und wurde zudem verstärkt als Fahrer eingesetzt. Er verdient jetzt mehr Geld als vorher. Uns fährt er immer noch. Anfangs war es uns sehr unangenehm, aber wir sollten uns daran gewöhnen. Mit anderen Worten, die ganze Angelegenheit hat kaum, wenn überhaupt, nachteilige Auswirkungen auf Gerrys Leben gehabt. Anders beim Rest unserer Gruppe. Der Boss ging nach der Szene völlig zerrütet nach Hause. Marlene brauchte eine ganze Flasche Brantwein, um die nachfolgenden Stunden zu überstehen. Bill betrank sich und kam am nächsten Tag nicht. Ich begnügte mich mit einem Beruhigungsmittel. Am nächsten Tag stellte sich heraus, daß die Sache unseren Boss ernstlich mitgenommen hatte. Er torkelte und sprach wirres Zeug. Seine Maschine bewegte sich im Zickzack. Andrew diagnostizierte Trunkenheit, und wir alle deckten ihn. Wir machten uns Sorgen, ob er heil nach Hause kommen würde. Es stellte sich heraus, daß der Schock über den von Gerry verursachten Aufruhr — wobei Gerry nur der letzte in einer Reihe von Unruhestiftern war —, eine latente Blutinfektion zum Ausbruch brachte, wodurch sich eine alte Rückenverletzung wieder bemerkbar machte, die die motorischen Nerven beeinflusste. Er war wochenlang krankgeschrieben.

Ein neuer Gruppenleiter mußte die Lücke füllen. Marlene war die naheliegende Kandidatin. Sie kannte die Räumlichkeiten, die Arbeit und das Personal. Sie konnte die Maschinen bedienen, obwohl sie es nicht gern tat, denn ihrer Ansicht nach war das »keine Arbeit für Frauen«. Sie machte also einen Sprung von einer kleinen, 60 Pfund verdienenden Mopperin zur Gruppenleiterin mit 200 Pfund pro Woche und einem Freund für rasche Umarmungen auf dem Fußboden in den raren freien Minuten. Die Tugend ist wahrhaft belohnt worden.

Tatsächlich? Die Frage stellt sich erneut. Die Geschichte nimmt eine weitere Wende. Marlene geriet in Schwierigkeiten. Gerrys Entlassung und die Abwesenheit des alten Gruppenleiters machten unseren chronischen Arbeitskräftemangel akut. Obschon Marlene und auch die meisten anderen von uns die Maschinen bedienen konnten, wußten wir sie jedoch nicht wie unser alter Boss zu warten und zu reparieren. Bei einigen flogen die Abdeckungen ab. Obwohl Marlene keine Disziplinprobleme hatte — es war eine Wohltat für mich zu sehen, wie eine schwarze Frau diesen großen kräftigen Männern Anweisungen erteilte —, mußte sie doch den ganzen Papierkram erledigen wie Arbeitskarten ausfüllen, Berichte schreiben etc., was einem schwerfallen muß, wenn man Papier mit drei »p« schreibt. Die meisten in der Gruppe, insbesondere Bill, bemühten sich, kooperativ zu sein. »Wenn er nicht tut, was sie sagt, wird sie ihn nicht ranlassen«, bemerkte einer aus der Gruppe beißend. So, wie sich die Lage später entwickelte, hatten sie ohnehin nicht mehr viel Zeit oder genügend Energie für Zärtlichkeiten, aber anfangs hatten sie sehr wohl die Energie, die ihnen verbleibende Zeit gut zu nutzen. Gerry hatte sich mit »Fiesta« und ähnlichen Heften eingerichtet, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, bis seine Frau wieder einsatzbereit war.

Marlene bat ihn, ihr einige Pornohefte zu leihen, damit sie neue Positionen kennenlernen könne. Er brachte ihr »Razzle« mit. Jetzt lernte sie sogar, für Bill zu posieren. Es gibt doch keine größere Verführerin als eine aufgeblühte Ehefrau. Marlenes Ehemann war so gut wie vergessen.

Die Verantwortung machte sich schließlich mit aller Gewalt bemerkbar. Marlene mußte ihre eigene Arbeitszeit verlängern und auch ihre Gruppe um Überstunden bitten. An manchen Tagen mußten wir statt um vier schon um drei Uhr morgens kommen. Manchmal arbeiteten wir die ganze Nacht durch, von zwölf Uhr abends bis neun Uhr morgens. Gelegentlich arbeiteten wir auch sonntags ein paar Stunden. Pflichtbewußt wie sie war, arbeitete Marlene am meisten und zog Bill mit sich. Das belastete ihre Beziehung. Marlene drohte, ihn wegen beleidigender Äußerungen zu melden und wegen seiner Fehlzeiten zu entlassen. Autorität und eine dicke Lohntüte waren verführerischer als die Liebe eines jungen Mannes. Wenn sie selbst für die Missionarstellung zu müde war, ging er mit seinen Kumpeln in die Kneipe. Auch die anderen Kollegen waren müde von den Überstunden, vor allem, weil die meisten von ihnen noch andere Jobs hatten. Die Firma war nicht bereit, höhere Löhne zu zahlen, um für mehr Arbeiter attraktiv zu sein, denn dann würde sie den alten Arbeitern ebenfalls mehr zahlen müssen. Die niedrigen Löhne waren nämlich der Hauptgrund für die hohe Fluktuation unbefriedigender Leute. Als beispielsweise Andrew, der neunzehn Mitbewerber für einen Job als Straßenkehrer geschlagen hatte, uns verließ, feierte er seinen letzten Tag mit uns, indem er Twix-Schokoriegel aus dem Lager und Batterien aus dem Supermarkt selbst klaute und eine Ein-Pfund-Münze, die er gefunden hatte, behielt. Er argumentierte, daß es ihm egal sei, wenn er jetzt entdeckt und entlassen werden würde. Der neue Arbeiter, der ihn ersetzte, erschien betrunken zur Arbeit und kam nur zwei Tage lang. Mit solchen Leuten hatte Marlene eine gewaltige Aufgabe zu bewältigen.

Die neuen Kehrmaschinen, die uns gebracht wurden, um die alten zu ersetzen, deren Abdeckungen sich gelöst hatten, waren neueren Typs und befanden sich noch in der Versuchsphase. Die Firma hatte nicht die Absicht, sie tatsächlich zu kaufen, sondern benutzte sie nur einige Tage, während die alten repariert wurden. Wie Stalins Bauern in den dreißiger Jahren standen wir völlig perplex vor den fremden neuen Geräten und bemühten uns verzweifelt, die Bedienungsanleitung zu verstehen. Es gelang uns nicht, die Maschinen ordnungsgemäß in Gang zu bringen, und wir richteten ziemlichen Schaden an. Hinzu kam, daß der Leiter einer der Tagschichten, der auf Marlenes besser bezahlten Job erpicht war, manchmal tagsüber absichtlich bei den alten wie bei den neuen Maschinen die Stromzufuhr unterbrach, so daß sie für uns morgens um vier nicht einsatzbereit waren. Somit waren wir zeitweise darauf zurückgeworfen, den ganzen Boden allein mit den Mops zu reinigen. Viertausend Quadratmeter Fußboden zu moppen führt einen mit Sicherheit — wie Jane Fonda — zur völligen Verausgabung. Um dem ganzen die Krone aufzusetzen, ermutigte Gerry die neuen Arbeiter erfolgreich, Marlene zu kritisieren — bis ich ihnen unter vier Augen erzählte, warum er sie nicht mag. So kamen verschiedene Dinge zusammen, und Marlene muß sich wie ein Hauptmann gefühlt haben, dem auf dem Höhepunkt der Schlacht an der Somme plötzlich das Einsatzkommando übertragen wird.

In dieser Weise hatte Marlene mit ihrem Job zu kämpfen. Ihr Zigarettenbedarf vergrößerte sich auf dreißig Stück pro Tag. Ihr Nahrungskonsum stieg so kometenhaft an wie sich die Stunden ihres Schlafes verringerten. Sie bekam Übergewicht und nervöse Zuckungen. Zur Einsamkeit der Leiterin gesellten sich das dazugehörige Aussehen und die entsprechenden Gewohnheiten. Sie wandte sich an ihre Gruppe, als wäre sie Mrs. Thatcher, die ihr Kabinett antreten läßt, und drohte mit Entlassungen in einem Ton, der an Richard III. erinnerte: »Ich werde nicht speisen, bevor ich seinen Kopf gesehen habe.« Alle waren eingeschüchtert. Die Frau, die noch zwei Wochen zuvor eine einfache Mopperin gewesen war, rief nun alle Verspäteten an und beorderte sie zur Arbeit: »Ich bin es nicht gewohnt, meinen Leuten hinterhertelefonieren zu müssen.« Sie ist sich ständig bewußt, daß sie diejenige ist, die den Kopf hinhalten muß. Sie hat ihre innere Ruhe ebenso wie einen großen Teil ihres Sexuallebens verloren. Die Firma ist mit ihr so zufrieden, daß sie sie auf einen Kurs für Aufsichtskräfte schicken will, so daß sie, falls nötig, andere Gruppen übernehmen kann. Marlene aber hat genug. Sie verlangt nach Jims Rückkehr und geht mit zarten Anfragen nach seiner Gesundheit bei ihm zu Hause vorbei. Hat sie nun Glück oder Pech gehabt? Hat die sexuelle Belästigung ihr Vorteile oder Schaden gebracht?

Welche Schlußfolgerungen ergeben sich aus dieser Geschichte? Die erste und zugleich erfreulichste lautet, daß Schwarze oder Frauen beruflich aufsteigen können, wenn äußere und innere Widerstände überwunden werden. Viele andere Menschen müssen allerdings unten gehalten werden, obwohl sie für den Aufstieg in Frage kommen. Sie erleiden das Schicksal potentieller Herrscher, das Gray in *Eulogy Written in a Country Churchyard* darlegt. Gray ist der Ansicht, daß viele potentielle Tyrannen schon allein durch ihre Obskurität niedergehalten werden. Einer der Arbeiter, die uns verließen, drückte es weniger elegant aus: »Ein verdammter Westentaschen-Hitler, das ist sie!« Würde die Gleichberechtigung der Geschlechter und Rassen darauf hinauslaufen, daß es noch mehr Kandidaten beim Kampf um Macht gäbe? Der Himmel bewahre uns davor.

Die zweite Schlußfolgerung lautet, daß die Dinge immerhin soweit fortgeschritten sind, daß sexuelle Belästigung zur Entlassung führen kann und daß Frauen als Arbeitskräfte so wertvoll geworden sind, daß sie unter streng ökonomischen Aspekten Männern gegenüber vorgezogen werden. Marlene war für die Kolonne nützlicher als Gerry. Weiterhin zeigt die Geschichte, daß Frauen auf der Ebene der Lohnarbeit durchaus Führungspositionen übernehmen können. Nicht zuletzt illustriert sie auf dramatische Weise, daß sich die Gründe, sich gegen sexuelle Belästigung aufzulehnen, geändert haben. In früheren Zeiten, als weibliche Tugend Jungfräulichkeit vor der Eheschließung und Treue in der Ehe bedeutete, galt das Bedrängen einer Frau zu vor- oder außerehelichem Geschlechtsverkehr als eine Verletzung ihres Rechts, sich ihren Lebensunterhalt durch die Ehe zu verdienen. Oder, um es von einem anderen Gesichtspunkt zu betrachten, als Entwertung des tatsächlichen oder potentiellen Besitzes eines anderen Mannes. »Meine Ehre ist meine einzige Mitgift«, sagen nacheinander sowohl Anne Boleyn als auch Jane Seymour zum verliebten Heinrich VIII. Aber wohin hat es sie gebracht! Oder man denke an die wollüstigen Gutsherren in den Romanen des 18. und 19. Jahrhunderts. Heute lauten die Einwände anders, wie

aus Marlenes Fall ersichtlich ist. Es geht darum, daß sexuelle Belästigung gegen das Recht der Frau auf körperliche Selbstbestimmung verstößt. Sexuelle Belästigung war früher eine Frage der Abhängigkeit, heute ist es eine der Unabhängigkeit. Dieser Wandel resultiert daraus, daß die finanzielle Macht nicht mehr allein bei den Männern liegt, sondern sich zugunsten der Frauen verschiebt.

Dieser Wandel — wie bescheiden auch immer — im relativen ökonomischen Wert von Frauen führt uns von der speziellen Thematik von Belästigungen und Beziehungen am Arbeitsplatz, sei es als Hofdame zur Zeit der Tudors, sei es als heutige Putzfrau, zum gesamten Komplex der Rollenerwartungen und damit zum angestiegenen weiblichen Selbstbewußtsein im allgemeinen. Allein in dem kurzen Zeitraum von Marlenes jüngsten Erfahrungen haben sich die Rollenerwartungen verwischt. Sie hat ihre Attraktivität beruflich genutzt, ist allerdings ihretwegen auch benutzt worden. Sie bezauberte die Packer, wie es keinem männlichen Vorarbeiter möglich gewesen wäre, so daß sie unsere Kehrmaschinen fuhren. Auch war sie nicht so verzweifelt, daß sie mit einem verheirateten Mann, abgesehen von leichtem Geplänkel, etwas Ernsthaftes angefangen hätte. Während einer unserer Fahrten faßte Marlene es folgendermaßen zusammen: »Warum hätte ich einen verheirateten Mann nehmen sollen, wenn es so viele junge unverheiratete gibt?« Sie brachte es fertig, dasselbe zu tun, was Männer jahrhundertlang praktiziert haben: sich einen jüngeren Partner ohne finanzielle Mittel zu nehmen und ihn sowohl bei der Arbeit als auch im Bett zu dominieren. Junge Männer, die auf diese Weise ausgewählt werden, bieten natürlich wenig Widerstand, selbst wenn sie in der Arbeitspause am Tisch einschlafen. Marlenes Fall liefert einen anschaulichen Beweis dafür, daß der Reiz des Geldverdienens für Frauen ebenso unwiderstehlich ist wie für Männer. Zusammenfassend kann man sagen, daß Marlene durch eine Lücke in den alten Wertvorstellungen in eine Position gebracht wurde, in der sie belästigt werden konnte, und daß die neuen Wertvorstellungen sie daraus in eine Machtposition hoben. Das Verhalten ihres Ehemanns hatte sie zum Putzen und in die sexuelle Unsicherheit getrieben, ihre eigenen Qualitäten hatten sie daraus befreit. Ihre Kompetenz ermöglichte es ihr, den Job zu übernehmen, der durch ihre sexuelle Belästigung freigeworden war. Somit spiegelt die wachsende Entschlossenheit angesichts sexueller Belästigungen die zunehmende Bedeutung von Frauen als selbstbestimmte Individuen im Wirtschaftsleben wider und die gesellschaftliche Machtverschiebung zu ihren Gunsten. Marlenes Aufstieg, wie erschwert, behindert und von persönlichen Umständen abhängig er auch gewesen sein mag, ist einer von Tausenden, die den Fortschritt ausmachen und ihn vorantreiben.

Die dritte Folgerung aus der Geschichte besagt, daß Erschwernisse, Behinderungen und persönliche Umstände den Fortschritt in bedeutsamem Ausmaß bremsen und verzerren. Die Kraft tiefverwurzelter männlicher Vorurteile und männlicher Selbsttäuschung sowie der heimlichen weiblichen Mittäterschaft sollte nicht unterschätzt werden. Männliche Frustration und weibliche Bemühungen, zu gefallen, sind gesellschaftlich strukturiert, obschon sie neue Erscheinungsformen angenommen haben. Gerry erwartete die Verfügbarkeit über eine Frau als sein grundsätzliches Recht. Wenn seine eigene Frau unpäßlich war, hätten einige ungebundene Frauen willig sein müssen. Die heutigen Verhält-

nisse, die es Frauen relativ leicht ermöglichen, unverheiratet zu bleiben oder eine Ehe zu beenden, haben eine große Anzahl lediger und geschiedener Frauen hervorgebracht. Besonders letztere erscheinen in der hitzigen Männerphantasie als ein Reservoir bereitwilliger Nymphomaninnen, die die sinnlichen Freuden der Ehe leidenschaftlich vermissen. Kaum etwas könnte der Wahrheit ferner liegen, aber die Tatsachen werden von frustrierten Männern nicht wahrgenommen. Das unterschwellige Gefühl, die Gesellschaft sei Männern Sexualität schuldig, führt zu der beharrlichen Überzeugung, daß Frauen reine Sexualobjekte seien. Hier liegt der Ursprung für Gerrys Verhalten nicht nur Marlene, sondern auch den Frauen auf der Straße gegenüber und schließlich auch für seinen Rückzug auf Zeitschriften. Gerry ist in seinen kulturellen Selbstverständlichkeiten gefangen. Auch Marlene war ein Opfer ihrer Sozialisation. Die Gesellschaft drängte sie dazu, ihrer sexuellen Attraktivität übergroße Bedeutung beizumessen. Ihr ethnischer Hintergrund und ihre Bindung an die Arbeiterklasse machten es ihr fast unmöglich, andere Interessen und andere Wurzeln ihrer Selbstachtung zu finden. Hinzu kommt, daß ihr Ehemann ihr Selbstbewußtsein erst durch die anklagenden Rationalisierungen seiner sexuellen Inkompetenz und dann durch seinen Auszug unterminierte. Marlene war eine einsame Frau, die sich nie vorgestellt hatte, allein zu leben. Sie fand es zermürend und brauchte Selbstbestätigung. Eine Anstrengung ist es immer noch für sie, wenn auch eine ehrenvolle, und sie verdient genug, um ihren zukünftigen Ex-Gatten zu unterhalten, falls es nötig sein sollte. Der Kampf geht weiter. Belästigungen und andere Phänomene sexueller Diskriminierung sind immer nützlich, um eine Gegenoffensive zu starten. Die Opposition aufzugeben bedeutet, ihnen das bereits abgerungene Terrain wieder zu überlassen.

Die vierte Aussage der Geschichte ist allgemeiner. Sexuelle Diskriminierung unterminiert die Effektivität der modernen Industriegesellschaft und führt zu sozialem Unbehagen, das über die offensichtlichen Einschränkungen und Opfer hinausgeht. Die Belästigung in unserem Supermarkt wirkte sich auch auf die belästigten jungen Frauen, die harmlosen Pakistani und die arthritischen alten Damen aus, die sich über Gerrys Verhalten als Fahrer ärgerten. Somit ist sexuelle Belästigung nicht nur das Produkt vieler Faktoren, sondern wirkt sich außerdem nachteilig auf Menschen aus, die nicht einmal bewußt damit in Verbindung stehen. Selbst wenn sexueller Belästigung Widerstand entgegengesetzt wird, werden die Haltungen, auf denen sie basiert, in gewissem Ausmaß zugleich reproduziert. Sie kann subtil und anonym werden, sich gegen andere Frauen richten, zum Phantasieprodukt oder verallgemeinert werden — bis der nächste Aggressor oder die nächste Zielscheibe vorüberkommt. Unsere ganze Arbeitsgruppe brach durch diese Affäre, oder besser: Nicht-Affäre auseinander. Alle Arbeiter waren betroffen, und zwar viel drastischer als die Passanten, die sich zufällig auf der Straße befanden. Der Konflikt führte deutlich die sensiblen umkämpften Gebiete in den Geschlechterbeziehungen vor Augen sowie die Unsicherheit und die ausbeuterische Tendenz, die auf unterschiedliche Weise in beiden Geschlechtern vorhanden ist.

Abschließend kann man sagen, daß sexuelle Belästigung sich wie ein neurotisches Symptom verhält. Wenn man das nervöse Erbrechen kuriert hat, bricht ein

nervös bedingter Ausschlag aus. Eine radikale Veränderung ist erforderlich. Die Gesetze gegen sexuelle Belästigung sind nur der erste Schritt. Das Handeln selbst muß so undenkbar werden wie das Prügeln der eigenen Großmutter. Marlene ist eine zufällige und unbewußte Pionierin auf dieser Reise der Frauen zu vollständiger Akzeptanz in der Arbeitswelt ohne sexuelle Verpflichtungen. Ein Jahr zuvor war sie Hausfrau. Jetzt ist sie unser Boss. Eine verkappte Elizabeth I.? Eine heimliche Mata Hari? Sie ist sicherlich ein Beispiel für die Leistungen, das Unbehagen und die Kompensationen der menschlichen Entwicklung. Die Industrie und die Gesellschaft der Moderne können nicht ewig unter Beibehaltung der Geschlechtsstereotypen koexistieren. Alle Versuche, dies dennoch zu leisten, bringen Wellen von Aggressivität hervor. Marlenes Karriere war ein Kampf zwischen alt und neu. In ihrem Fall ist der Tugend Lohn nicht ganz so ausgefallen, wie sie erwartet hatte. Die Definition von Tugend hat sich geändert — Marlene wurde in einer neuen unerwarteten Währung dafür belohnt, daß sie sich wie ein Mensch mit der Möglichkeit zu wählen und nicht wie eine manipulierbare Abhängige verhalten hat. Wir wollen hoffen, daß sie und ihresgleichen ihren Lohn klug verwenden.

Soeben ist die zweite Nummer des **Europäischen Forums** der sozialistischen Feministinnen erschienen mit den Materialien der zweiten Konferenz in Hamburg 1986 und dem Programm für die kommende Konferenz in Madrid (November 1987).

Sie erhalten das Forum gegen Einsendung von 5 DM in Briefmarken oder — wenn Sie mehrere bestellen — per Scheck (Stichwort: Forum) im

Argumente Laden · Rentzelstraße 1 · 2000 Hamburg 13



Michèle Barrett
Das unterstellte Geschlecht — Umriss
eines materialistischen Feminismus

Frauen und Ideologie, Frauenunterdrückung und kapitalistische Produktionsweise, Männerherrschaft und Frauenknechtschaft: In diesem Rahmen erarbeitet M.Barrett Bausteine für einen marxistischen Feminismus. »... keine andere Veröffentlichung aus der englischen Frauenbewegung wäre geeigneter, die dortige Diskussion in Deutschland bekannt zu machen.« (Feministische Studien)
 240 S., frz.Br., DM 24,-/Ln. DM 34,-

Jan Spurk

Neue Forschungen zur Konstitution von Klassen — am Beispiel Frankreichs*

Die geläufigste Position zur theoretischen Bestimmung der Arbeiterklasse ist die der Unterscheidung von »Klasse an sich« und »Klasse für sich«: Die Arbeiterklasse entwickelt sich dieser Konzeption nach im Laufe ihrer Geschichte von der durch die Produktionsverhältnisse objektiv determinierten Klasse an sich zur subjektiv ausgeformten Klasse für sich, die sich ihrer historischen Mission bewußt ist und sich in solidarischen Aktionen organisiert. Dabei bleibt ungeklärt, wie diese beiden Pole der Entwicklung zu verbinden sind. Zwei Möglichkeiten bieten sich an: Entweder folgt man der deterministischen Variante, die die Umwandlung der Klasse an sich in eine Klasse für sich für unvermeidlich hält. Dieser Prozeß hängt vom »Reifen der objektiven Bedingungen« ab, wie Engels und Kautsky glaubten. Oder man versteht diesen Prozeß als Ergebnis der Intervention einer Organisation, Partei etc. . also in einem voluntaristischen Konzept. Als Vulgarisierung der leninistischen Parteitheorie fand es in den sechziger und siebziger Jahren wieder Eingang in die wissenschaftliche Debatte. Das Klassenbewußtsein wird in diesen Theorien entweder als einfacher Reflex der ökonomischen Entwicklung verstanden oder in Begriffspaaren wie anwesend—abwesend, richtig—falsch, revolutionär—trade-unionistisch ... diskutiert. Dies entspringt weniger einer Analyse der sozialen Verankerung des Klassenbewußtseins als dem Versuch, einer Gruppe oder Klasse die eigenen Positionen aufzuzwingen — und anschließend zu kontrollieren, ob die Aktionen der Theorie entsprachen. Diese Theorien, die sich mehr oder minder direkt an Lukács orientieren, geben das Interesse der Klasse in der Analyse vor; die Leute müssen es verstehen. Sie können nicht erklären, wie die Klasse als für ihre eigenen Ziele kämpfendes Kollektiv aus den ökonomischen Verhältnissen entsteht.

Auch eine Rückwendung »zu den Ursprüngen« bietet keine fertige Alternative: Im Gesamtwerk von Marx bleibt unklar, was er genau unter »Klasse« versteht. In historischer Perspektive sind zwei Varianten auszumachen: Klassen als soziale Formationen der kapitalistischen Gesellschaft, die ausschließlich aus ökonomischen Momenten bestimmt werden können, sowie Klassen als gegeneinander kämpfende soziale Formationen in allen Gesellschaften.¹ Für Marx scheint die Definition dessen, was er unter Klasse verstand, nicht problematisch gewesen zu sein. Deshalb konnte er auch in dem berühmten Brief an Weydemeyer vom 5. März 1852 schreiben, er habe nicht die Klassen entdeckt, vielmehr sei die Klassenexistenz historisch durch die Entwicklung der Produktion determiniert und der Klassenkampf führe notwendigerweise zur Diktatur des Proletariats, die den Übergang zur klassenlosen Gesellschaft einleite.

* Der Artikel ist Resultat einer umfangreichen Studie über die Kapitalentwicklung, die Arbeiterbewegung und die Arbeiterklasse sowie deren Organisationen in Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg (Spurk 1986), die durch eine Fallstudie über einen bretonischen Mittelbetrieb der keramischen Industrie ergänzt wurde. Die Entwicklung in Frankreich dient deshalb als Bezugspunkt.

Diesem Brief und ähnlichen Ausführungen in den verschiedensten Schriften von Marx können andere Passagen, die u.E. für das Gesamtwerk wichtiger sind, entgegengehalten werden. In ihnen geht es um den Begriff der reellen Subsumtion, der die tendenzielle Unterwerfung aller Bereiche der bürgerlichen Gesellschaft unter das Kapital bezeichnet. Der Fordismus² ist als bedeutender Schritt in diese Richtung zu verstehen, die Marx wie folgt beschreibt:

»Die Produktion produziert daher nicht nur einen Gegenstand für das Subjekt, sondern auch ein Subjekt für seinen Gegenstand.« (Grundrisse, 14)

Wie kann man unter diesen Bedingungen noch »Klasse« diskutieren? Man könnte etwa, wie Lukács, eine Ontologie entwickeln, gegen die Castoriadis (z.B. 1974, 45-66) eine (wütende) Kritik verfaßt hat, die er als Abrechnung mit dem Marxismus im allgemeinen verstanden wissen will. Dieser Ontologie zufolge machen die Klassen selbst nichts, sie werden durch die Produktionsweise gemacht. Die Geschichte geht ihren Weg durch den Kampf zwischen den Klassen hindurch, die ihre historische Mission erfüllen. Für Castoriadis bleiben von der Klassentheorie damit nichts als Tautologien und leere Worthülsen, die eine traditionelle Metaphysik reformulieren. Man kann Klassen — seiner Meinung nach — nur als sich selbst Machende verstehen. Nun bleibt Castoriadis aber eine Präzisierung dessen schuldig, was dieses »Machen« ist. Für die Arbeiterklasse präzisiert er:

»... durch das Machen des Proletariats ... entsteht auch eine neue Beziehung zwischen einer ausgebeuteten Schicht und dem bestehenden Sozialsystem, insofern als der Kampf dieser Schicht es ermöglicht, die Entwicklung des Sozialsystems entscheidend mitzubestimmen: dies ist schließlich eine neue Beziehung zwischen einer sozialen Schicht und der Gesellschaft sowie der Geschichte als solcher.« (Castoriadis 1974, 102)

Die radikale Umgestaltung der Gesellschaft wird nicht mehr angestrebt. Das ist das Ergebnis, zu dem sich die Arbeiterklasse nach dem Zweiten Weltkrieg gemacht hat. Sie hat durch ihre Aktionen das Überleben des Kapitalismus gesichert und ist heute dabei, als autonome soziale Kraft zu verschwinden. Die Polemik von Castoriadis gegen die ontologischen Züge der Marxschen Theorie (v.a. die seiner Schüler) trifft — wenn auch überzogen — die schwachen Stellen dieser Theorie. Jedoch kann man u.E. nicht auf das Verschwinden des Proletariats schließen, wenn man diese ontologisch-metaphysische Argumentation durch die Betonung des »making«, wie es Castoriadis von E.P. Thompson, auf den er sich wiederholt explizit (wenn auch verkürzend) beruft, übernommen hat, überwindet und es als einen Prozeß der historischen Klassenkonstitution versteht. Thompson bestimmt »Klasse« als historisches Phänomen.

»Klasse geschieht, wenn einige Menschen infolge gemeinsamer (überlieferter oder geteilter) Erfahrung die Identität ihrer Interessen zwischen sich selbst wie gegenüber anderen Menschen, deren Interessen von ihren eigenen verschieden (und ihnen gewöhnlich entgegengesetzt) sind, fühlen und artikulieren.« (Thompson 1963, 9f.)

Die Klassenerfahrung ist für Thompson durch die Produktionsverhältnisse bestimmt, in denen diese Erfahrungen gemacht werden, hängt von den jeweiligen konkreten Umständen ab, ist nicht determiniert. Somit läßt sich die Klassendefinition nur historisch präzisieren.

»Klasse wird durch die Art, in der die Menschen ihre eigene Geschichte leben, definiert, und letztlich ist dies ihre einzige Definition.« (Ebd., II)

Sie ist eine sehr lose Verbindung von Menschen, die durch gemeinsame Interessen, soziale Erfahrungen, Traditionen und Wertssysteme verbunden sind. Sie bestimmen sich als Klasse durch ihre Aktionen und durch ihr Bewußtsein im Verhältnis zu anderen Klassen und Gruppen.

«Klasse ist eine Beziehung und keine Sache ...» (Ebd.)

Die Konstituierung der Klasse speist sich also nicht oder nicht in erster Linie aus ökonomischen Veränderungsprozessen, sondern auch (und u.E. der Meinung Thompsons nach v.a.) aus kulturellen Normen und Traditionen sowie neuen, von außen herangezogenen Elementen. Die Produktionsweise und die Produktionsverhältnisse werden »ausschließlich in Erfahrungen, im Handeln und Verhalten sowie in den Beziehungen der Betroffenen sichtbar oder werden im wesentlichen durch Ausbeutung vermittelt, die wiederum in eine allein subjektiv erfahrbare Existenzweise des Proletariats transformiert wird« (Groh 1980, 17).³

Erfahrung und Lernen

Die Arbeiter existieren mit konkreten Vorstellungen über die Gesellschaft, die Fabrik, ihre Arbeit und ihre Lebenszusammenhänge, auch wenn sie nicht präzise oder sogar widersprüchlich sind.

«Die Verbindung von Hoffnungen und Ängsten, zusammen mit der Darstellung der etablierten sozialen Welt, wird Weltanschauung genannt.» (Sabel 1982, 11)

Wie kann nun eine solche »Weltanschauung«, wie sie Sabel als Resultat konkret-sinnlicher Erfahrungen begreift, heute noch entstehen? Denn unter den Bedingungen der realen Subsumtion durchdringen die Tauschbeziehungen tendenziell die gesamte Gesellschaft und setzen tendenziell auch die Formen des Bewußtseins.⁴

«Es ist das [Bewußtsein: Anm.d.Verf.] des universellen Tausches, das Gleich und Gleich von Rechnungen, die aufgehen, bei denen eigentlich nichts zurückbleibt; alles Historische wäre aber ein Rest. Tausch ist ... dem Sinn seines Vollzuges nach selber zeitlos ...» (Adorno 1963, 234)

Reproduziert die bürgerliche Gesellschaft also ihren eigenen Erfahrungshorizont, so stehen wir an der Stelle, die z.B. Breuer (1977), Oetzel (1978) und nicht ganz so dramatisch auch Adorno bestimmt haben:

«Der Arbeiter kann den objektiven Erkenntnisdruck, den sein Lebenszusammenhang auf ihn ausübt, unter den Bedingungen seiner Sozialisation nicht subjektiv abbilden und in Erkenntnistätigkeit verwandeln.» (Negt/Kluge 1972, 55)

Die reale Subsumtion beschreibt die Einbindung des proletarischen Lebenszusammenhanges und Lebenszyklus in eine produzierte (und bereits reproduzierte) Objektwelt, die ihm als objektiver Lebenszusammenhang gegenübertritt, der seine subjektiven Erfahrungen bestimmt. Doch lassen sich die Arbeiter nicht auf die Kategorien des universellen Tausches reduzieren. Sie existieren mit Vorstellungen über sich und ihre Lebens- und Arbeitszusammenhänge, die für sie ein Mittel zur Deutung der sozialen Wirklichkeit sind, wie sie ihnen als Betroffenen gegenübertritt. Die entstehenden Weltanschauungen müssen ihre »Richtigkeit«, d.h. ihre Tauglichkeit zur Interpretation der Realität, in der Praxis beweisen. Sie müssen deshalb eine gewisse Beziehung zu dieser Realität haben: Sie sind der Ausdruck eines ganzen Lebens- und Arbeitszusammenhanges, und durch sie er-

halten die einzelnen sozialen oder ökonomischen Ereignisse ihre Bedeutung zugewiesen. Man kann aber nicht unbesehen von einer einzigen Weltanschauung oder der proletarischen Weltanschauung reden. Einerseits läßt sich feststellen, daß diejenigen, die gemeinsame Ansichten über die Arbeitsverhältnisse haben, a priori nicht dieselben politischen oder moralischen Vorstellungen haben müssen. Andererseits haben auch, wie Sabel zeigt, diejenigen, die dieselben Berufe ausüben, a priori nicht dieselben Vorstellungen über ihre Arbeitswelt.

»Weltanschauungen sind wie Strafgesetzbücher oder Ehrenkodices. Sie ermöglichen eine erschöpfende Kategorisierung der Aktionen als erlaubt oder verboten, ehrenhaft oder unehrenhaft — jeder der Teilbegriffe wird negativ im Verhältnis zum anderen Teilbegriff definiert.« (Sabel 1982, 12)

Somit erklärt es sich auch, daß viele betriebliche Konflikte durch die Verletzung dieser Codes hervorgerufen werden. Die Veränderung des Verhältnisses zwischen den Managern und Arbeitern z.B. durch neue Taktzeiten, Rationalisierungen etc. oder die Verletzung der Ehre der Arbeiter durch rassistische Beschimpfungen oder auch Versuche, die Lohnhierarchie zu nivellieren, können Gründe für Arbeitskämpfe sein.

Sieht man eine derartige Arbeitermoral als Hintergrund der Arbeiterkämpfe, so verschwindet auch der Eindruck, daß die Arbeiterkämpfe in einen rationalen und irrationalen Teil auseinanderfallen.⁵ Die Kampffähigkeit der Arbeiter ist nicht ein zweites Ich, es ist die Fähigkeit und der Wille, ihre Vorstellungen über eine soziale und moralische Ordnung zu verteidigen, auch wenn hierbei Wahrheiten, Legenden, Illusionen und Mythen eng miteinander verwoben sind.⁶ Insofern sind alle Arbeitergruppen in der Lage, sich gegen die Autorität der Betriebsleitung aufzulehnen, denn sie kennen alle Grenzen der Ehre, der persönlichen Integrität, der Ungerechtigkeit ..., die nicht überschritten werden dürfen, ohne daß die Legitimität der Herrschaft auf der jeweiligen Ebene in Frage gestellt wird. Die Bestimmung, Ausarbeitung und Formulierung von gemeinsamen Interessen sind an kollektive Lernprozesse gebunden, die die Bildung neuer Erfahrungen ermöglichen und bisher vertretene Positionen in Frage stellen und (wenn auch selten) neue Identitäten bilden können.

»Diese Fähigkeit wandelt sich in immer weiteren Lernschritten eines langfristigen Lernprozesses, der die Struktur und den Rahmen der Erfahrung ändert, neben den zahllosen kurzfristigen Lernprozessen, die Wissen akkumulieren. Dieser Lernrhythmus, der die Organisationsstruktur der Erfahrung bestimmt ... (ist) ein kollektives gesellschaftliches Produkt. In ihm sind die Inhalte möglicher Erfahrung, der Zeitduktus, in dem Erfahrung sich konstituiert, ebenso wie die Wechselbeziehung zwischen Erfahrung und Praxis programmiert.« (Negt/Kluge 1972, 57)

Die Arbeiter sind nur insoweit in der Lage, die Erfahrungen zu organisieren, wie sie Erfahrungen mit ihrem eigenen Verhalten und Bewußtsein gemacht haben. Und dafür wiederum gilt:

»Die Klassenerfahrung ist weiterhin bestimmt durch die Produktionsverhältnisse, in die die Menschen hineingeboren werden oder unfreiwillig eintreten.« (Thompson 1963, 9)

Der Lernprozeß, von dem hier die Rede ist, gründet also auf Erfahrung, und dieser Begriff der Erfahrung unterscheidet ihn schon vom Ansatz her von allen akademischen Lernbegriffen, darunter auch denen der zahllosen Missionsversuche, deren Opfer die Arbeiter waren und immer noch sind. Derartige Versuche müssen scheitern, weil die Arbeiter im Verhältnis zu den »Missionaren« das bleiben, was sie im Kapitalverhältnis sind, nämlich Objekte. Die

realen Kampfsituationen stehen im Gegensatz dazu: sie ermöglichen eine Art sinnlicher Evidenz der Erfahrung von Zusammenhängen. Die zeitliche Kontinuität wird in einem langsamen, von Fragmenten und Fraktionen der Belegschaften verschieden weit und mit verschiedenen Rhythmen vorangetriebenen Prozeß aufgesprengt. Dieser Prozeß vollzieht ein langsames Herantasten an eine Situation, die als Alternative zu dem erlebten und erfahrenen Kapitalismus gesehen wird.

Mit diesem Erfahrungsbegriff wird der Thompsonsche Klassenbegriff präzisiert, indem die phänomenologische Komponente⁷ zugunsten einer Fixierung des Problems von Erfahrung — Zeit — Klassenexistenz in der Kapitalanalyse aufgegeben wird. Dies ist notwendig, denn wie Thompson selbst feststellt, »man spricht ja über eine Gesellschaft, deren Teile nur in bezug auf das Ganze verständlich sind« (Thompson 1978, 27), und die den Agierenden als vergegenständlichtes Ergebnis vergangener Klassenkämpfe entgegentritt. Sie selbst wirken bewußt auf diesen Prozeß ein, wie auch die Unternehmer, die ihrerseits Strategien zur Verteidigung und Weiterentwicklung des Kapitalverhältnisses entwickeln und anwenden. Damit ist der Klassenkampf definiert. Er verweist immer auf ökonomische Phänomene, da das Kapitalverhältnis auf der Produktion von Mehrwert basiert. Im proletarischen Lebenszusammenhang ist eine Vorstellung über die Gegenwart und die Zukunft nur in Abarbeitung an der spezifischen, proletarischen Vergangenheit möglich, bei der sich die als ausweglos empfundene Existenz an Erfahrungen im o.g. Sinn bricht.⁸

Auf dieser Ebene unserer Argumentation können wir also sagen, daß die Arbeiter mit einer Weltanschauung in die Kämpfe gehen, dabei neue Kampf Erfahrungen machen, die ihre Weltanschauung in Frage stellen oder gesellschaftliche Defizite deutlich werden lassen — und in einem Prozeß kollektiver Theoretisierung wird dann die alte Weltanschauung revidiert oder auch durch eine ganz neue Vorstellung ersetzt. Ein zentraler Punkt dieser Theoretisierung ist die Re- oder Neudefinition der eigenen sozialen Identität und die Bestimmung des eigenen Verhältnisses zu den anderen Arbeitergruppen: Abgrenzung, Bündnis, Ignoranz ... Dieser Prozeß wird von einer Politisierung der Kämpfe und Erfahrungen begleitet, wodurch die bornierte Perspektive des Arbeitsplatzes überwunden werden kann. Die politischen Theorien erklären das, was die »arbeitsplatzbezogene Weltanschauung« (Sabel) nicht mehr erklären kann. Aus einer solchen Perspektive kann dann auch das Verhältnis zu anderen Arbeitergruppen neu überdacht werden.

In der Verteidigung des status quo einer Arbeitergruppe — d.h. der Verteidigung ihrer Verschiedenheit gegenüber den anderen Gruppen — können sich Ansätze zur Bildung eines Vertrauensverhältnisses zwischen verschiedenen Arbeitergruppen entwickeln, die sich später zu einer sozialen, kulturellen und politischen Einheit verfestigen können. Die neue Identität stellt eine Synthese der alten Positionen und der Erfahrungen und Bündnisse dar, wozu auch eine gemeinsame politische Vorstellung im weitesten Sinn, eine Orientierung an einer anderen, gerechteren Gesellschaft, eben das Gegenteil des erlebten Kapitalismus, gehört.⁹

Aktives Engagement — die Figur des *militant*

Die Verbindung zwischen informellen Arbeiterstrukturen, den Arbeiterorganisationen (in erster Linie den Gewerkschaften) und diesen Strukturen untereinander sowie die Stellung gegen die Unternehmer bzw. das Management werden in französischen Betrieben durch die *militants* (Kämpfer) aufrechterhalten, die hier an der Herausbildung der Arbeiterklasse mitwirken. Deshalb sind sie auch meist an Organisationen gebunden.

»Kämpfen (*militier*) heißt, mitten in den Alltagsproblemen zu leben und durch seine eigene Erfahrung wie durch diejenige der anderen zu lernen. Dies ist nicht möglich ohne eine tiefe und persönliche Teilnahme ...« (Laguiller 1974, 49)

Diese Arbeit als *militant* ist deshalb kein masochistisches Aufopfern. Die meisten *militants* beschränken sich nicht nur auf die Betriebsarbeit, sie engagieren sich auch in Gewerkschaften und/oder politischen Organisationen. Doch sie leben von dem Konflikt im Betrieb, und sie sind deshalb für sich selbst und ihre Kollegen nicht Repräsentant einer Gewerkschaft, Partei etc. oder einer Funktion in diesen Organisationen, sondern sie repräsentieren die Konflikte, Siege und Niederlagen, die die Arbeiter gemeinsam durchgestanden haben.¹⁰

Die Funktion des *militant* blieb seit dem Entstehen der Arbeiterbewegung im Kern unverändert, nämlich »den anderen die Erklärung des sozialen Unbehagens, das sie empfinden, zu geben« (Mothé 1965, 121). Er bietet oder versucht sich zumindest in einer Interpretation der Realität, die für ihn selbst und seine Kollegen die Grundlage ihrer zukünftigen Aktionen darstellt. Die *militants* in einer sich konstituierenden oder einer konstituierten Klasse versuchen ihr Handeln nicht nur als konkreten Konflikt im Betrieb zu begreifen, sondern es auch als Teil eines generellen Konfliktes zwischen den Klassen zu verstehen und zu vermitteln, der eine antikapitalistische Orientierung erfordert.

»Vor den Arbeitern wird er sich als derjenige geben, der weiß-wo-es-langgeht, der weiß-was-zu-tun-ist; kurz: der-alles-weiß.« (Ebd., 127)

Der *militant* muß sich als Arbeiter — d.h. als integraler Bestandteil seiner Arbeitsgruppe — und zugleich als von den anderen Arbeitern Unterschiedener beweisen. Der *militant* bleibt qua Existenz an seine Arbeit und an das Handeln im Betrieb gebunden. Verläßt er den Betrieb, um z.B. eine hauptamtliche Funktion in den Gewerkschaften auszuüben, bricht er mit seiner Existenz als *militant*. Früher war er von seinen Kollegen unterschieden und dennoch ein Teil des Kollektivs, jetzt ist er ein anderer geworden, der außerhalb des Kollektivs steht. Je weniger es ihm möglich ist, eine eigene Identität in betrieblichen Kämpfen aufrechtzuerhalten (weil diese Kämpfe seltener werden), desto mehr zieht er sich auf die Mythen vergangener, heroischer Kämpfe zurück, die immer weniger kontrollierbar und nachvollziehbar werden. Die Gewerkschaftergruppe selbst dient ihm schließlich als letzte Zuflucht. Damit entfernt er sich weit von seinen Arbeitskollegen und läuft somit Gefahr, seine zentrale Eigenschaft als *militant* zu verlieren. Die Gruppe der Gewerkschafter zieht sich durch die Mystifikation ihrer Vergangenheit immer mehr auf sich selbst zurück.

Die traditionelle Arbeiterbewegung

Die traditionelle Arbeiterbewegung in Frankreich, die immer noch der Gegenstand der meisten Studien über die Arbeiterbewegung schlechthin bleibt (Touraine, Castoriadis, Gorz ...), hatte sich seit den zwanziger Jahren in den wenigen industriellen Ballungsgebieten des ansonsten durch die Landwirtschaft geprägten Landes gebildet. Zusammengezogen in den Industriebetrieben — und, solange noch die traditionellen Handwerksbetriebe und Manufakturen bestanden, von deren oft kämpferischen Belegschaften getrennt — bildete sie sich in mittlerweile gut dokumentierten Kämpfen zu betrieblichen Kollektiven, die sich durch die zusammenhängenden Wohngebiete, in denen sie sich oft nach Herkunftsregionen zusammengefunden hatten (z.B. die Bretonen im 14. Arrondissement von Paris, in St. Denis etc.), und durch ihre politische Orientierung an der Kommunistischen Partei sowie deren Massenorganisationen zu einem globalen Lebens-, Arbeits- und Erfahrungszusammenhang verdichteten. Schematisch kann sie durch folgende Merkmale charakterisiert werden: französisch (die regionale Identität trat zurück), qualifiziert, Industriearbeiter und männlich. Diese Klassenkonstitution entspricht dem, was Negt/Kluge (1972) als proletarisches Lager definiert haben.¹¹ Diese spezifische Konstitution beruht auf der Erfahrung der Gesellschaft als in »zwei Teile« oder eben »zwei Lager« gesplittete. Diese Tatsache wird *de facto* akzeptiert und damit das Projekt einer gesellschaftlichen Neuordnung aufgegeben. Das proletarische Lager ist nicht positiv bestimmbar. Es resultiert aus einem Streben nach Abgrenzung, Sicherheit und Solidarität, das zur Mobilisierung aller verfügbaren Kräfte drängt und für jeden einzelnen und jede Organisation eine eindeutige Option notwendig macht. Die Lagermentalität selbst ist äußerst intolerant und dogmatisch, da geringste Abweichungen von der Generallinie die aufgeschütteten Dämme der Lagerexistenz durchlöchern können oder müssen. Damit bricht dann unvermeidlich die Katastrophe herein. Diese subjektive, in den Individuen fest verankerte, parteiliche Haltung ist die Ausdrucksform, aber nicht die Grundlage des Lagers. Das proletarische Lager nimmt auch konkrete, artikulierte Interessen in seine Konstitution auf, ohne sie jedoch realisieren zu können. Es ist eine Scheinsynthese, genau wie die bürgerliche Gesellschaft.

Die Perspektive des Kapitals auf den Arbeiter als Objekt prägt das Verhältnis der Arbeiter zur Gesellschaft: Es ist defensiv und drängt — falls es keine wirkliche antikapitalistische Bewegung gibt — zur Formierung eines subkulturellen Blocks eines proletarischen Lebenszusammenhangs, der die gesamte Existenzweise der Arbeiterklasse umfaßt.

»Das Kapital kann diesen Block nicht zerstören, und das Proletariat kann aus diesem Block heraus die Gesellschaft nicht ergreifen.« (Negt/Kluge 1972, 10)

Die Arbeiter begreifen diese Situation als legitim, denn die Herrschaft der Bourgeoisie nützt ihnen selbst (vgl. Castoriadis). Sie läßt die Zeit, um die Produktivkräfte zu entwickeln und um die Voraussetzungen für den Sozialismus, der als präzente, antikapitalistische Alternative ein konstitutives Element des Lagers bildet, zu schaffen. Die Herrschenden und die Beherrschten brauchen eine gemeinsame Perspektive, damit (relativ) stabile soziale Formen entstehen können.

In Frankreich war die Orientierung auf die »Entfaltung der Produktivkräfte« dieser gemeinsame Punkt. Den Unternehmern wurde (oft zu Recht) vorgehalten, daß sie unfähig seien, diese Entwicklung voranzutreiben, und die Arbeiter fühlten sich damit um die Früchte ihrer Arbeit betrogen. Die dieser Situation entwachsende proletarische Öffentlichkeit organisierte sich in einer der bürgerlichen Öffentlichkeit entgegengesetzten Form (Arbeitervereinen, Arbeitersiedlungen, Gewerkschaften ...). Der Konfrontation mit der bürgerlichen Öffentlichkeit, die dem einzelnen Arbeiter als Unternehmer, Chef etc., der Gesamtklasse als staatliches Gewaltmonopol gegenübertritt, entsprach die Bildung einer politischen (Arbeiter-)Partei, die die Klassenaktivität auf eine abgeleitete Ebene (Staatspolitik, Parlamentarismus ...) verschob, nämlich die KPF, und hier gilt, »daß der Sprecher zur Gruppe wird, in deren Namen er spricht: er kann nur durch eine historische Analyse der Entstehung und des Funktionierens der Stellvertretung erklärt werden, durch die der Stellvertreter die Gruppe macht, die ihn macht« (Bourdieu 1984, 11). Die Politik, die einst als Kampf für die Befreiung verstanden wurde, wird damit zum bloßen Fetisch. Indem die Partei legitimiert ist, für die Arbeiterklasse zu sprechen, trägt sie zu deren permanenter Rekonstituierung bei und stellt sich als deren Verkörperung oder gar als sie selbst dar. Es werden in diesem Zusammenhang dann nur noch staatspolitische Interessen relevant. Andere Interessen und Bereiche, denen der proletarische »Lagergeruch« nicht unmittelbar anhaftet (wie z.B. Erziehung, Sexualität ...) werden zur Nebensache erklärt. Diese Art Politik zu machen tendiert so dahin, daß sich die Arbeiter nur noch Erfahrungen mittels der Organisation(en) und — wegen des Schwergewichts des Staatspolitischen — v.a. mittels der Partei(en) zutrauen. Die Organisation wird mehr und mehr für das Zentrum der »Wahrheit« und für das eigentliche Subjekt gehalten. Das Resultat ist eine »sozial umfassende, intakte und kollektiv orientierte, politisch führungsabhängige passive proletarische Subkultur« (Vester 1976, 64).

Neuer Akkumulationsmodus, neue Arbeiter und die Arbeiterbewegung

Bei der Durchsetzung eines neuen Akkumulationsmodus wie z.B. in Frankreich in den sechziger Jahren oder aktuell in allen Industrieländern treffen die Anforderungen der Produktion, die sich in Strategien der Unternehmer umsetzen und normalerweise nicht einheitlich — oft sogar diametral gegensätzlich — sind, auf historisch gewachsene Sozialstrukturen, die in sich wiederum heterogen sind. Doch da das Kapital mit der realen Subsumtion eine spezifische gesellschaftliche Existenzform gefunden hat, der tendenziell alle Bereiche der Gesellschaft unterworfen werden, muß die Durchsetzung eines neuen Akkumulationsmodus zugleich die gesamte Sozialstruktur revolutionieren.

Dies gilt auch und besonders für den Produktionsprozeß, in dem sowohl neue Normen der Produktion und der Produktivität als auch eine »neue Arbeitskraft« eingeführt werden, deren alte Strukturen aufgehoben werden müssen, damit die neuen Produktionsnormen realisiert werden können.

Wegen der großen Arbeitskräfteknappheit und der rasch expandierenden Massenproduktion wurden in drei Bereichen neue Arbeitskräfte für die französische

Industrie rekrutiert: in den ehemaligen Kolonien (v.a. Nordafrikas) und in Westeuropa (Portugal), in den ländlichen Regionen (z.T. durch die Auslagerung von Produktionseinheiten aus dem Pariser Großraum) und bei den nicht erwerbstätigen Frauen der ländlichen Gebiete und z.T. auch der Großstädte.

Ausgehend von dieser »neuen Arbeitskraft«, die nach den Imperativen der Kapitalverwertung zusammengestellt und in die Produktion eingegliedert wurde, können sich neue Ansätze der Klassenkonstitution entwickeln, denn hier können neue Kampf- und Lernzyklen einsetzen. Diese Arbeiter kommen nicht aus derselben Tradition, sie haben nicht dieselbe Art zu leben und zu denken. Sie verfügen über keinerlei proletarische Tradition und weisen auch andere moralische Bezugssysteme und Verhaltensmuster auf. Die traditionellen Arbeiter sind in die »neuen Produktionen« nur einzugliedern, wenn ihre Sozialstruktur im Betrieb zerschlagen worden ist. Sie bringen also eine gewisse Kampftradition und Kampferfahrung sowie die Erfahrung zumindest einer Niederlage, nämlich der Zerschlagung ihres ursprünglichen Arbeiterkollektivs, in die Produktion mit. Die hier erfahrene Situation wird vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Erfahrungen verschieden interpretiert. Die unterschiedlichen Teile der Belegschaften in den neuen Produktionen haben ursprünglich keine gemeinsame »Weltanschauung« (Sabel).

Zumindest die Durchsetzung des fordistischen Akkumulationsmodus kann in diesem Rahmen als eine Vertiefung (wenn nicht gar erst als Durchsetzung) der realen Subsumtion begriffen werden.

Es zeigte sich in Frankreich bald auch empirisch, daß sich die Arbeiter in der Produktion nicht auf reine Tauschpartner reduzieren lassen, und daß bei diesem Tausch keineswegs auch noch immer die »Rechnung aufgeht« (Adorno). Für viele Arbeiter ging die Rechnung nicht auf: die traditionellen Arbeiter hatten z. B. in der Boom-Phase der sechziger Jahre den Eindruck (wie empirische Studien belegen), daß ihr Lebensstandard immer weiter fällt. Sie fühlten sich um die Früchte ihrer Arbeit betrogen. Dies erklärt sich aus dem spürbaren, aber für sie nicht erklärbaren Zerfall der traditionellen proletarischen Strukturen des Lagers, der als negativ empfunden wurde. Die historische Erfahrung bildet so das Raster, mit dem versucht wird, die Realität zu erklären, wie sie den Arbeitern gegenübertritt. Außer in der Phase von 1969 bis 1974 wurde immerhin die Anpassung der Lohn- an die Produktivitätssteigerungen erkämpft. Wenn jetzt die Rechnung aufging, so blieb die Kampferfahrung als potentieller Ansatz einer Klassenkonstituierung als »Rest«. Es gab auch viele Arbeiter, die diese Logik des Tauschs, bei dem nichts übrigbleibt, nicht akzeptierten, teils auf der Grundlage von explizit antikapitalistischen Positionen, teils aus Orientierungen heraus, die sie in früheren, nicht-kapitalistischen Lebens- und Arbeitszusammenhängen entwickelt hatten. Ab Mitte der sechziger Jahre führte dies zu den Streiks der Arbeiter in der fordistischen Massenproduktion, wie sie durch die Aktionen bei Bella und Rhodioceta¹² eingeleitet worden waren. Es ging in ihnen um spezifische Forderungen, die oft zu einer Kritik der kapitalistischen Arbeitsorganisation, der Arbeitsbedingungen und z.T. auch der fordistischen Produktion selbst führten.

Der hiermit einsetzende Kampfzyklus bietet den empirischen Beleg dafür, daß die fordistischen Produktionsnormen nicht zwangsläufig zu einer Individualisie-

rung der Arbeiter in der Produktion führen. Diese bestimmten sich vielmehr in der Auseinandersetzung mit dem Produktionsapparat, der Hierarchie und ihren Kollegen selbst als Arbeiter und schufen so selbst die Möglichkeit, Arbeiterkollektive zu bilden.

Es gab dabei verschiedene Arten, sich in der Produktion zu definieren; hierin lagen die Defizite des an diesem Kampfzyklus anknüpfenden Konstitutionsansatzes: Er beruht auf der Eingliederung der neuen Arbeitskräfte in die Produktion, die verschiedene Weltanschauungen mitbringen und die sich vor dem Hintergrund der Erfahrungen in der Produktion und der Vermittlung mit anderen Weltanschauungen und Strategien zu einer gemeinsamen Weltanschauung synthetisieren können. Dies zeigte sich insbesondere in den Kämpfen der Arbeiter der fordistischen Massenproduktion, die auf die betriebliche Ebene beschränkt blieben. Auf diesem Niveau entwickelten sich Arbeiterkollektive, doch keine globale antikapitalistische Strategie, die zu einer Klassenkonstitution — wie oben ausgeführt — hätte führen können. Allerdings auch hier standen die *militants* im Zentrum der Bewegung. Das »Historische« blieb das Grundmuster, auf dem die Erfahrungen aufgearbeitet und in individuelle und kollektive Strategien umgearbeitet wurden. Selbst in den tayloristischen Produktionsprozessen richteten sich die Arbeiter ein. Sie konstituierten sich damit dem Kapital gegenüber als das Konkrete. Indem sie sich eine Identität als Arbeiter aufbauten, definierten sie sich selbst in der Zeit (z.B. was sie selbst, ihre Vorfahren, Freunde ... waren und heute sind), und es entstand so für sie die Möglichkeit, eine kollektive Identität mit anderen zu finden, die sich auch als Arbeiter verstanden.

Die Konstitution als das dem Kapital gegenüberstehende Konkrete *kann* in eine Klassenkonstitution münden. In Frankreich ließen sich historisch zwei unterschiedliche Arten feststellen, sich als Konkretes dem Kapital gegenüber zu definieren, eben zwei Ansätze der Klassenkonstitution. Neben dem regressiven Ansatz des proletarischen Lagers, das durch die Modernisierung der Volkswirtschaft angegriffen wurde und sich in oft harten Kämpfen wehrte, und dessen antikapitalistische Perspektive zugleich zerfiel, traten neue Arbeiter auf. Diese hatten zwar keine proletarischen Traditionen und entsprachen insofern den fordistischen Produktionsnormen, doch waren sie *a priori* deswegen noch nicht bereit, auch die Legitimität des Fordismus anzuerkennen. Die beiden Konstitutionsansätze existierten unvermittelt nebeneinander, denn die Akteure hatten weder eine gemeinsame Weltanschauung noch eine gemeinsame Strategie noch ein gemeinsames antikapitalistisches Ziel. Auch die verschiedenen Arbeiterorganisationen (v.a. die Gewerkschaften), die in beiden Ansätzen verankert waren, konnten diese Vermittlung nicht leisten.

Dennoch zeigt das Entstehen neuer Arbeiterkollektive, daß weder das »Historische« in den Arbeitern zu eliminieren ist, noch daß man die Arbeiter auf den Tauschwert ihrer Arbeitskraft reduzieren kann. Sollten die Sozialstrukturen dem Warentausch entsprechen, so müßten die Arbeiter so abstrakt sein wie das Tauschverhältnis, in dem Ware gegen Ware zu ihrem Wert getauscht wird. Die Arbeiter sind nicht bloßer Wert (also abstrakt). Sie sind selbst für die Unternehmer Träger eines Gebrauchswertes (also konkret), nämlich ihrer Arbeitskraft, die sich historisch herausbildet und die Subjektivität der Arbeiter prägt.

Der Fordismus trieb die Abstraktifizierung der Arbeitskraft sehr weit voran, indem er versuchte, die Gesamtheit von Produktion und Reproduktion im Verwertungszusammenhang des Kapitals zu verknüpfen. Doch die Arbeiter haben den Akkumulationsmodus, auf dem der Fordismus basierte, und damit auch den Fordismus in eine Krise getrieben, lange bevor sich die Wirtschaftskrise bemerkbar machte.

In der Abarbeitung der erfahrenen Arbeits- und Lebenssituation gegen ihre alte Weltanschauung setzt der Lernprozeß ein. Die Arbeiter leben mit traditionellem Wertesystem und traditioneller Weltanschauung in der Produktion, die für sie das Raster ihrer Realitätserfassung und Interpretation abgeben. Diese sind manichäistisch bipolar und arbeiten mit Kategorien wie richtig und falsch, gerecht und ungerecht, die sie meist moralisch begründen, und stellen als individuelle Weltanschauungen keine Strategien für ein Arbeiterkollektiv oder gar eine Klasse dar. Die traditionellen Werte und das frühere Leben bleiben in ihnen der Maßstab, an dem die neuen Erfahrungen gemessen werden. So hat man z.B., wenn man sich einen ganzen Arbeitstag abgemüht hat, ein Anrecht auf einen Lohn, von dem man »richtig« leben kann. In dieser Situation kommen auch die tradierten Werte zerfallener oder bestehender Arbeiterbewegungen zum Tragen, die ebenfalls auf einem solchen Manichäismus beruhen, denn sie sind die Bewegungen, in denen sich die Arbeiterklasse als Klasse gegenüber dem Rest der Gesellschaft definiert.

Die erfahrene Vereinzelung der Arbeiter vor dem Kapital verschwindet, wenn Ähnlichkeiten der Weltanschauungen entstehen, wie sie von einem Arbeiterkollektiv getragen werden. Diese gemeinsame Weltanschauung kann sich nur über Konflikte konstituieren, da sie ihre Tauglichkeit als Anleitung zur Aktion beweisen muß. Die Kriterien für die Konstituierung dieser Arbeiterkollektive resultieren aus der betrieblichen Situation und orientieren sich oft an der Arbeitsorganisation, der Qualifikation, Nationalität oder dem Geschlecht der Arbeiter und können sich so zu einem Netz des Arbeiterwiderstands in den Betrieben ausweiten. Es gibt allerdings keinen automatischen Mechanismus, nach dem sich die Arbeiter von der Einzelerfahrung zum Arbeiterkollektiv, zur Betriebsstruktur und schließlich zur regionalen, nationalen oder gar internationalen Struktur entwickeln müßten. Es existieren vielmehr konkrete Arbeiterorganisationen und *militants*, die mit ihren Strategien in diesen Konstitutionsprozeß intervenieren und ihre Linie in den konkreten Konflikten als Orientierung und Perspektive vorschlagen.

Die betrieblich fixierte Weltanschauung wird somit mit den globalen Strategien der Gewerkschaften und politischen Organisationen konfrontiert. Aus diesem Zusammentreffen kann dann als Synthese eine neue gewerkschaftlich-politische Linie resultieren. Wird dabei nicht versucht, die sich entwickelnden Weltanschauungen einfach durch eine bereits ausgearbeitete, globale Linie zu ersetzen, kann in der Abarbeitung an den sich herausbildenden gewerkschaftlich-politischen Positionen eine neue Strömung der Arbeiterbewegung entstehen, die der Dynamik der sich konstituierenden Klasse entspricht. Es ist aber auch möglich, daß sich die individuelle Weltanschauung oder die eines einzelnen Arbeiterkollektivs unmittelbar mit politischen Perspektiven verknüpft. Aus dieser Ver-

bindung resultierten dann meistens Arbeiterrevolten, wie sie in Frankreich in den siebziger Jahren relativ häufig waren.

Der Konflikt entwickelt sich anhand des erfahrenen Widerspruchs zwischen der Weltanschauung und der Realität des Produktionsprozesses. Wird die Schranke des im Rahmen der Weltanschauung noch Tolerierbaren überschritten, bricht ein Konflikt aus, der nicht mehr der Tauschlogik folgt, sondern vielmehr eher Fragen der Moral und der Werte als monetäre Forderungen thematisiert, selbst wenn — mangels anderer Ausdrucksmöglichkeiten — diese Probleme schließlich oft die Form von Lohnforderungen annehmen. Hier findet man auch die Erklärung, warum Arbeiter verbissen um Lohnerhöhungen kämpfen, selbst wenn die Verluste durch den Streik von der Erhöhung auch nach Jahren noch nicht ausgeglichen sind.

Man kann den Lernprozeß also als Dialektik der Weltanschauung und der Erfahrungen des Alltags und der Konflikte begreifen. Das von Vester (1970) entwickelte Schema des Konstitutionsprozesses der Arbeiterklasse als Lernprozeß kann somit folgendermaßen präzisiert werden:

1. Der Lernprozeß setzt an den Traditionen und Weltanschauungen der Arbeiter, die in die Produktion integriert werden, an. Es kommt zu einer Vermittlung zwischen diesen Arbeitern und (noch) existierenden Arbeiterkollektiven mit einer kollektiven Weltanschauung sowie gewerkschaftlich-politischen Strategien. Es entsteht eine Diskrepanz zwischen der Weltanschauung und dem Erleben der Produktion.
2. In die Konstituierung der Arbeiterkollektive wirken Strategien hinein, die außerhalb der Kollektive entwickelt wurden. Diese Strategien werden selektiv rezipiert, und es wird versucht, in direkter Wechselwirkung mit den Kämpfen eine neue Strategie zu entwickeln.
3. Wenn eine solche Strategie ihre Tauglichkeit als Anleitung zur Aktion bewiesen hat, kommt es zu einer emphatischen Steigerung. Die Arbeiterklasse kann sich in dieser Phase auf nationaler Ebene als Klasse konstituieren und den Versuch unternehmen, die Gesellschaft zu revolutionieren.
4. Endet dieser Versuch in einer Niederlage oder wird er nicht gewagt, so läßt sich ein allmählicher Rückfall in die Apathie sowie ein tendenzieller Zerfall der Arbeiterklasse feststellen.

Dieser Lernprozeß muß nicht gänzlich durchlaufen werden. In Frankreich blieben die neuen Ansätze der Klassenkonstitution zwischen Punkt zwei und drei stecken und zerfielen dann tendenziell bereits wieder. Die traditionelle Arbeiterklasse hat sich in diesem ganzen Lernprozeß konstituiert und ist heute in Punkt vier des Schemas einzuordnen. Die neuen Ansätze sind also defizitär und der traditionelle Ansatz rekonstituiert sich regressiv.

Die *militants* haben in diesem Prozeß eine zentrale Funktion. Sie tradieren die Erfahrungen der früheren Lernprozesse, vermitteln zwischen den verschiedenen »Schritten« des Lernprozesses und bleiben ein aktiver Kern zwischen den Perioden großer Aktivität und den ruhigen Zeiten. Außerdem repräsentieren sie im konkreten Konflikt die allgemeine Strategie, und sie sind die Träger der Kommunikation zwischen den Arbeitern und den Organisationen, den Arbeitern und der Betriebsleitung und oft zwischen den Arbeitern selbst. Im Fall der *militants* kann

sich derart die individuelle Existenz mit der Existenz der Klasse decken. — Es lassen sich insbesondere zwei Zerfallsformen der Arbeiterklasse unterscheiden. Die erste Form entspricht dem, was in der Geschichte der Arbeiterbewegung als historische Niederlage begriffen wird: die Arbeiterklasse kämpft um die Durchsetzung ihrer Alternative zum Kapitalismus oder die Bourgeoisie glaubt das zumindest. Es gelingt ihr nicht, und sie wird zerschlagen oder atomisiert (Faschismus). Die zweite Form konnte man dagegen z.B. in Frankreich beobachten: Die Arbeiterklasse konstituiert sich als ein sinnvoller, auf die Überwindung des Kapitalismus gerichteter Lernprozeß. Dieser Konstitutionsprozeß kommt dann zum Stehen, als sich erweist, daß die zugrundeliegende Strategie nicht (mehr) umsetzbar ist. Die Klasse kann sich unter bestimmten historischen Umständen in ein proletarisches Lager zurückziehen oder sie zerfällt unmittelbar. Dieser Zerfallsprozeß schlägt sich auch in betrieblichen Niederlagen, in organisatorischen Spaltungen im Streit um eine neue Linie sowie im Zerfall der sozialen, proletarischen Strukturen nieder.

So geriet denn auch in Frankreich der neue Konstitutionsansatz ins Stocken und zerfiel schließlich, als sich Defizite dieser Konstitution in der Aktion zeigten und keine Weiterentwicklung mehr möglich war oder schien. Den Strategien der Unternehmer zur Modernisierung der Volkswirtschaft, die den gemeinsamen Punkt aller Versuche, die Krise zu überwinden, darstellte, konnte nur sehr wenig entgegengesetzt werden. Auch diese Ansätze verteidigen nun nur noch ihre eigene Existenz Betrieb für Betrieb gegen diese Modernisierung. Die neuen Technologien werden die Arbeiterklasse, die in verschiedene Teile auseinandergefallen ist, nicht gewissermaßen im Selbstlauf wieder homogenisieren. Im Gegenteil: sie restrukturieren die gesellschaftliche Arbeitskraft selbst auf eine neue Weise, so daß sich die Arbeiterklasse neu konstituieren muß, insofern dies überhaupt noch möglich ist.

Ende der siebziger Jahre waren sowohl der traditionelle Teil der französischen Arbeiterbewegung als auch die neuen Ansätze zu einer Klassenkonstitution historisch geschlagen. Der traditionelle Teil hatte in seinen oft verzweifelten Defensivkämpfen keine neue Strategie entwickeln können und den neuen Ansätzen gelang es nicht, über den betrieblichen Rahmen hinauszutreten und eine antikapitalistische Alternative sowie eine globale Strategie auf gesellschaftlicher Ebene zu entwerfen. Ohne eine solche Orientierung waren aber die Kämpfe gegen die Auswirkungen der Krise zum Scheitern verurteilt. Das Ergebnis war der Zerfall beider Konstitutionsansätze. So bleibt schließlich noch die Frage offen, ob man nach dieser aktuellen Bilanz der französischen Arbeiterbewegung überhaupt noch von einer Arbeiterklasse reden kann.

In den Theorien der Arbeiterbewegung selbst — und v.a. in der marxistischen Tradition — wurde auf der zentralen Rolle der Arbeiterklasse bei der gesellschaftlichen Veränderung beharrt. Stehen wir heute an dem Punkt, an dem man »Abschied vom Proletariat« nehmen muß?

Zu Beginn wurde die Unklarheit der Klassendefinition bei Marx aufgezeigt. Deshalb ist es nicht möglich, dieses Problem mit dem Argument des »Zurück zu Marx!« aufzulösen. Selbst wenn die Marxsche Position in diesem Punkt klar wäre, bliebe aber noch die Frage offen, ob die Arbeiterklasse — wie in der ortho-

doxen marxistischen Tradition behauptet wird — in der bürgerlichen Gesellschaft die revolutionäre Klasse ist, oder — radikaler formuliert — ob es überhaupt eine revolutionäre Klasse gibt bzw. geben kann.

Definiert man die (Arbeiter-)Klasse objektivistisch, so ist die Antwort klar: Es gibt keine revolutionäre Klasse, und es kann keine geben. Die »Entwicklung der Produktivkräfte« hat den Kapitalismus nicht in Widersprüche verwickelt, die die Arbeiterklasse quasi naturwüchsig dazu treiben, Staat und Gesellschaft zu revolutionieren. Statt dieser »Selbstverschwörung« (Breuer) sah man vielmehr (wie z.B. Castoriadis ausführt), daß sich die Arbeiter aktiv und z.T. im Kampf an ihrer Integration in den Kapitalismus beteiligten.

Folgt man der oben entwickelten Klassenbestimmung, so kommt man zu einer differenzierteren Antwort. Klassen existieren nur als Bewegung gegen andere soziale Formationen, in der sie sich gegen diese (re-)konstituieren. Die Bestimmung einer gesellschaftlichen Alternative ist ein notwendiges Moment dieses Prozesses, sobald er das Betriebsniveau verläßt. Für die neuen Arbeiter stellte sich i.d.R. diese Frage nicht, da ihre Konstitutionsansätze nur sehr selten über den Betrieb hinausreichten. Allerdings kann man u.E. daraus auch nicht folgern, daß es keine revolutionäre Arbeiterklasse geben *könnte*, denn die Klassenkonstitution resultiert aus Kampf- und Lernzyklen. Es ist deshalb denkbar — aber nicht unabdingbar und historisch betrachtet sogar sehr selten —, daß über die Dialektik von Kämpfen — Erfahren — Lernen die Vorstellungen von der gesellschaftlichen Alternative und die Mittel, sie zu erreichen, präzisiert und mit dem Alltagsleben verbunden werden (Strategie), und daß die Arbeiterbewegung versucht, ihre gesellschaftliche Alternative umzusetzen.

In dem von uns analysierten Zeitraum gab es keine Situation, die diesen Kriterien entsprochen hätte. Es gab also keine revolutionäre Arbeiterklasse. Wie dargestellt wurde, (re-)konstituierte sie sich regressiv (Lager), oder es wurden erste rudimentäre Ansätze einer Klassenkonstitution (neue Arbeiter) entwickelt. Wir haben die Ursachen dieser Entwicklung aufgezeigt: es waren keine »Unfälle der Geschichte«, aber auch keine Fatalität. Diese Entwicklung war das Resultat sozialer Konflikte, die von Akteuren ausgetragen wurden. Sie optierten jeweils für eine Handlungsmöglichkeit und machten so ihre Geschichte. Die »Palette« der möglichen Handlungen wird in der Bewegung selbst definiert. Wollte man die prinzipielle Unmöglichkeit der Rekonstitution einer (revolutionären) Klasse behaupten, so müßte man die Unmöglichkeit von Lernprozessen nachweisen. In der betrachteten Periode gab es Lernprozesse, die aus jeweils analysierten spezifischen Gründen — gemessen am hohen Anspruch einer revolutionären Klasse — »defizitär« blieben. Mit dieser Position wird allerdings kein Mythos der Arbeiterklasse verteidigt. Die Formulierung einer Theorie der Arbeiterbewegung (i.S. einer Strategie) ist unserer Klassenbestimmung nach nur als Teil der Konstitutionsbewegung selbst möglich und in der Vermittlung von Bewegung, *militants* und Organisation(en) denkbar. Die Bilanz der Arbeiterbewegung in Frankreich zeigt, daß eine solche Position heute nicht möglich ist.

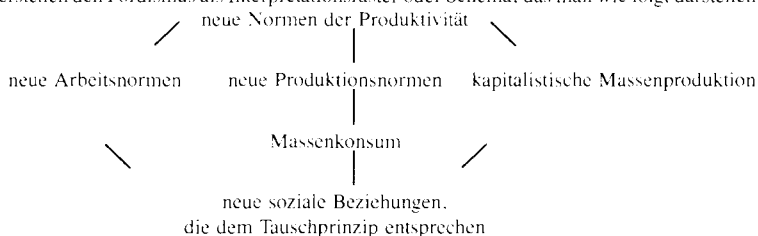
Die Theorie der »Lern- und Kampfzyklen« ist kein ewiges Gesetz der gesellschaftlichen Entwicklung. Sie ist die abstrakte Reformulierung eines real nachvollziehbaren und stattgefundenen Konstitutionsprozesses der Arbeiterklasse.

Deshalb sind auch keine Prognosen möglich. Es muß Analysen anderer sozialer Bewegungen überlassen bleiben, zu prüfen, ob sie auf andere Teile der Gesellschaft anwendbar ist. Die Voraussetzung eines Lern- und Kampfzyklus als Konstitutionsprozeß einer Arbeiterklasse bleibt, daß sich die Akteure als Arbeiter erfahren und identifizieren. Eben diese Identität zerfällt radikal. Dennoch: ein endgültiger »Abschied vom Proletariat« ist nur möglich, wenn nachgewiesen worden ist, daß es keine denkbare Möglichkeit des Wiedereinsetzens dieses Prozesses gibt. Ob dies wahrscheinlich ist oder nicht, kann nicht auf dieser Argumentationsebene diskutiert werden. Man sollte bei solchen Prognosen allerdings sehr vorsichtig sein. Die Sozialwissenschaften haben sich in dieser Hinsicht schon öfters getäuscht.

Als Basis für eine Diskussion über diese Fragen, die immer einen provisorischen und hypothetischen — evtl. sogar spekulativen — Zug behalten wird, müßten solide empirisch abgesicherte Hypothesen vorliegen, die eine Vorstellung über die Gesellschaft nach der Krise vermitteln. Ein erster Schritt in diese Richtung sind die Fallstudien über geplante und realisierte Modernisierungsprojekte. Spätere, retrospektive Studien müßten die reale gesellschaftliche Entwicklung analysieren. — Es ist möglich, daß man dann nachweisen wird, daß der neue Akkumulationsmodus Lernprozesse verunmöglicht hat. Heute ist dieser Nachweis nicht zu erbringen.

Anmerkungen

- 1 Godelier (1984, 319ff.) hat die verschiedenen Konzepte von Klasse und »vorkapitalistischen« Gesellschaftsformationen im Werk von Marx entwickelt.
- 2 Wir verstehen den Fordismus als Interpretationsraster oder Schema, das man wie folgt darstellen kann:



Vgl. dazu Aglietta 1976, Coriat 1982, div. Arbeiten von Boyer.

- 3 Vgl. Thompson 1978.
- 4 Vgl. Breuer 1977, Octzel 1978 und die neuere Diskussion im *Leviathan* 1984ff.
- 5 Vgl. z.B. Lecoq 1983, 28-33, der das Irrationale gegen eine vermeintliche Rationalität verteidigt.
- 6 Vgl. auch die Ausführungen Godeliers (1984) über den »Anteil des Ideellen am Reellen«, die sich allerdings in erster Linie auf sogenannte primitive Gesellschaften beziehen.
- 7 Vgl. Merleau-Ponty 1966.
- 8 Dies ist auch der Grund, weshalb sich Arbeiter als die »Verdammten dieser Erde« verstehen können.
- 9 Dieses Lernen aus der eigenen Kampferfahrung ist allerdings nicht mit einer Aufarbeitung der Geschichte i.S. Adornos gleichzusetzen, denn »aufgearbeitet« wäre die Vergangenheit erst dann, wenn die Ursachen der Vergangenheit beseitigt worden wären« (Adorno 1963).
- 10 Vgl. Dubost 1979, Mothé 1965 und 1973, Descamps 1971.
- 11 Bei den meisten französischen Theoretikern wird diese Form der Klassenkonstitution als Arbeiterklasse bzw. Arbeiterbewegung schlechthin diskutiert; so z.B. Touraine 1966 und 1984, Castoriadis 1974, 106-110, oder Bourdieu in den hier zitierten Arbeiten, um Vertreter theoretisch weit auseinanderstehender Ansätze zu nennen.

- 12 Die Streiks in der Puppenfabrik Bella und in dem Kunstfaserunternehmen Rhodiaceta können als Beginn der Kämpfe der Arbeiter in der fordistischen Massenproduktion betrachtet werden. In diesen Kämpfen spielten die Arbeiterinnen eine wichtige Rolle. Für die CFDT waren es die ersten Erfahrungen, die sie in die Neubestimmung ihrer Strategie einbringen konnte, die in der Position der »autogestion« mündete.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Th.W., 1962: Über Statik und Dynamik als soziologische Kategorien. In: Horkheimer/Adorno: *Sociologica II*. Frankfurt M.
- ders., 1963: *Eingriffe — Neun kritische Modelle*. Frankfurt M.
- ders., 1970: Erfahrungsgelalt. In: *Drei Studien über Hegel*. In: *Gesammelte Schriften 5*. Frankfurt M.
- ADRET, 1977: *Travailler deux heures par jour*. Paris
- Aglietta, M., 1976: *Régulation et crises du capitalisme*. Paris
- Bahrdt, P., u.a., 1957: *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters*. Tübingen
- Boltanski, L., 1983: *Les cadres*. Paris
- Bourdieu, P., 1984: Espace social et genèse des »classes«. In: *Actes de la Recherche 52* 53
- Boyer, R., 1979: La crise actuelle: une mise au point en perspective historique. In: *Critique de l'économie politique 7* 8. Paris
- ders., 1981: Les transformations du rapport salarial dans la crise. In: *Critique de l'économie politique 15* 16. Paris
- ders., 1984: *Rapport salarial, accumulation et crise: 1968-1982*. In: Kesselman/Groux: *Le mouvement ouvrier français*. Paris
- ders., 1986: *La théorie de la régulation*. Paris
- Breuer, S., 1977: *Die Krise der Revolutionstheorie*. Frankfurt M.
- Castoriadis, C., 1974: *L'expérience du mouvement ouvrier*. 2 Bde., Paris
- ders., 1975: *L'institution imaginaire de la société*. Paris
- Coriat, B., 1982: *L'atelier et le chronomètre*. Paris
- Descamps, E., 1971: *Militier*. Paris
- Dubost, N., 1979: *Flins sans fin*. Paris
- Godelier, M., 1984: *L'idéal et le matériel*. Paris
- Groh, D., 1980: *Einleitung zu E.P. Thompson: Plebejische Kultur und moralische Ökonomie*. Frankfurt M., West-Berlin, Wien
- Habermas, J., 1962: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Darmstadt, Neuwied
- ders., 1968: *Technik und Wissenschaft als »Ideologie«*. Frankfurt M.
- Laguiller, A., 1974: *Moi, une militante*. Paris
- Lecoine, M., 1983: *Les militants*. Paris
- Lojkine, J., 1984: *Décomposition et recombinaison de la classe ouvrière*. In: Kesselmann/Groux
- Marcuse, H., 1957: *Trieblehre und Freiheit*. In: *Freud in der Gegenwart*. Frankfurt M.
- ders., 1967: *Der eindimensionale Mensch*. Darmstadt, Neuwied
- Merleau-Ponty, M., 1966: *Humanismus und Terror*. 2 Bde., Frankfurt M.
- Mothé, D., 1965: *Militant chez Renault*. Paris
- ders., 1973: *Le métier militant*. Paris
- Negt, O., und A. Kluge, 1972: *Öffentlichkeit und Erfahrung*. Frankfurt M.
- Oetzel, K.D., 1978: *Wertabstraktion und Erfahrung*. Frankfurt M., New York
- Sabel, C., 1982: *Works and politics*. Cambridge
- Spurk, J., 1986: *Soziologie der französischen Arbeiterbewegung*. West-Berlin
- Thompson, E.P., 1963: *The making of the english working class*. London
- ders., 1978: Ein Interview mit E.P. Thompson. In: *Ästhetik und Kommunikation 33*
- ders., 1980: *Das Elend der Theorie*. Frankfurt M., New York
- Touraine, A., 1966: *La conscience ouvrière*. Paris
- ders., u.a., 1984: *Le mouvement ouvrier*. Paris
- Vester, M., 1970: *Die Entstehung des Proletariats als Lernprozeß*. Frankfurt M.
- ders., 1976: Was dem Bürger sein Goethe, ist dem Arbeiter seine Solidarität. In: *Ästhetik und Kommunikation 24*

Der gescheiterte Einmarsch: *Amerika, Super-Amerika, Anti-Amerika*

Am 17. Februar 1987 war der Hausfrieden bei Dale und Myrna Jones gestört. Das Farmer-Ehepaar aus Marshall/Wisconsin war sich wegen des Fernsehprogramms nicht einig. Dale Jones hatte sämtliche Vorentscheidungen für die Wahl von Miss USA genau verfolgt und wollte nun die Endrunde nicht verpassen. Myrna Jones hingegen wollte *Amerika* (mit $k = \text{UdSSA}$) sehen. Seit dem 15. Februar kämpfte Devin Milford dort tapfer gegen russische Invasoren, DDR-Sadisten und seine bösertige Ex-Ehefrau. Vermutlich war es nicht so, daß Myrna ihren Gatten des Sexismus beschuldigte, während Dale Myrnas Antikommunismus tadelte. Beiden ging es wohl eher um Unterhaltung. Schließlich fanden sie einen nicht untypischen Kompromiß: Myrna sah die dritte Folge von *Amerika* auf dem Fernseher in der Küche, während Dale den Schönheitswettbewerb auf dem Bildschirm im Keller betrachtete. Ihre Nachbarn gingen materialistischer an die Miniserie heran: Tabakfarmer zählten voller Freude die Zigaretten, die von ostdeutschen Besatzern konsumiert wurden, Viehzüchter trauerten wegen der wenigen Kühe in der Serie. Zahlreiche andere Bewohner Marshalls bewegte an diesem Abend die Frage, wer das Basketballspiel Wisconsin gegen Indiana gewinnen würde. Wisconsin verlor mit einem Punkt während der letzten Minute des Spiels. Danach war es vielen egal, ob Devin nun in Chicago seine Kinder wiedersehen würde oder nicht.

Ähnlich sah es im Rest der Vereinigten Staaten aus: Die Fernseh-Woche ging (wie meistens) an NBC. NBC hatte die höchsten Einschaltquoten und kam mit der Bill Cosby Show wie üblich auf Nummer 1. *Amerika*, die vierzehneinhalbstündige Miniserie von ABC über einen russischen Einmarsch in den USA, landete abgeschlagen auf Platz 7. Die Einschaltquoten für *Amerika* sackten von 38 Prozent am ersten Abend (dem 17.2.) auf unter 25 Prozent am Serienende (dem 21.2.); Miss USA bekam 34 Prozent. Sprecher der American Broadcasting Corporation hatten Einschaltquoten in Höhe von 35 bis 40 Prozent erwartet.

Wir wollen im folgenden erklären, warum die ABC-Invasion ein Mißerfolg wurde. Zuerst skizzieren wir Inhalt und Form von *Amerika*. Zweitens geht es um *Super-Amerika*, das Medium im Medium, die Vor-, Auf- und Nachbereitung des spektakulären Ereignisses. Drittens ist die Rede von *Anti-Amerika*, der Woge von Protest und Kritik, mit der die Frage nahegelegt wird, ob sich mit dem anstehenden Abtritt Ronald Reagans auch eine Wende in der politischen Kultur der USA abzeichnet.

Amerika

Amerika, zehn Jahre nach der Machtübernahme durch die Sowjetunion, ist ein ödes Land. Städte machen einen heruntergekommenen Eindruck, Felder liegen brach, eine funktionierende Infrastruktur scheint nicht zu bestehen, überall gibt es Versorgungsmängel. Die Menschen frieren, stehen in Schlangen an, wenn

sich das Gerücht verbreitet, daß Lebensmittel angeboten werden. Das Wasser für den gräulichen Kaffee-Ersatz wird aus Eimern geschöpft, nicht einmal das fließende Wasser wurde von den russischen Aggressoren verschont. Während überall Mangel herrscht, sieht man die Besatzer häufig mit einem Sektglas in der Hand in ihren hellen, luxuriös eingerichteten Wohnungen. Nur wer mit den neuen Machthabern kollaboriert, kann Anteil nehmen am gehobenen Lebensstil. Marion, Devin Milfords frühere Ehefrau, hat es als Geliebte eines russischen Generals nicht nur zu einem aufwendigen Lebensstil, sondern auch zu beruflichem Erfolg gebracht. Sie ist ehrgeizig und dringt in den von Männern geprägten politischen Bereich ein, sie ist die kalte Karrierefrau, die nicht davor zurückschreckt, für ihren eigenen Sohn eine Gehirnwäsche anzuordnen. Amanda hingegen ist eine gute amerikanische Ehefrau und Mutter, die ihrem Mann zur Seite steht, die Kinder unterstützt und denjenigen hilft, denen es schlechter geht als ihnen selbst.

Der Film beginnt damit, daß Devin Milford aus einem amerikanischen Gulag entlassen wird. Fünf Jahre hat er, der letzte freie Präsidentschaftskandidat, in diesem Umerziehungslager verbracht, ohne daß sein aufrechter Patriotismus gebrochen werden konnte. Er unterwirft sich den neuen Machthabern nicht, sondern organisiert den Widerstand. Seine Integrität, so z.B. seine Weigerung, den Eid auf die neue Nation zu schwören, führt zu offenen Protestaktionen in der Bevölkerung, die dann mit Tränen in den Augen und der amerikanischen Flagge in der Hand ihre alte Nationalhymne singt. Dieser Aktion folgt ein Vergeltungsschlag der UNSSU (United Nations Special Service Unit). Helmut, der große blonde DDRler mit der schwarzen Uniform, dirigiert den Einsatz supermoderner Waffen gegen ein Lager, in dem in Wellblechhütten die sogenannten Exilanten hausen, diejenigen, denen der Aufenthalt in der Stadt nicht mehr erlaubt ist. Nach einer Phase bedrohlicher Stille, in der sich nur Unheil anbahnen kann, ertönen Motorengeräusche und dann verzweifelte Schreie. Panzer rollen über Kinder, Flüchtlinge werden von Flugzeugen beschossen. Hektische Kamerabewegungen folgen den hin- und herrennenden Menschen, ab und an ruht die Kamera in langen Naheinstellungen auf Individuen, die fassungslos die Attacke erleiden. Andrej und Petya, Repräsentanten der neuen Machthaber, sind moderater als Helmut. Sie wirken fast sympathisch und arbeiten mit anderen Mitteln der Repression. Sie lassen Jugendkrawalle inszenieren und kontrollieren so den Protest. Gleichzeitig haben sie auch die begrenzte Selbstverwaltung der Amerikaner fest im Griff. Peter Bradford wird als Gouverneur eingesetzt, zu seiner Verwunderung verschwinden nach und nach alle anderen Kandidaten. Er ist eine Marionette im System. Das Recht auf Wahlen, das z.Zt. oft nur von einer Minderheit (der Amerikaner) überhaupt ausgeübt wird, ist ihnen nun gänzlich genommen. Moskauer Haß auf die repräsentative Demokratie führt schließlich trotz Andrej und Petya so weit, daß das Capitol in die Luft gesprengt und die Kongreßabgeordneten niedergemetzelt werden.

Das sind die Verhältnisse, in denen Devin Milford sich nicht nur um das Auffinden seiner Kinder bemüht, sondern um Aufbau und Organisation des Widerstands. In einer eindrucksvollen Szene, deren Arrangement an ein Treffen von KZ-Insassen erinnert, spricht er in einer Scheune zu den dort Versammelten von

Gott und Vaterlandsliebe und der geistigen Überlegenheit des echten Amerika. Nach einer Reihe weiterer Auftritte, in denen er ähnlich zündende Reden hält, wird er am Ende erschossen, während die Oppositionellen eine Radiostation einnehmen, und kurz bevor er zu den Radiohörern sprechen kann. Auf der Beerdigung führt der Sohn langatmig aus, wie großartig es ist, bei der Durchführung des gerechten Auftrags fürs Vaterland zu sterben: »I think my dad found his immortality, in what he taught me and others. He lived for his ideals, for the America he loved.« Mit diesen schlichten Worten endet die Serie. (Der Tod des Helden läßt vermuten, daß keine Fortsetzung geplant ist!)

Das Gesellschaftsbild von *Amerika* ist ein Bündel von Zwangsvorstellungen der US-Rechten. Todd Gitlin hat ein regelrechtes *Amerika*-Syndrom entdeckt mit folgenden Elementen (vgl. Gitlin 1987):

- *Frauen* ist nicht zu trauen, wenn sie vom Pfad der Tugend abweichen; weiblicher beruflicher Ehrgeiz führt zum Verrat an der Familie (drei von vier weiblichen Hauptfiguren schlafen mit totalitären Männern).
- Sozialdemokratie, Sozialstaat, Kommunismus — alles dasselbe *kommunitäre* Gift, dem robuster Individualismus gegenübergestellt wird.
- Linke und liberale Ideale sind *fremd*, unamerikanisch.
- *Moralische Verrottung* hat die Invasion erst ermöglicht (Psychokultur, Schuldbewußtsein, Angst vor Machtmißbrauch herrschten, bevor die Russen kamen: kurz, es gibt eine »*Feminisierung*« der *amerikanischen Kultur*).
- *Dezentralisierung* ist nicht länger Kriterium föderaler Ansprüche, sondern Symbol für den Verlust eines moralischen Zentrums.
- Schließlich handelt es sich um eine *Projektion* der Schattenseiten des heutigen Lebens in den USA in ein von den Russen besetztes *Amerika* (so wird die Schuld an bankrotten Farmen oder der Massenexistenz von Obdachlosen den Besatzern in die Schuhe geschoben).

Dieses Syndrom wird freilich opak serviert. Zum einen dadurch, daß der Serienheld als eine Mischung aus John F. Kennedy und einem Achtundsechziger konzipiert ist, mithin auch ein linkes oder liberales Publikum ansprechen könnte. Zum anderen dadurch, daß die Miniserie ursprünglich für nur drei Stunden Sendezeit geplant war. Bei der Ausdehnung auf vierzehneinhalb Stunden wurden daher Szenen von epischer Breite mit wenig Handlung und wenig Schnitten eingefügt — ein für das an schnelle Schnittfolgen gewöhnte amerikanische Fernsehpublikum ungewöhnliches visuelles Erlebnis, das sicher seinen Teil zum Purzeln der Einschaltquoten beigetragen hat.

Super-Amerika

So nahm es kaum Wunder, daß nach der Sendung manche naiv fragten, warum die Seifenoper eigentlich so viel Aufregung verursacht hatte. Wer so fragt, übersieht das Verhältnis von Film und Politik in der ausklingenden Reagan-Ära (so ist die SDI-Idee einem Science-Fiction-Film Reagans aus den vierziger Jahren nachgebildet; vgl. Rogin 1987). Vor allem aber wurde die Existenz von *Super-Amerika* ignoriert. Die Serie selbst war nur Bestandteil eines weit größeren Medien-Ereignisses.

Wochen und Monate vor der Sendung waren Berichte erschienen. Farbfotos der Lincoln-Lenin-Brigaden prangten auf Titelseiten, von rechts bis links wurde das Thema einer russischen Invasion breitgetreten. Daran beteiligten sich Nachrichtenmagazine wie *Time* und *Newsweek* genauso wie das Fachblatt *American Film* oder die Sender selbst. Raubkopien des Films wurden als Videokassetten vertrieben (diese Frühfassungen von wenigen Stunden waren erheblich spannender als *Amerika* selbst). Zwei Wochen vor Sendebeginn wurde das Taschenbuch zum Film auf den Markt geworfen. Nach dem Start kam die Publicity-Maschine so richtig auf Touren. *Amerika* wurde eingerahmt von Talkshows, Pro- und Contra-Runden, Interviews mit emigrierten Russen, Hintergrundberichten, Features usw.

Super-Amerika war keineswegs auf die USA beschränkt. In Europa wie in Asien wurde die Serie referiert und kommentiert. Aus dem Lande von »Dalli, Dalli« und »Wetten, daß« kamen süffisante Bemerkungen über die Flachheit des US-Fernsehens. In Moskau praktizierte die *Prawda* Offenheit und bat den Vizepräsidenten von ABC, den PR-Experten Bob Wright, um eine Stellungnahme. Wright schrieb im Zentralorgan des Evil Empire, daß der Film keineswegs Haß gegen die Sowjetunion hervorrufen sollte, daß es ein Film über Amerikaner und für Amerikaner sei, daß die Hauptideen Fragen nach dem amerikanischen Charakter seien und nach dem Verhältnis amerikanischer Fernsehzuschauer zu individuellen Freiheiten und Werten. Vor allem aber sei der Film Fiktion und müsse entsprechend bewertet werden (*Prawda* vom 1.2.87). Damit war die Argumentationslinie aufgebaut, der ABC während und nach der Sendung folgte. Als ob es nicht etwa Russen wären, die im Film das Capitol in die Luft jagten und den Kongreß niedermetzelten, als ob nicht Russen, Ostdeutsche und Kubaner unter der UNO-Flagge sengend und mordend durch den mittleren Westen der USA zögen, wurde das ganze TV-Drama zur bloßen Fiktion erklärt. Entsprechend distanzieren sich die Schauspieler mehr oder weniger von dem Machwerk.

Auch das zweite Argument zur Verteidigung des Films war von Bob Wright in der *Prawda* entwickelt worden. *Amerika* wurde zur Lektion in Staatsbürgerkunde stilisiert: die Zuschauer sollten zur Reflexion über Demokratie und Totalitarismus angehalten werden. Ihnen sollte klarwerden, daß sie sich in der Demokratie gewichtiger Freiheiten erfreuen. Wenn sie diese nicht wahrnehmen, könnten sie Opfer der im ersten Argument für fiktiv erklärten Kräfte werden. In einer Live-Sendung aus Minneapolis mit dem Regisseur und Drehbuchautor Donald Wrye sowie dem ABC-Präsidenten Brandon Stoddard versicherte Wrye nach und nach, daß dies kein Anti-Sowjet-Film gewesen sei, daß die Verwendung der Abkürzung UN nicht die echten UN meine, daß es in der Serie darum gehe, ob die Regierung dem Volk diene oder umgekehrt. Er krönte seine Kommentare mit dem Satz: »I'm not in politics — I'm in the business of dramatic entertainment.« (ABC News 1987. 18)

Das war das klägliche Finale von *Super-Amerika*. Anders als »Roots« und »Holocaust«, anders als der Antinuklearfilm »The Day After«, auf den *Amerika* antworten sollte, war der Film ein Flop. Bis auf einen kanadischen Sender kaufte keine ausländische Fernsehanstalt das Produkt. ABC hatte fast 40 Millionen Dollar als Fehlinvestition zu verbuchen.

Anti-Amerika

Über alldem sollte man nicht vergessen, daß es auch *Anti-Amerika* gab. Schon vor Beginn der Sendung war Protest laut geworden. Die neugegründete jüdische Vierteljahresschrift *Tikkun* (als Gegengewicht zum neokonservativen *Commentary* gedacht) schlug genauso Alarm wie *Mother Jones*, ein Traditionsorgan der Linken. Die Ablehnung reichte von der ansonsten durch Gorbatschow etwas desorientierten KP bis zu George Kennan in der *New York Times*. Auf die diffuse und in den letzten Jahren nicht gerade vom Erfolg verwöhnte US-Linke wirkte *Amerika* wie ein letzter Appell.

Es war schlimm genug. In der Außenpolitik: El Salvador, Nicaragua, Invasion in Grenada, Bomben auf Tripolis, Scheitern in Reykjavik. In der Innenpolitik: Superdefizit, Obdachlose, Todesstrafe, Iran-Contra-Skandal. Und dann auch noch *Amerika*. Für viele Linke war das der Wassertropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Es breitete sich eine »Jetzt reicht's«-Stimmung aus. Nach dem Wahlsieg der Demokraten 1986 und den Enthüllungen über die Waffenschieber in Washington vierzehneinhalb Stunden Paranoia! Zudem war mit der Kritik keineswegs ein Zusammengehen der verschiedenen linken Gruppen oder gar eine Annäherung von oppositionellen und alternativen Kulturen verbunden. Die Gründe reichten von purer Langeweile bis zum »Ja, aber ... (das mit der UNO hätte nun wirklich nicht sein müssen usw.)«.

Folglich ist es irrig, das Scheitern des ABC-Einmarschs als Indiz für eine politisch-kulturelle Neuorientierung in den USA zu nehmen. *Anti-Amerika* — die massive Kritik gerade auch an den Projektionen aktueller Schwächen der US-Gesellschaft ins von ABC besetzte *Amerika* — zeigte aber, daß es wieder möglich wird, den kulturellen Neokonservatismus zu bekämpfen. Das Bündnis bröckelt, das Reagan seinerzeit die Wiederwahl bescherte. Spaltungslinien zwischen an niedrigen Steuern interessierten Reichen und besser verdienenden Arbeitern und Angestellten, zwischen Hochrüstung verlangenden Neokonservativen und der skandalumwitterten religiösen Rechten werden sichtbarer. Vermutlich ist es richtig, daß es in den USA einen »Konservatismus bis zur Jahrtausendwende« (Lösche/Schulze) geben wird — zu fest haben Neokonservative einflußreiche Organisationen und Institutionen im Griff, zu verängstigt sind große Teile der Bevölkerung durch sozialen Wandel, gleich, wer 1988 ins Weiße Haus einzieht. Trotzdem demonstrieren *Amerika*, *Super-Amerika* und *Anti-Amerika* Grenzen des Konservatismus. Wenn man ökonomisch konservativ ist (z.B. den Ausverkauf von ABC an Capital Cities Corporation 1985 ermöglicht), sind Siege des kulturellen Konservatismus keineswegs eine notwendige Konsequenz.

Literaturverzeichnis

- ABC New (Hrsg.). 1987: Viewpoint »Amerika«. Transkript. New York
- Gitlin, Todd. 1987: ABC's »Amerika«. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 6
- Lösche, Peter, und Peter W. Schulze. 1987: Konservatismus bis zur Jahrtausendwende? In: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 3
- Rogin, Michael P., 1987: Ronald Reagan, the Movie. Berkeley, Los Angeles, London

Frigga Haug

Frauenbefreiung als Männerwerk

Warum kollektive Erinnerungsarbeit von Frauen? ¹

Es gibt Grenzen der sprachlichen Verständigung zwischen politischen Richtungen, theoretischen Konzepten, Haltungen. Eigentümliches geschieht schon auf sprachlicher Ebene mit der Diskussion, die Herrgott um seinen Beitrag »Das Innerste ist das Äußerste« (*Argument* 157, 1986) führt.² Ich muß zu meiner Verblüffung feststellen, daß von seinen Ausführungen geradezu ein Sog ausgeht, sich in Wortschlachten zu stürzen, heftig und laut zu werden, soweit das auf dem Papier möglich ist. Ich will der Versuchung entgehen, die einzelnen Sätze von Herrgotts Replik auf seine Kritiker vorzuführen und zu kommentieren. Gerade weil er so verfährt, weil er einzelne Wendungen der Kritik der Lächerlichkeit preisgibt, und dies im Tone des unschuldig Verletzten, will ich darauf verzichten, in diesem Tone der Verletzung fortzufahren. Statt dessen werde ich darüber nachdenken, was unsere eigene Erinnerungsarbeit von der Exhaustionsarbeit Herrgotts unterscheidet und warum sein Diskurs von so vielen Frauen als gewalttätig erfahren wird.

Die Zumutung von Gewalt

Natürlich sollten wir den Begriff der Gewalt nicht überstrapazieren und auf Bereiche und Handlungen beziehen, die ganz offensichtlich so friedlich und enthaltenam geschehen wie das Schreiben eines Aufsatzes. Wenn wir dennoch beim Lesen der so entstandenen Zeilen dieses Gefühl der Auslieferung haben, so deshalb, weil die Worte etwas mit uns machen, das wir nicht wollen. Unsere Befreiungsbemühungen werden teilweise selber zum Stoff von Unterwerfung gemacht. Wie geschieht das? Gewalt bezieht sich doch auf eine aggressive Handlung. Zeigt sich Herrgott nicht schwach und geradezu reuig, indem er unsere Unterdrückung als seine Tat erkennt und zu ihrer Abschaffung beitragen will, indem er sich selber ändert?

Aber hier sitzt schon der erste Haken: Frauen können Männer als ihre Unterdrücker oder als Agenten ihrer Unterdrückung bezeichnen, aber dies ist auch ein taktisches Moment in ihrer Befreiungsstrategie. Indem sie sich zur Wehr setzen, ändern sie sich selbst und die Umstände, denen sie sich unterwarfen. Es sind dies Handlungen der Frauen: sie überwinden ihre Haltung und Handlung der Unterwerfung, indem sie das Bedingungsgefüge ihres Handelns verändern. Und so verändern sie sich. Was geschieht, wenn Herrgott sich als Frauenunterdrücker enttarnt und Änderung ausruft? Von seinen Handlungen war die Frau abhängig, als sie unterdrückt wurde, sie bleibt es in der Befreiung, die darum der Entlassung eines Kanarienvogels in einen anderen Käfig ähnelt. Die Frau bleibt wie sie ist, nur der Charakter des allmächtigen Mannes hat sich gewandelt.³ So wenig sie zu ihrer eigenen Unterstellung beitrug, so wenig ist sie für ihre Befreiung nötig. Es kann die Befreiung der Frauen nur das Werk der Männer sein. Diese Struktur zieht sich durch den Text. Was bedeutet es, wenn Frauen davon sprechen, daß die »Geschichte männlich« ist? Sie rufen sich und ihresgleichen auf, in diese Geschichte einzugreifen, tätig zu sein. Herrgott eignet sich dieses Urteil masochistisch an: er ist der »bessere Feminist«, wenn er Kreuz- und Kriegszüge als versammelte männliche Geschichte behauptet. Der Geschlechterwechsel bekommt dem kritischen Gestus nicht. Wo die Frauen sich einklagen, sind sie jetzt ganz draußen. Herrgott ist drinnen in der Geschichte, und es

tut ihm nichts, denn wir wissen schon, daß der »kleine Gerhard« natürlich nicht auf einem Kreuzzug oder im Krieg war. Reuig und rein nimmt er die Last der Geschichte auf sich, um uns die Reinheit im Unterdrücktsein zu attestieren. Aber ohne die ungeduldige Bewegung der Frauen bleibt solches Reden Selbstanmaßung. Denn, analytisch gesprochen, ist die Geschichte der Völker auch die der Frauen, was denn sonst? Und die Rede von der männlichen Geschichte ist überhaupt nur von Frauen sprechbar. Sie ist eine taktische Waffe nur in ihrem Befreiungskampf und kein billiger Preis, mit dem ein einzelner Mann sich den Ablaß erkaufen könnte.

Der Versuch, uns unsere Waffen zu nehmen, um uns angeblich zu stärken, reicht zurück bis zu Brunhild in den Nibelungen, mindestens. Der Bruder des beschützenden Sünders, der reuig noch das Opfer zum Opfersein verurteilt, ist der herrische Lehrmeister, der uns z.B. sagen kann, was Erfahrung ist und was nicht: Unsere Politik mit den Erfahrungen der Frauen ist gar keine, weil wir keine Erfahrungen im Herrgottschen Sinn machen. Weg mit der lustvollen Brechtschen Politik, Erfahrungen gegeneinander zu richten, um Erkenntnis als Selbsttätigkeit der Massen zu ermöglichen, weg mit unseren Methoden, das Nichtlernenkönnen aus Erfahrung widerständig umzubauen in die Bereitschaft, aus Erfahrung zu lernen. Herrgott belehrt uns: nicht alle Menschen machen überhaupt Erfahrungen im eigentlichen Sinn, sie wiederholen hundertmal Alltägliches; aber eine Erfahrung zu machen bedeutet die tiefe Begegnung mit dem Gesetz in uns.

Einsame Exhaustion oder kollektive Erinnerungsarbeit?

Herrgott wählte eine Geschichte aus unserem Band »Sexualisierung der Körper«⁴, um die Unzulänglichkeit, ja Unfähigkeit unserer Methode im Vergleich zur seinen herauszuarbeiten. Er sieht uns mit dem Verhältnis eines kleinen Mädchens zu ihrem Bauch (genauer der Wahrnehmung seiner Fülle) arbeiten. Wir stießen in diesem Zusammenhang auf eine Ballung von Gefühlen des Hasses, des Ekels, der Wut und des Trotzes, widerständig durchkreuzt von Äußerungen der Zuneigung und des Einverständnisses mit einem Mädchen, »welches nicht gefällt, weil es nicht gefällig ist«, Gefühle, welche die Autorin und uns zunächst überwältigten. Wir verwiesen darauf, daß die Autorin in ihrer Bearbeitung nicht so sehr die Geschichte des kleinen Mädchens schrieb, sondern über ihr Verhältnis zu uns, zu der Gruppe, in der die Erinnerungsarbeit betrieben wurde. Ihr Widerstand gegen diese kollektive Arbeit veranlaßte uns zu einem Wechsel in der Arbeitsweise: wir nutzten das Kollektiv, um die Geschichte des Bauches von allen weiterschreiben zu lassen. Eine Begründung war, daß wir solchen individuellen Widerstand nicht brechen wollten, daß wir keinen Sinn darin sahen, die Handlungsfähigkeit der einzelnen gegen ihren Willen zu destabilisieren, um auf diesem Boden die kollektive Handlungsfähigkeit zu erhöhen. Dies ist Herrgotts Einsatz. Seine Forderung: genau hier hätte weiter gebohrt, die Schmerzschwelle überschritten werden müssen, denn hier war ja die Tür zum Geheimnis. Was die anderen im Kollektiv da produzierten, waren doch nichts als »eimige harmlose Allgemeinheiten«. Rasch erfindet er ein Verbot unsererseits: »Warum darf davon nicht gesprochen werden?« Er rückt ohne weitere Umstände das als verboten behauptete in den Rang eines Gebots, von dem er weiß: »Worüber hätte geredet werden müssen«. Und er liefert das Ergebnis gleich mit: Hätten wir nicht die »einfache Lösung« gewählt — die des Kollektivs —, dann wäre bei unserer Arbeit vermutlich das gleiche herausgekommen wie bei seiner mit sich. Ein schönes Ergebnis. Wir wären

von dem Problem, das Frauen mit ihren Bäuchen haben, darauf gekommen, daß die Phantasie einer Frau die gleiche ist wie die eines Mannes.

Die von Herrgott verworfene kollektive Methode hatte uns dagegen zu folgenden »harmlosen Allgemeinheiten« (die er nicht referiert) gebracht: Alle Frauen — gleichgültig, ob dick oder dünn, alt oder jung — hatten »Probleme« mit ihren Bäuchen. Denn Bauchhaben zeigte sich in den Geschichten nicht als der Befund einer Ansammlung von Fett, sondern als eine Frage der Haltung. Bauchhaben ist eine schlechte Tat, zeugt von »schlechtem Charakter«. Es gehört somit zum Körper wie zur Persönlichkeit. Bauchhaben heißt, sich gehen lassen. Wir müssen uns disziplinieren. Ein Mädchen, das den Bauch nicht frühzeitig einzieht, macht womöglich auch keine Schularbeiten. Weil Bauchhaben eine negative Tätigkeit ist, können wir zur Verantwortung gezogen werden. Wir müssen unser Haltungsproblem angehen. Indem wir mit Abweichungen von den Maßstäben — wie man dazustehen hat z.B. — umgehen, eignen wir uns zugleich die Maßstäbe und die Handhabungskompetenz an. Das schlechte Gewissen erstreckt sich auf das bloße Sein in der Welt, weil wir als Lebensaufgabe akzeptiert haben, mit unseren Unzulänglichkeiten fertig zu werden. Dabei ist ein besonderes Problem, daß wir die individuelle Verantwortung für eine Dimension übernehmen, für die wir gar keine Verantwortung haben können, weil wir nicht die gesellschaftliche Macht besitzen. Um für den Körper im ganzen verantwortlich sein zu können, bräuchten wir nämlich die Macht, zumindest verhindern zu können, daß die Nahrungsmittel vergiftet sind, die Luft verseucht ist und die Erde zerstört wird. Statt die Verfügung über die Lebensressourcen einzuklagen und empört zu sein, entwickeln Frauen Schuldbewußtsein. Sie bescheiden sich mit einem Teil als Lebensaufgabe, der sich trotz seiner Kleinheit als zu groß erweist, statt den Anspruch auf die ganze Welt auszudehnen.

Was bringt Herrgott dazu, solche Ausschreitungen in die Welt als harmlose Allgemeinheiten zu denunzieren — verglichen mit der Dynamik seiner eigenen Entdeckung, daß seine Phantasien einem »Gesetz« gehorchen? Was treibt ihn, uns diese Entdeckung samt Pose aufzwingen zu wollen? In gewisser Weise hat er ja recht: Nach unseren Ausführungen in der Öffentlichkeit steht niemand wie vom Donner gerührt angesichts der plötzlichen Offenbarung einer Entdeckung. Im Gegenteil: eine allgemeine eifrige Tätigkeit des Sich-Erinnerns setzt sofort ein. Unzählige Geschichten werden erzählt. Die Frauen haben nicht das Gefühl, der dramatischen Enthüllung einer einzelnen Person zugesehen zu haben, sondern sie nehmen den Faden auf und spinnen ihre Geschichte, führen das soziale Netz vor als eines einer gemeinsamen Kultur, in der wir gemeinsam gefangen sind und der wir nur kollektiv entkommen können. Die Erinnerungen selbst, die unzähligen Erfahrungen in ihrer Massenhaftigkeit, führen die Wirksamkeit dieser Kultur vor, die schon im Sprechen, im Erzählen an Kraft verliert, bearbeitet werden kann und im Bearbeitungsprozeß selbst die Befreiungskräfte hervorbringt. Es sind dies die Kräfte der vielen Frauen, die eine Herrschaftskultur zerstören, die sie in Subalternität festhält und in ungewollter Bescheidenheit und der sie eine neue Kultur entgegensetzen müssen. Diese gilt es gemeinsam zu entwickeln. Der Prozeß ist zugleich ein lustvoller wie ein schmerzhafter. Kollektive Erinnerungsarbeit selber ist ein solcher Prozeß der schöpferischen Freisetzung alternativer Kultur. Was Herrgott als unsere Schwäche diagnostiziert, ist unsere Stärke — die Massenhaftigkeit, das Kollektiv.

Interessieren wir uns in unserer kollektiven Erinnerungsarbeit also gar nicht für das einzelne Mädchen mit den traumatischen Erinnerungen an ihren eigenen Bauch?

Ja und nein. Wir nehmen nämlich nicht an, daß es möglich ist, daß sich eine einzelne Frau aus einer Herrschaftskultur, die das weibliche Geschlecht in Unterwerfung hält, herausemanzipieren könnte. Diese Kultur selbst muß gestürzt und eine neue geschaffen werden, um die Zukunft gestalten zu können. In diesem Umarbeitungsprozeß kann es möglich sein, daß auch die einzelnen Frauen mehr Freiheit im Umgang mit sich selbst gewinnen — und nur in diesem. Sie verändern sich, indem sie sich an der allgemeinen Veränderung beteiligen. Dieses Werk kann nur das Werk von vielen sein. Kollektive Erinnerungsarbeit ist darum ein Vorhaben in einer Bewegung und keine Einzeltherapie.⁵ Wie kann es möglich sein, daß Herrgott das Kollektive an unserer Arbeit ebenso nebensächlich, ja störend scheint wie ihm das Lustvolle und die Produktion der Veränderung entging? Ich nehme an, daß er das Kulturelle in der Herrschaft im Zusammenhang mit Männlichkeit nicht denken kann, weil das Männliche zur Herrschaftskultur gehört. Und daß ihm das Kollektive in der Befreiung in diesem Fall entging, weil der Sieg des einzelnen zur männlichen Herrschaftskultur gehört, selbst wenn er — wie Herrgott — darunter leidet. Seine Enthüllung wirkt schließlich theoretisch konstruiert; es ist, als ob ihm selbst der Umgang mit den eigenen sexuellen Phantasien noch ein theoretisches Erlebnis ist, kein praktisches. Das Leiden am Körper erscheint so als ein Mittel für einen anderen Zweck. Hier ist ein drittes Element, das die Ausführungen gewalttätig erscheinen läßt. Dazu noch einige Bemerkungen.

Theorie und Empirie

Herrgott wehrt sich erbittert gegen seine Kritiker, die ihm die Vollstreckung eines Lacanschen Theorems anstelle der Arbeit mit sich unterstellen. Er erklärt noch einmal sein Werk als musikalische Komposition im Gegensatz zur stümperhaften Spielerei der Kritiker, besonders wo ihnen die zeitliche Struktur und die mehrstimmige Führung seiner Entdeckungsetüde entging: Lacan — bzw. das Gesetz — wurde am Ende, gewissermaßen im 4. Satz, zum zweiten Mal geboren. Die Durchführung kannte ihn oder es noch gar nicht. Selbst Nichtkenner musikalischer Komposition werden hier einen Zweifel hegen. Wir nähern uns dem »Gegenstand« unserer Erkenntnis nicht wie ein weißes Blatt der Schrift. Alltagsmeinungen, der herrschende kulturelle Konsens über den Vorgang, andere praktische Erfahrungen, verdichtet zu Vorurteilen und Meinungen. Theorien aus unterschiedlichen Richtungen beherrschen das Erkenntnisfeld und unsere Köpfe. Sie sind selbst Teil unserer Erfahrungen und also der »Wirklichkeit«, die es zu erkennen gilt.

Darum ist auch die theoriekritische Arbeit eine unerläßliche Komponente in unserem Konzept von kollektiver Erinnerungsarbeit. Wir würden zwischen den unzähligen theoretisch-praktischen Einflüssen hin- und hergetrieben, würden wir nicht eine analytische Vorstellung entwickeln. Wir brauchen also eine Theorie vorweg. Das heißt nicht, daß wir die Erfahrungen, Erinnerungen unserer Theorie als Beispiele unterordnen wollen. Umgekehrt. Wir versuchen in unserem theoretischen Rahmen Neues zu entdecken. Das Neue bezieht sich auf das Wie etwa der Verarbeitung von gesellschaftlichen Strukturen durch die sich vergesellschaftenden Menschen. Unser Augenmerk richtet sich demnach vor allem auf den Zusammenhang von individuellen Verarbeitungsmustern und sozialen Strukturen. Dabei ist unser Rahmen fest genug, um das Chaos der Erfahrungen festzuhalten und eine Beobachtung oder Entdeckung überhaupt zu ermöglichen und steht uns zugleich auch als

strukturierende Kraft zur Verfügung, in einer Weise, daß unsere Entdeckungen die starre Form des theoretischen Zugriffs verändern können. D.h. wir können auch Entdeckungen machen, die Theorien verändern. Die allgemeinste theoretische Anstrengung, die unserer kollektiven Erinnerungsarbeit vorweggeht und uns die Fäden suchen läßt, mit denen sich die einzelnen in die gesellschaftlichen Verhältnisse knüpfen, läßt sich am besten durch die bekannte und doch zumindest von Herrgott vergessene Feuerbachthese verdeutlichen: »... das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.«

Herrgotts Weg geht wieder einmal nach innen. In den Tiefen des Individuums schlummert das Gesetz, welches zwar von außen kam, sich jedoch Geltung verschafft und sein Handeln bestimmt. Der kühne Entwurf, der das Innere mit dem Äußeren verbindet, »der alles im Innersten zusammenhält«: es ist dieses »dumme Gesetz von Reinheit und Schmutz«, welches die Politik der Parteien bzw. den Rechts-Links-Block in seiner Reproduktion und den »kleinen Herrgott« in seinen frauenunterdrückerischen Phantasien gleichermaßen bestimmt. Wir erkennen den theoretischen Vorentwurf, ohne den die konkreten Phantasien nicht aufschlüsselbar waren, u.a. daran, daß es in der gesamten Durchführung der Komposition keine Frage gibt, keine Verknüpfung, keinen Aspekt, der über die Herrgottsche Einzelheit hinauswiese in soziale Zusammenhänge. Der gedachte Zusammenhang: sexuelle Phantasien, sexuelle Struktur, Reinheitssymbole bleibt das Kampffeld, in dem alle Handlungen ihre Begründung finden. Daß dies so sein könnte, dies ist die theoretische Vorannahme, die verhindert, daß die Vergesellschaftung umfassender und auch kollektiv gedacht wird. Umgekehrt verhindert unsere theoretische Vorarbeit, daß wir bei der Erforschung der Sexualisierung von Frauenkörpern im gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß den bohrenden Blick auf die eigenen Fortpflanzungsorgane für eine Befreiungsmöglichkeit halten.

Jeder Versuch solcher auf sich selbst und das je Innerste zentrierten individuellen Befreiung kann nur tyrannisch gegen andere gefochten werden, die als Öffentlichkeit mißbraucht werden, in der sie nicht als Produzenten, sondern als Medium eigener Befreiung genutzt werden, und in der logisch konsequent dann die eigene Säuberung von unterdrückerischen Phantasien — falls sie überhaupt gelingt — als Befreiung der anderen oder mindestens als Beitrag dazu behauptet werden muß. Die Frauen, die ich sprach, selbst die, die mit den Ausführungen Herrgotts einverstanden waren, waren erschrocken. Ihre Angst, im Dunkeln durch die Straßen zu gehen, wuchs. Weil ein kollektiver Weg der Kulturzerstörung und -neuschöpfung nicht einmal ansatzweise versucht wird, bleibt die individuelle Offenbarung Herrgotts ein weiterer Beitrag zur Geschichte männlicher Gewalt gegen Frauen.

Anmerkungen

- 1 Der Text antwortet auf den Beitrag von Herrgott in *Argument* 161, 1987: »Reinheitsphantasien«.
- 2 Zur Diskussion siehe auch: Kornelia Hauser (Heft 158); J. Rehmann (Heft 159); R. Röver (Heft 161).
- 3 Diese Zurückweisung soll nicht heißen, daß die Änderung der Männer für die Befreiung der Frauen irrelevant wäre. Jedoch müßten sich solche »Änderungen« wohl beziehen auf die von Frauen als ihre Unterdrückungserfahrungen hervorgebrachten Punkte wie auf die Gesamtstruktur der Geschlechterverhältnisse und der sie stützenden Kultur und insofern auch individuell und kollektiv zugleich sein.
- 4 Vgl. Sexualisierung der Körper. *Argument-Sonderband AS 90*, West-Berlin 1983, 50ff. und 75ff.
- 5 Umgekehrt ist es zweifellos auch möglich, daß die einzelnen die Befreiungsziele des Kollektivs nicht teilen, sich so gewissermaßen im falschen Kollektiv befinden und von daher die gemeinsamen Kräfte als Bedrohung erfahren. Indem sie das Projekt im Grunde nicht wollen oder an ihm — aus welchem Grund auch immer — nicht angemessen teilhaben können, ist es ihnen nicht möglich, in die Strukturen einzugreifen. Sie bleiben so fremdbestimmt und ausgeliefert wie vordem in den gesellschaftlichen Strukturen, deren Veränderung Projektziel war.

Interventionen

Georg Auernheimer: Replik auf eine Rezension*

Ich schätze den Rezensionsteil des *Argument* sehr. Um so mehr sehe ich mich zu einigen Korrekturen an Kornelia Hausers Rezension von Volker Schuberts Arbeit über Identität veranlaßt. Sehr viel Mühe kann sich Hauser mit der Rezension nicht gemacht haben, denn die Intention Schuberts ist nur sehr verzerrt wiedergegeben. Einige Aspekte der Darstellung oder Interpretation sind schlichtweg falsch, wie sich durch Textstellen bei Schubert belegen läßt.

1. Schuberts »Anliegen« einleitend als »die Bestimmung eines Qualifikationsbegriffs, der sich nicht nur aus den Anforderungen der Erwerbsarbeit ableitet«, zu kennzeichnen, ist unkorrekt und irreführend. Der Verfasser selber schreibt, die »Erweiterung des Qualifikationsbegriffs« sei »eine erste[!] Zielsetzung« — aber nicht im Sinne der Erstrangigkeit (11). Wichtiger ist ihm als zweites Ziel die Reformulierung des Identitätsbegriffs in einer historisch-materialistischen Perspektive (13) und (in Verbindung damit) die Zusammenführung der in den siebziger Jahren getrennten Stränge der Diskussion um Qualifikation einerseits und Sozialisation andererseits.

2. Schubert nennt nicht schlicht die Reproduktionsqualifikation Identität, wie Hauser schreibt. Die Gleichsetzung wäre falsch. Vielmehr bildet nach Schubert die Ich-Identität als besondere psychische Synthesisleistung bei einem breiten Spektrum von Reproduktionsqualifikationen auf unterschiedlichem Niveau den »Kern« der Befähigung zur individuellen Reproduktion, deren Anforderungsstruktur sich aus der Analyse der bürgerlichen Vergesellschaftungsform ergibt.

3. Es ist völlig abwegig zu behaupten, Schubert setze sich »an keiner Stelle« kritisch mit der Privatform auseinander, er sehe gar das Private als nicht gesellschaftlich. Die Rezensentin meint, ihn belehren zu müssen, »möglich wäre ja z.B. 'privat' als eine besondere Gesellschaftsform zu fassen«. Genau das macht Schubert aber (vgl. 28ff.). Er müßte ja »seinen« W.F. Haug auch schlecht gelesen haben (vgl. Literaturverzeichnis). Ausdrücklich betont Schubert auch die Begrenztheit individueller Emanzipationsanstrengungen (55f.). Verwiesen sei an dieser Stelle auch darauf, daß nach ihm »der Inhalt einer individuellen Identität ideologisch unkämpftes Terrain« ist (63). Die Rezensentin vermißt Angaben über den Inhalt individueller Identität, klagt solche Inhalte ein, ohne sich mit der These des Verfassers auseinanderzusetzen, diese sei eben gerade nur als Form zu begreifen.

4. Worauf die Rezensentin die Aussage stützt, daß der Verfasser zum Schluß »für die Realisierung einer relativ autonomen Pädagogik« plädiert, ist mir rätselhaft geblieben. Man vergleiche nur einmal die letzten Seiten des Buches mit dieser Charakterisierung! Mir ist, als hätte Kornelia Hauser ein anderes Buch gelesen.

Schließlich noch der Hinweis, daß Schubert nach seinem Selbstverständnis methodisch nicht auf die Arbeiten des PAQ zurückgreift, daß er Erikson und Krappmann zwar heranzieht, aber nicht zur Reformulierung des Identitätsbegriffs, die ja nach seinem Anspruch materialistisch geleitet sein soll. Die beiden genannten Autoren bleiben aber in ihren historischen Denkformen befangen. Trotz dieser Befangenheit liefern sie freilich recht exakte Beschreibungen der individuellen Orientierungsaufgabe und -leistung in »modernen« Gesellschaften.

Daß Kornelia Hauser ihn »der affirmativen Übernahme einiger Begriffe aus der Kritischen Psychologie« beschuldigt, das wird den Volker Schubert, wie ich ihn

* *Volker Schubert: Identität, individuelle Reproduktion und Bildung (K. Hauser). In: Argument 161, 142f.*

kenne, nicht ruhen lassen, wenn er die Rezension im fernen Kumamoto zu lesen bekommt. Wir haben uns schon vor Jahren gemeinsam in einem Arbeitszirkel mit der sogenannten Kritischen Psychologie auseinandergesetzt. Wenn der Verfasser an einer Stelle Begriffe des frühen Holzkamp benutzt, so wird man ihm deshalb wohl kaum eine »affirmative Übernahme« bescheinigen können. Die Rezensentin hat offenbar einige Reizwörter erhascht und macht sich darauf ihren Reim.

An diesem und noch einem anderen Punkt läßt sich m.E. exemplarisch zeigen, wie man *nicht* verfahren darf. — Die Rezensentin beanstandet, daß in Schuberts Überlegungen »die Geschlechterverhältnisse ganz oder überwiegend [was nun überhaupt?] ausgeblendet bleiben«. Sie stellt als Verwalterin dieser wichtigen Angelegenheit dies als folgenschweres Versäumnis hin. Den Leserinnen wird suggeriert, daß der Nutzen des Buches für sie damit recht fragwürdig ist, anstatt den Ansatz produktiv weiterzudenken und zu fragen, welche theoretischen Perspektiven das Konzept der »Reproduktionsqualifikation« für die Erforschung der Geschlechterverhältnisse eröffnet. Man sollte schließlich akzeptieren, daß ein/e Verfasser/in notwendig eine begrenzte Fragestellung für seine/ihre wissenschaftliche Untersuchung hat. Die Frauen sollten nicht in den gleichen Fehler verfallen wie wir zu Zeiten der Studentenbewegung, wo jedem »bürgerlichen« Autor vorgehalten wurde, daß er das Kapitalverhältnis nicht oder nicht ausreichend berücksichtigt. Mit solch stereotypen Vorhaltungen werden wissenschaftliche Fragen nicht weiterentwickelt.

Leserbrief

Liebe Argumentler,

ich habe gerade euer neues Heft 161 bekommen und möchte nach der ersten schnellen Lektüre gleich sagen: es gefällt mir gut. Ich bin froh, daß ihr dabei seid, die »Krisen« zu meistern. Und das neue Heft ist ein guter Anfang ... Ich bin erst seit einem Jahr Leser, dann Abonnent und Käufer eurer Publikation. Ich habe in dieser Zeit begierig vieles gelesen, teils etwas studiert, soweit mir das neben meiner Schichtarbeit im Betrieb möglich ist. Dabei will ich nicht verschweigen, daß mir manches nicht immer leicht fällt, aber mit der Zeit glaube ich mich immer besser reinlesen zu können. Was mich besonders interessiert: die Studien und Aufsätze zum Ideologiekritikproblem und Faschismus. Da habt ihr wirklich Pionierarbeit und sicher auch eine konkretisierende Bereicherung des Marxismus zu diesen Problemen erarbeitet. Die Bände von AS 40 über 60, 62, Rechtspopulismus bis 80 und 160, dazu das KWM und die Bände »Pluraler Marxismus«, Labica, Kritik Marxismus-Leninismus, dann die Publikationen z.T. von Albers, zu Bauer und Gramsci, zum Eurokommunismus — ich finde, obwohl ich bislang oftmals nur rein- und querlesen konnte, das ist ein Fundus. Mit einem Wort, ich fände es schade, wenn dies alles nicht mehr möglich wäre oder in Zukunft nicht mehr möglich sein sollte. Nun helfen euch Worte wenig, ihr braucht auch Geld. Z.Zt. ist bei mir nicht viel drin. Ich mache eine Umschulung und muß unsere 4-köpfige Familie über die Runden bringen. Als Nichtraucher darf ich mit Einverständnis meiner Frau und Kinder dafür ein bißchen mehr für Bücher ausgeben. So wurde ich dennoch Abonnent von Argument, Auswahlabo AS, KWM und Besteller einiger Bücher. Ansonsten mache ich in meinem Umkreis auf Euch aufmerksam. (...)

Mit solidarischen Grüßen Euer

Ulrich Leicht

Kongreßberichte

Antonio Gramsci — Sprache, Literatur, Kultur.

Internationales Kolloquium vom 7. bis 9. Mai 1987 in Leipzig

Gramsci erweist sich zunehmend als Kristallisationspunkt für eine theoretische Anstrengung im Feld kritischer Kulturwissenschaft. Das gilt auch für die DDR, wie der in Leipzig von den dortigen Sprachwissenschaftlern der Sektion TAS (theoretische und angewandte Sprachwissenschaft) unter der Leitung von K. Bochmann organisierte Kongreß gezeigt hat. Gramsci hat keine theoretischen Schriften im engeren Sinne hinterlassen: was wir haben, sind politisch-polemische journalistische Arbeiten aus der Zeit seiner politischen Arbeit bis 1926, aus der Zeit danach die Kerker-Hefte, die aus dem Zwang zur politischen Inaktivität resultieren und für ihn nicht zuletzt den Versuch, in begrifflicher Anstrengung zu überleben, bedeuteten (Gramsci erklärte sie ja auch explizit als nicht zitierbar, s. bes. Heft II), und schließlich seine Briefe. Das kaleidoskopartig bunte Spektrum der Notizen gibt sich für eine projektive Beschäftigung mit Gramsci her, bei der jeder disziplinäre Ansatz die Notizen als Steinbruch für akademische Argumentationsweisen nützen kann.

Mit dem neuen wissenschaftlichen Interesse an Gramsci geht auch ein neues politisches Interesse einher (oder ist es umgekehrt?): Das Spektrum reicht von der äußersten Rechten (der neuen Rechten in Frankreich und Italien, angeführt von Alain de Benoist; s. dazu den Band der Zeitschrift *Mots* 12/1986 »Droite, nouvelle droite, extrême droite. Discours et idéologie en France et en Italie«) über die Sozialdemokratie (bei uns unter der Federführung von Peter Glotz) bis zu den kommunistischen Parteien (zu der wechselhaften Konjunktur Gramscis in Italien siehe zuletzt Baratta in *Argument* 161; in der Sowjetunion wird eine neue große Gramsci-Ausgabe auf russisch vorbereitet, wie Uhlisch in Leipzig berichtete). Gramscis Denken droht bei dieser heftigen Umarmung von allen Seiten auf der Strecke zu bleiben, und sei es in der Versteinerung im Pantheon der Klassiker.

Daß das allerdings nicht zwangsläufig so sein muß, daß gerade auch eine sowohl wissenschaftlich wie politisch engagierte Beschäftigung mit Gramsci das Denken aus eingefahrenen Bahnen bringen kann, hat das Leipziger Kolloquium gezeigt. Das war sicher nicht zuletzt das Verdienst K. Bochmanns, der im Vorfeld der Konferenz eine Auswahl von Gramscis Schriften herausgegeben hatte (Antonio Gramsci: Notizen zu Sprache und Kultur, Leipzig/Weimar 1984): zu Recht weist er auf die zentrale Rolle sprachwissenschaftlicher Fragestellungen bei Gramsci hin, der, von seiner Ausbildung her Sprachwissenschaftler, bis zuletzt in den Gefängnisheften mit seinem beabsichtigten Hauptwerk, einer Arbeit über die sardische Sprache, befaßt war. Bochmann macht deutlich, daß die stereotype Lesweise Gramscis der Dynamik seines Denkens nicht gerecht wird: Die Frage nach einer Nationalsprache stand für Gramsci zwangsläufig im Zentrum seiner Arbeit — er bejaht sie unbedingt als Instrument zur Entfaltung des Denkens, als Überwindung lokaler Horizonte im Hinblick auf eine universale Perspektive; aber er verwahrt sich ebenso unbedingt gegen jede formale/normative Abwertung nicht literatursprachlicher Potentiale, die etwa in den Dialekten die notwendige Ausgangsbasis für jeden individuellen Bildungsprozeß definieren. (Diese Äußerungen Gramscis müssen im Kontext der seit Ende des 19. Jh. in Italien virulenten Debatten um eine Nationalsprache und die Volksalphabetisierung gelesen werden, die mit der forcierten Modernisierung im Faschismus eine dramatische Zuspitzung erfuhren.)

Allerdings waren in Leipzig nicht alle Beiträge auf der Höhe dieses Reflexionsniveaus. Oft blieb es eben doch bei der Fortschreibung der Klischees, die sich auf die

gängigen Aphorismen-Sammlungen aus Gramscis Schriften stützen. Das galt enttäuschend für die soziolinguistische Forschungsgruppe von Rouen (Marcellesi, Guespin, Elimam, Bulot), die über eine langjährige Kooperation mit der Leipziger Gruppe verbunden sind und das Kolloquium mit veranstalteten; hier dienten Hinweise auf Gramsci-Zitate eben doch nur als legitimatorische Garnitur für die eigenen Arbeiten. Unabhängig von ihren Verdiensten um eine saubere deskriptive Empirie war bei ihnen der ungebrochene traditionelle Jacobinismus der französischen Intellektuellen im Umfeld der kommunistischen Partei deutlich — obwohl in den Ansätzen dieser Gruppe Differenzierungen versucht werden: so insbesondere bei Guespin, der das Verhältnis von Sprachpraxis und Gesellschaft über Instanzen der »Sozialität« zu vermitteln sucht, was eine Öffnung für die kulturellen Instanzen der Praxis bedeutet. Einer Gramsci angemessenen Modellierung der Sprachpraxis steht hier aber das linguistische Dogma von dem Primat der mündlichen Sprache im Wege, das allein auf kommunikative Konflikte hin orientiert. So wichtig und unverzichtbar entsprechende Untersuchungen sind, insbesondere zur Selbstbewertung der Sprecher bzw. zur sozialen »Valorisierung« der unterschiedlichen Sprachstile, so wenig deckt sich das doch mit Gramscis politischer Reflexion von Sprache, die auf die Möglichkeiten bzw. Blockierungen der sprachlichen Teilhabe am gesellschaftlichen Prozeß abgestellt ist. Für Gramsci ging es darum, die sprachlichen Potentiale der Volksmassen zu entfalten — in der Perspektive der Schaffung einer italienischen Nationalsprache, und dort zunächst einmal in der Perspektive der Alphabetisierung.

Darauf wies Jürgen Erfurth (Leipzig) mit einer entsprechenden Lesweise von Gramscis frühen Schriften zur Thematik einer internationalen Kunstsprache hin. Diese Polemiken um das Esperanto mögen heute marginal erscheinen, sie waren aber tatsächlich in der ganzen frühen Arbeiterbewegung seit der Ersten Internationale ein bevorzugter Ort utopischer Projektionen, insbesondere in den romanischen Ländern. So bleiben sie auch in der Zweiten Internationale aktuell. Für Gramsci standen sie dort für eine abstrakte Behandlung der Sprachproblematik, die die realen kulturellen Widersprüche der politischen Bildungsprozesse überspringt.

Michael Grabek (Berlin/DDR) verallgemeinerte dies, indem er die Denkprovokationen bei Gramsci für die heutige Diskussion fortführte: Gramscis Produktivität für die Sprachwissenschaft (und sicher nicht nur für diese!) liegt in der Rekonstruktion seiner emphatisch-kritischen Begrifflichkeit, etwa am Beispiel des *Intellektuellen*: Jeder Mensch ist ein Intellektueller, aber die gesellschaftliche Organisation valoriert nicht jeden Menschen als Intellektuellen, sondern behält das den »professionellen« (traditionellen) Intellektuellen vor, was Grabek dann als spiegelbildliche Argumentation zu der Kategorie der Arbeit demonstrierte, wo ebenfalls aus den Marx'schen Argumentationen kein *deskriptiver* Terminus der Reihe Sprechen/Handeln/Arbeiten abzuleiten ist, sondern ein analytischer Begriff der Perspektive der Befreiung der Arbeit.

In gewisser Weise vertragen sich diese Vorschläge zu einer lebendigen Gramsci-Lektüre durchaus mit parteiorthodoxen Abwehrgefechten gegen eine akademische Einvernahme Gramscis, wie sie vehement Umberto Carpi (Pisa) vortrug: Eine Gramsci-Lektüre muß immer die in die Texte eingeschriebene intellektuelle Praxis des gefangenen Berufsrevolutionärs mitlesen. Auch die anderen Beiträge der italienischen Teilnehmer brachten in dieser Richtung sorgfältige Präzisierungen. Das gilt insbesondere für Graziella Pagliano (Rom), die Gramscis Vorschläge für eine Soziologie der Literatur in ihrem Wandel durch die Entwicklung während seines Gefängnisaufenthalts rekonstruierte. Fabrizio Franceschini (Pisa) zeigte die Notwendigkeit, zwischen Gramscis Äußerungen über Sprache und solchen über Volkskultur zu

differenzieren. im Spiegel der italienischen Gramsci-Rezeption von 1950 bis 1985. Anregend war der Vortrag von Mathée Giacomo (Paris), die darauf verwies, daß die Beziehung zur gesellschaftlichen Realität bei dem eingekerkerten Revolutionär notwendig *mimetisch* ist, analog der der Literatur. Interessant auch ihre Anmerkungen über die formale Identität in Gramscis sprachlichem Duktus von seinen frühen Schriften bis zu den Kerkerheften. Daran knüpfte der Beitrag von Antje Wetzel (Leipzig) an, die Fragen der politischen Rhetorik bei Gramsci und als Gegenstand von Gramscis Arbeiten nachging. Sie machte deutlich, wie entfernt Gramsci von populistischen Positionen eines »volkstümlichen Sprachgestus« war und wie sehr er auf Logik und begrifflicher Arbeit in der Bildungsarbeit insistierte. Das war auch Thema des Vortrages von Sabine Kebir (Algier), die sich mit *sensu commune* und anderen kulturalistisch verfänglichen Begriffen auseinandersetzte: sie zeigte, wie Gramsci in der Auseinandersetzung mit den Formen, in denen die Faschisten Erfolg hatten, das Problem der Aneignung der gesellschaftlichen kulturellen Potentiale herausstellte und nur so zu dem Plädoyer kam, daß sozialistische Intellektuelle auch mit der Trivialliteratur konkurrenzfähig sein müssen, die die Faschisten erfolgreich einsetzten.

Ein für die weitere Gramsci-Rezeption wichtiger Vortrag kam von dem Übersetzer Joachim Meinert (Berlin/DDR), der anhand von konkurrierenden Übersetzungsvorschlägen das Stückwerk der bisherigen deutschsprachigen Editionen deutlich machte. Am Beispiel der Übersetzung von *sensu commune* zeigte er, wie nötig es ist, auf der einen Seite die semantischen und konnotativen Kulturen der italienischen Sprache zu berücksichtigen, andererseits Gramscis Auseinandersetzung mit der philosophischen bzw. politischen Begriffstradition, und schließlich auch sein Bemühen, sich oft gerade auch sprachlich eigenwillig von terminologisch eingefahrenen Bahnen abzugrenzen. Sein Plädoyer für ein gemeinsames wissenschaftliches Projekt einer Gramsci-Übersetzung klang allerdings leider noch utopisch.

Die weiteren Vorträge seien kurz genannt: Jochim Uhlisch (Leipzig) führte vor, wie die offizielle Philosophie der DDR Gramsci integriert. Horst Heintze (Berlin/DDR) zeigte, daß Gramscis Beschäftigung mit der Renaissance nicht nur eine Projektionsfläche für zeitgenössische Konfrontationen bot, sondern als Auseinandersetzung mit dem Prozeß der *longue durée* kultureller Formationen am Beispiel des Humanismus gelesen werden muß. Gerlinde Ebert (Leipzig) sprach über Probleme des Kolonialismus bei Gramsci in Anwendung auf die damalige Situation in Libyen. Stephan Wirth (Leipzig) untersuchte Entsprechungen Gramscischer Denkfiguren in den kulturpolitischen Debatten linker Schriftsteller in den dreißiger Jahren. Peter Stein (Regensburg) führte mit Hinweisen auf die sprachpolitischen Probleme im vielsprachigen Mauritius einen Problembereich vor, der in seinen politischen Dimensionen eine Reflexion in Gramscischen Kategorien notwendig macht.

Die Vorträge des Kolloquiums sollen in überarbeiteter Form voraussichtlich Anfang 1988 in der DDR erscheinen. Utz Maas (Osnabrück)

Neunte ordentliche Bundesversammlung der Grünen

vom 1. bis 3. Mai 1987 in Duisburg

Über mangelndes Interesse brauchten sich die Grünen nicht zu beklagen. Neben den etwa 700 Delegierten fand sich eine jeweils gleich große Zahl von Interessierten und Pressevertretern in der Rhein-Ruhr-Halle ein. Begonnen hat der Parteitag mit einer demonstrativen Unterstützung des Volkszählungsboykotts. Weniger stimmungsvoll als dies demonstrative Zeichen des Aufbegehrens verlief die Diskussion um eine grüne Resolution zur Stahlkrise. Hinter dem Streit um die auch von der IG Metall er-

hobene Forderung nach Vergesellschaftung formierten sich verschiedene politische Lager der Grünen: Hier die vornehmlich auf den Einsatz staatlicher Instrumentarien Setzenden, dort jene, die den Schulteranschlag mit den Betroffenen und sich bewegendem Stahlarbeitern demonstrieren wollten. Auf den Punkt gebracht wurde der Streit gleichwohl noch nicht: Durch Annahme eines von den Abgeordneten Strammann und Vennegarts formulierten Kompromißpapiers wurden beide Seiten zu Siegen erklärt. — Schärfster wurde die Konfrontation bei der Auseinandersetzung um die Gründung einer Bundesarbeitsgruppe Mütterpolitik. Das Ergebnis brachte einen Punktsieg für die »Mütter«: Zwar keine eigenständige Bundesarbeitsgruppe, wohl aber eine Unter-AG Mütter in der AG Frauen sowie einen der drei Sprecherinnenposten wird es künftig für die »Mütter« geben.

Höhepunkt der Bundesversammlung wurde die Wahl der Sprecher des Bundesvorstands. Das Ergebnis (mit Jutta Ditfurth, Christian Schmidt und Regina Michalik wurden Vertreter gewählt, die die Chancen für eine Zusammenarbeit mit der SPD eher skeptisch beurteilen) dementierte alle vor der Bundesversammlung umlaufenden Parolen, die »Ära Trampert/Ditfurth« im Bundesvorstand sei vorbei (Antje Vollmer), ebenso wie realpolitische Phantasien, den innerparteilichen Konkurrenten die Rolle eines minoritären Hofnarren zuweisen zu können. Gleichwohl beiläufig man sich, das Ergebnis weniger als ein Zeichen für ein »fundamentalistisches Durchziehen« zu werten, sondern als Ausdruck des Wunsches der Delegierten nach einem Korrektiv zur vornehmlich realpolitischen Parlamentspolitik in Bonn. Spätestens mit dieser Institutionalisierung des Widerspruchs zwischen »rechter« Fraktion und »linker« Parteiführung, nur zu bekannt aus der Geschichte der Sozialdemokratie, wird deutlich, welche Widersprüche in einer Partei »automatisch« aufgebaut werden, die sich einerseits engagiert der Parlamentsarbeit widmet, mit all ihren Tendenzen zur Anpassung, und andererseits sich von den darüber hinausweisenden Motiven einer außerparlamentarischen Bewegung nicht verabschieden will. Der Widerspruch zwischen Realpolitikern und Ökosozialisten/Fundamentalisten ist also weniger das Resultat des Wollens beider Flügel (wie es jene meinten, die sich am Rande des Parteitag aufmachten, mit den »Unabhängigen« einen neuen Flügel der Mitte zu konstituieren, der all jene sammeln soll, die des Streites beider Lager überdrüssig sind), sondern vielmehr Ausdruck der Position der Grünen Partei zwischen Staat und Bauzaun, zwischen den Verlockungen, die dem zuteil werden, der sich bemüht, ein »anständiger« Politiker zu werden, und den auf Selbstbestimmung und Autonomie gegenüber den staatlichen Mechanismen gerichteten Ansprüchen, die in dieser Partei nach wie vor virulent sind.

Gegenüber den auch in der Presseberichterstattung breit kommentierten Ereignissen des Parteitages wurde der übrigen sachlichen Arbeit der grünen Bundesversammlung kaum Aufmerksamkeit zuteil. In einem ausführlichen Arbeitspapier setzten sich die Grünen mit der Gesundheitspolitik auseinander. Eine Orientierung auf soziale und umweltbedingte Krankheitsursachen, die Einforderung einer umfassenden Demokratisierung des Gesundheitswesens und der Krankenversicherungen (mit dem Ziel eines einheitlichen prozentualen Krankenversicherungsbeitrages) sowie die Kritik an den aktuellen Koalitionsvereinbarungen zur Krankenversicherung prägen das Papier, das mit großer Mehrheit verabschiedet wurde; ebenso wie eine Resolution »für eine demokratische AIDS-Politik«, unter dem Motto »Prävention statt Repression«.

Der Duisburger Parteitag stand keineswegs im Zeichen des »Durchziehens« einer Strömung bei den Grünen. Er steht eher für die Weigerung einer deutlichen Mehrheit, sich dem Druck der Verhältnisse zu beugen, der den Grünen ein Arrangement

mit der Normalität dieser Republik abverlangt. Dagegen setzten die Delegierten deutliche Zeichen: klare Gesten gegen die Volkszählung, kein Sich-Abfinden mit der drohenden Arbeitslosigkeit vieler Stahlarbeiter im Revier, Beschlüsse zur Gesundheitspolitik, die quer zur Normalität in den Krankenhäusern, Arztpraxen etc. liegen. Und ein Bundesvorstand, der gegen den verlangten Weg zur Anpassung steht. Wie begrenzt diese Haltung gleichwohl ist, dafür steht wiederum der Beschluß zur Mütterpolitik, der den Beginn eines Roll back für die bisherige feministische Frauenpolitik der Grünen bedeuten kann.

Die Frage ist, ob einer solchen auf einem Parteitag vorgetragenen »Haltung« der Nicht-Anpassung auch die Politik entspricht, wie sie in Parlamenten und außerhalb betrieben wird.

Wilhelm Achelpöehler (Münster)

Zwischen Altona und Tschernobyl

3. Lernfest der Volksuni Hamburg, 8. bis 10. Mai 1987

Nach diesem 3. Lernfest stellt sich die bedenkliche Frage, ob es das letzte war. Die *taz*-Berichterstattung klagt jedes Jahr über das »Ausbleiben des Vokes«. Während in den vergangenen Jahren das Fehlen eines bestimmten Volkes, nämlich des Arbeitervolkes, gemeint war, traf diese Kritik diesmal den Kern der Sache: zu den knapp 100 Veranstaltungen kamen lediglich 300 bis 400 Besucher/innen. Etwas besser ging es dem begleitenden Kulturprogramm (Konzerte und Filme). Das größte Diskussionsinteresse fand die Eröffnungsveranstaltung unter der Frage: »Wann und wie kann das Abschalten der Reaktoren in der BRD politisch durchgesetzt werden?«. Vor 400 Menschen diskutierten prominente Wissenschaftler und Politiker/innen (Dieter v. Ehrenstein, Alfred Roßnagel, Klaus-Michael Meyer-Abich, Jutta Ditfurth, Klaus Traube, Walter Moßmann, Robert Jungk) in der Hamburger Fabrik. Wo liegen die Gründe für den Mangel an Besuchern? In der Auswertungsveranstaltung (4 Menschen) bot Ulrich Schreiber folgende Erklärungen an: Presseboikott (*taz* und *Hamburger Rundschau* seien lediglich bereit gewesen, bezahlte Anzeigen zu bringen), Wahlkampf (politisch Engagierte seien dadurch absorbiert gewesen), schließlich die Konkurrenz durch das herrschende Hamburger Kulturangebot (parallel zur Volksuni wurde der Hafengeburtstag gefeiert). Ich finde diese Erklärungen keinesfalls ausreichend. Was ihnen gemeinsam ist: sie alle suchen und finden Gründe für den Mißerfolg bei anderen, in den äußeren Umständen. Es fehlt Selbstkritik, die Analyse der eigenen Arbeit als Volksuni-Organisator/in.

Im Programmbuch, das erst eine Woche vor Beginn erhältlich war, finden sich zur Volksuni-Idee die Sätze: »Alltag und Wissenschaft« zusammenbringen und dem »abstrahierenden Denken entgegenwirken« zu wollen. Ohne Bestimmung, weshalb ein wissenschaftlicher Zugang zu Problemen nützen kann, lesen sich solche Sätze als bloße Abgrenzung von Theorie. Explizit wendet sich U. Schreiber gegen einen der zentralen Volksuni-Gedanken, die sozialen Bewegungen vernetzen zu wollen. Mit solchem Gerede — so Schreiber — machten sich die Volksuni-Organisatoren/innen nur lächerlich. Wenige Sätze weiter postuliert er: »Eine Volksuni muß versuchen, Lösungen für die gesellschaftlichen Probleme und Alternativen zur Katastrophenpolitik der Oberen wissenschaftlich, künstlerisch und politisch zu entwickeln«. Ohne Frage nach den Akteuren bleiben solche Sätze aufgeblasenes Imponiergehabe. Gleichzeitig verweisen sie auf ein Problem: was kann eine Volksuni erreichen? In seinem Volksuni-Vortrag von 1981 bedachte W.F. Haug diese Frage. Er bestimmte Volksuni als »kulturelles Aktivierungsdispositiv« (vgl. »Strukturelle Hegemonie«, in: *Das Argument* 129) mit der Aufgabe, die Artikulation von Problemen so zu organisieren, daß die Kreuzungs- oder Überschneidungspunkte zwischen den sozialen

Bewegungen aufgezeigt, bewußt in eine neue Ordnung gebracht und so die Handlungsfähigkeit der Linken erweitert werden kann. Gegen Standpunktlosigkeit und Beliebigkeit sah er als zentrale Achsen Arbeit, Wissenschaft und Kultur. In diesem Konzept besetzt die Organisationsgruppe einen zentralen Punkt. Vielleicht kann man sagen, daß sie selbst eine Art Mikrokosmos der sozialen Bewegungen darstellen und so die Dynamik der Bewegungen untereinander in sich tragen müßte.

Die Organisations- und Planungsarbeit in Hamburg leistete eine kleine Gruppe von acht Menschen um U. Schreiber. Das Konzept der Einzelressorts für Grundfragen, Frauen, Gewerkschaften, Christen usw. gab es nicht, statt dessen Themenschwerpunkte wie z.B. »Neue Technologien« oder »Politik und Arbeitslosigkeit«. Das Fehlen der inneren Struktur der Vorbereitungsgruppe machte sich dann auch im Programm bemerkbar. Es vermittelt den Eindruck von Konzeptionslosigkeit.

Mit dem Motto wurde der Versuch unternommen, alltäglich und regional, d.h. unmittelbar erfahrbare Probleme mit den großen weltpolitischen Fragen und Katastrophen zusammenzubringen. Anstatt jedoch diesen Gedanken durch alle Themenbereiche zu ziehen, wurde daraus unter der Überschrift »Altona und Hamburg« ein eigener Schwerpunkt mit Stadtteil- und Stadtgeschichte, Berichten von Verkehrsberuhigungsinitiativen in Altona und dem Angebot, teilzunehmen an einem »Vorbereitungsseminar zum Hafengeburtstag 1989«. Das Problem des »Untersichbleibens« war meiner Ansicht nach zentral auf diesem Lernfest. Weder wurden bewußt verschiedene Fragen, die Frauen, Arbeiter/innen, Ökomenschen usw. angehen, verbunden und unter verschiedenen Bewegungsstandpunkten diskutiert, noch wurden konsequent Veranstaltungen so konzipiert, daß Kontroversen innerhalb der Bewegungen hätten aufgegriffen und weiterentwickelt werden können. Da ich überwiegend Frauenveranstaltungen besuchte, will ich das an diesen konkretisieren. Neben »Kunst, Kultur, Literatur, Film« waren die »Frauenfragen« mit 14 Veranstaltungen der größte Themenkomplex. Leider gab es keine Großveranstaltung, Strategie- oder Podiumsdiskussion. Hieran wird das Fehlen eines Konzeptes deutlich: Diskussionsforen müssen organisiert werden: Einzelveranstaltungen können von individuellen Frauen angemeldet werden.

Die Leere in den Räumen und im Garten (das Wetter spielte mit, die Sonne schien und lockte nach draußen) drückte die Stimmung. Bei fast allen Veranstaltungen, die ich besuchte, wurde anfänglich diskutiert, ob man angesichts von weniger als zehn Teilnehmerinnen überhaupt beginnen solle. Sorgfältig erarbeitete Vorträge wurden eilig gekürzt; viele Referent/inn/en waren verärgert und enttäuscht. Unter den Veranstaltungen überwogen Projekterfahrungsberichte (Frauenerwerbsloskeitsinitiativen, Frauen-ABM-Projekte, Frauenhausarbeit), Vorstellungen von Ergebnissen aus laufenden Forschungsprojekten und informierende Vorträge über und von Frauen anderer Länder und Kulturen. Ich will nicht sagen, daß solche Veranstaltungen unwichtig oder uninteressant seien, aber sie sind für mich nur ein Grund, weshalb ich auf die Volksuni gehe. Ein anderer, sehr wichtiger Aspekt sind orientierende theoretische Vorträge, die neue Fragen aufwerfen, mein bisheriges Denken verunsichern, mich innerlich bewegen und anregen, selbst weitermachen zu wollen. Solche Veranstaltungen halte ich für wichtige Anziehungspunkte, die zur Volksuni unerläßlich gehören. Sie fehlen nicht nur bei den Frauen, sondern insgesamt.

Als letztes Beispiel für das Fehlen eines organisierenden Eingriffs der Veranstalter will ich die zwei Diskussionen zum Thema »Müttermanifest« nennen. In getrennten Veranstaltungen und an unterschiedlichen Tagen sprachen Hannelore Weskamp (Mitautorin des »Müttermanifest«) und Katja Leyrer (Autorin von »Rabenmütter«), die je entgegengesetzte Positionen vertreten, zu diesem Thema. Der Streit, den

dieses Papier bei den Grünen-Frauen ausgelöst hatte und der in der Gründung einer Bundesarbeitsgemeinschaft »Mütter« gipfelte, fehlte auf der Volksuni.

Die Hamburger Volksuni hat mich nicht unruhig, sondern überdrüssig gemacht. Zukünftige Lernfeste brauchen eine Organisationsgruppe, die ihre Arbeit mit einer Auseinandersetzung um Nutzen, Sinn und Konzept der Volksunis beginnt.

Sünne Andresen (West-Berlin)

The 5th Annual Socialist Scholars Conference against Domination: State, Class, Race, Gender

vom 10. bis 12. April 1987 im Borough of Manhattan Community College, City University, New York, USA

Für mich als Neuling in den USA war das Wochenende eine informative Einführung in Situation und Diskussion des Landes. Die seit fünf Jahren regelmäßig stattfindende Konferenz ist die größte Veranstaltung (mind. 1000 Teilnehmer/innen) für sozialistische Theorie hier. Unter dem Dach der demokratischen Sozialisten (deren Jugendorganisation dasselbe Emblem benutzt wie bei uns die Jusos) wurden die 151 Einzelveranstaltungen von Zeitschriften (wie Social Text, Jewish Currents, Monthly Review, Socialist Review), Initiativen (wie The New York Marxist School, Radical Philosophy Association, Paper Tiger Video) und Verlagen (z.B. South End Press) organisiert. Die Konferenz tagte im modernen Gebäude des Borough of Manhattan Community College, wo in erster Linie Schwarze studieren, zwischen verkommenen alten und neuen unfreundlichen Mietshäusern auf der einen und dem protzigen Wolkenkratzerkomplex des World Trade Center auf der anderen Seite. Referent/inn/en und Teilnehmer/innen kamen aus der weißen Mittelschicht des Universitätsbereichs. Die ethnische Verteilung war in der Mensa besonders auffällig, wo schwarze Frauen und Männer bedienten, kassierten und aufräumten.

Es gab in der sehr knappen Zeit eine große Anzahl verschiedener Vorträge, so daß mir die Entscheidung jedesmal sehr schwerfiel. Bekannte Namen waren angekündigt: Barbara Ehrenreich, Harry Magdoff, Paul Sweezy, Sandra Harding, Ralph Miliband, Florence Howe, Agnes Heller, Iris Young, Chantal Mouffe, Edward Herman, Paul Robeson jr. und andere.

An allen Beiträgen gefiel mir gut, wie es ihnen gelang, Theorie und Politik zu verbinden. Ich erlebte keinen Vortrag, der nicht ausdrücklich eine praktisch-politische Perspektive zu formulieren versuchte. Schwerpunkte der äußerst vielfältigen Themen waren: der Stellenwert der Arbeiterklasse bzw. der Kategorie Klasse in sozialistischer Politik und Theorie einerseits, und Rassismus, schwarze Kulturen, popular culture, Friedensbewegung und Feminismus andererseits.

Aufschlußreich war für mich der Themenschwerpunkt Israel aus sozialistischer jüdischer Perspektive. Dazu gehört die beeindruckende Vielfalt jüdischer Kultur in New York mit ihren Synagogen, Museen, Schulen, Vereinigungen und Veranstaltungen. Israel mit seinem Imperialismus in Palästina und seiner militärischen Zusammenarbeit mit dem Rassistenregime in Südafrika ist ein brisantes Thema. Auf der Veranstaltung, die ich besuchte, prallten die Meinungen pro- und anti-zionistischer Juden aufeinander. Juden sind — so kritisch sie der rechten Politik gegenüberstehen mögen — von israelischer Politik immer betroffen, sie berührt unmittelbar ihre Identität. Israels Politik — z.B wenn es die »Drecksarbeit« für die USA hinsichtlich Südafrika macht — wird von der Linken hier insgesamt nicht so vehement verurteilt wie die USA-Politik gegenüber den Rassisten.

Ein wichtiger Strang in allen Veranstaltungen war die Einschätzung der ökonomischen, kulturellen und politischen Situation in den USA: Seit der Reagan-Regierung

gibt es eine zunehmende Polarisierung von arm und reich. Der Riß geht durch die Mittelschicht, die einen werden arm, die anderen reicher (Yuppies). Der absinkende Teil sucht sein Heil im christlichen Fundamentalismus, die Gebildeten sind geldgierig und reaktionär. Die Häufung rassistischer und sexistischer Überfälle an den Universitäten Anfang des Jahres weist darauf hin, daß auch von der nächsten Generation von Ärzten, Rechtsanwältinnen und Professoren kein humanistischer Liberalismus zu erwarten ist. Die Arbeiterklasse ist entpolitisiert.

Die Linke in den USA definiert sich heute als Nebeneinander von verschiedenen neuen sozialen Bewegungen, die durch eine utopisch moralische Perspektive zusammengebracht werden müssen. Dafür braucht sie eine neue ethische Begründung, neue Diskussionskulturen, die theoretische Leistung der Klassenanalyse bei gleichzeitiger Einsicht, daß die sozialen Bewegungen (Schwarze, Frauen, Homosexuelle) nicht ausschließlich auf Klassenkonflikte reagieren; ihnen geht es auch um die eigene Identität. Sozialisten müssen eine politische, kulturelle und moralische Utopie entwerfen, in der die Spezifiken der Bewegungen im Vordergrund stehen.

Referentinnen auf der Konferenz (z.B. Ann Ferguson) forderten, daß auch sozialistische Feministinnen eine praktische Moral entwickeln und diskutieren müßten, weil sie sonst handlungsunfähig zwischen Karrierefrauen, einem beliebigen Pluralismus, der moralischen Rechten und höchstmoralischen Radikalfeministinnen zerrieben würden (z.B. in der Diskussion um Pornografie und die Frage, was das politisch »korrekte« Sexualverhalten sei). So zog sich durch viele Veranstaltungen die Frage nach dem Verhältnis von Gleichheit und Unterschied, die sehr verschieden beantwortet wurde. Hier sehe ich auch ein schwerwichtiges Konfliktpotential: Die weißen männlichen Sozialisten führen zwar die Relevanz von Rasse und Geschlecht im Munde (siehe auch den Titel der Konferenz), gehen aber von einem einheitlichen, universal gültigen Menschenbild aus, das ihre politische Perspektive prägt und letztendlich den weißen, heterosexuellen Mann als Norm postuliert. In diesem Sinne werden Unterschiede zwischen den Menschen und Bewegungen doch hierarchisch gesehen. Das zeigte sich z.B. am Bericht einer Teilnehmerin über die Reaktion von Genossen bei den Democratic Socialists of America auf die Gründung einer autonomen Frauengruppe: Sie meinten, dann könnten sie ja auch eine Männergruppe gründen. Die *Selbstverständlichkeit* der Ungleichheit wurde durch die Reaktion von Männern im Publikum belegt, als eine Rednerin auf Rassismus und Sexismus in der Linken hinwies und die Zusammensetzung des Podiums als Beispiel anführte: Von den vier Teilnehmenden waren zwei weiße Männer, ein schwarzer Mann und eine weiße Frau. Das Publikum reagierte empört, es saßen ja auch nur vier Leute oben. Der Hinweis wurde nicht verstanden. Auch die Zuordnung von Themen und Referent/inn/en war typisch für das Verständnis von Unterschieden: Das Thema Geschlecht wurde von Frauen, das Thema Rasse von Schwarzen (Männern) bestritten!

Wie Jana Sawicki, Iris Young und Leonard Harris in der AG »Gender, Race, and the Politics of Difference« betonten, brauchen wir eine gründliche Diskussion darüber, was wir unter Unterschied verstehen, damit die Vorschläge für politische Bündnisse mit einer übergreifenden Perspektive akzeptabel werden.

Claudia Gdaniec (Morristown, New Jersey)

Frauen an der Hochschule — Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb

Tagung der Interdisziplinären Forschungsgruppe Frauenforschung an der Universität Bielefeld vom 24. bis 25. Februar 1987

Etwa 100 Teilnehmerinnen diskutierten in Arbeitsgruppen. Im Themenschwerpunkt *Studienmotivation und Wahl des Studienfaches* stellten Lisa Sommer und Hildegard

Küllchen erste Ergebnisse einer Untersuchung zu Fachwahlmotiven von Mädchen und Jungen in der gymnasialen Oberstufe vor. Sie stellten fest, daß die Koedukation in der Schule die geschlechtsspezifische »Rollenzuschreibung« verschärft: Inhaltliche Schwerpunkte im Unterricht greifen vorwiegend Themen auf, die Jungen interessieren. Selbstvertrauen und besseres Durchsetzungsvermögen der Jungen führt dazu, daß sie Kurse belegen und auch erfolgreich absolvieren, die als »schwer« gelten (i.d.R. naturwissenschaftliche und technische Fächer), während Mädchen eher sogenannte »leichte« Fächer (z.B. Sprachen) wählen. Unklar blieb in den Ausführungen Sommers/Küllchens, wie derartige Annahmen überhaupt entstehen und handlungsleitend werden, wonach naturwissenschaftliche und technische Fächer als »schwer«, sprachliche dagegen als »leicht« gelten.

Auch Sigrid Metz-Göckel thematisierte in ihrem Vortrag. »Was bewegt und hindert Frauen, Natur- und Ingenieurwissenschaften zu studieren«, die »Licht- und Schattenseiten der Koedukation«. In der Schule werde die spätere Studienfachwahl entscheidend vorbereitet. Sie stellte in ihrer Untersuchung zur Situation von Studentinnen der Informatik, der Ingenieurwissenschaften und des Faches Chemie fest, daß z.B. ein Drittel der Informatikstudentinnen an der Universität Dortmund Mädchenschulen besuchte. Dem Lernen in Mädchenschulen schrieb sie entsprechend breitere Entfaltungsmöglichkeiten für Mädchen zu. Sie forderte eine neue Koedukationsdebatte und plädierte für die partielle Trennung von Mädchen und Jungen.

Auf die Schwierigkeiten der Informatikerinnen und Chemikerinnen im Beruf verwies Christine Rohloff. Die Arbeit in diesen Männerdomänen sei für Frauen mit Identitätskonflikten verbunden (sie führte allerdings nicht weiter aus, von welchem Identitätskonzept sie ausgeht). Die Antizipation dieser späteren Berufssituation wurde als Grund genannt, weshalb sich Frauen häufig gegen das Studium naturwissenschaftlicher und technischer Fächer entscheiden.

Im Themenschwerpunkt *Frauenalltag in der Hochschule* stellten Jutta Ecarius und Martina Löw vor, wie sie mit der Methode der kollektiven Erinnerungsarbeit das Konkurrenzverhalten von Frauen an der Hochschule untersuchten. Sie zeigten auf, wie Studentinnen das Leistungsprinzip der Hochschule und konkurrentes Verhalten auch in Frauenseminaren und Arbeitsgruppen leben, dadurch jedoch in Widerspruch zu ihrem »Solidaritätsanspruch« geraten. Um diesen Widerspruch lebbar zu machen, werde häufig nur ganz verdeckt konkurriert. »Solidarität« schrumpfe zu einem Füllwort. Sie forderten dazu auf, Macht- und Konkurrenzverhalten immer wieder aufzuspüren und offenzulegen und das Verständnis von »Solidarität« neu zu prüfen (ausführlich nachzulesen in dem demnächst erscheinenden Argument-Studienheft »Frauen und Lernen«).

Heidmarie Krüger und Hedwig Rudolph beschrieben die Situation von Frauen in männerdominierten Studiengängen und referierten Ergebnisse empirischer Untersuchungen. Krügers Methode, die quantitative Erhebung mittels standardisierter Fragebögen, eröffnete leider keine Antworten auf die Frage, wie die Frauen die widersprüchlichen Anforderungen leben und verarbeiten. Ein Wissen darüber scheint mir jedoch für die Veränderung ihrer Situation notwendig.

Im Themenschwerpunkt *Bildungsziele, Qualifikation und Beruf* ging es um Leben und Alltag der Lehrenden in der Hochschule. Dagmar Schultz berichtete von einem Forschungsprojekt, in dem sie untersuchte, wie sich die Identität der Lehrenden im lebensgeschichtlichen Bezug konstituiert. Bei den weiblichen Lehrenden entdeckte sie verschiedene Formen der Einordnung und des Widerstands. Eine Gruppe der Befragten verweigerte die institutionellen Anforderungen (Konkurrenz, Veröffentlichungsdruck usw.) und orientierte sich auf die »Nischen des Wissenschaftsbetriebes«, ver-

folgte keine Aufstiegsinteressen etc. Eine andere Gruppe war um Erfolg bemüht, paßte sich den Erfordernissen an und leugnete jegliche Form von Diskriminierung von Frauen an den Hochschulen. Eine dritte Gruppe bestimmte Schultz als ambivalent. Diese Frauen kritisierten die Bedingungen an der Institution Hochschule, dachten zum Teil über einen Ausstieg nach oder hofften auf Anstellung im wissenschaftlichen Mittelbau.

Angelika Wetterer referierte »über die Planlosigkeit weiblicher Karrieren in der Wissenschaft«. In 63 biographischen Interviews befragte sie Wissenschaftlerinnen aller Statusgruppen und verschiedener Fachbereiche mit dem Ziel, Lebensmuster zu erfassen. In der retrospektiven Betrachtung beschreiben die Wissenschaftlerinnen ihren beruflichen Werdegang nicht als zielgerichtet und geplant, sondern als »es hat sich alles so ergeben, meinen Wünschen entsprechend«. Sie sprechen von »Zufällen« und »reingerutscht«, »reingeraten«, »von anderen gezogen und dann auch selbst gern mitgemacht«. Wissenschaft erscheint zu Beginn der Berufstätigkeit an der Hochschule als fremdes Terrain und unerreichbares Ziel. Die Fremdheit bezieht sich dabei auf die Regeln der institutionalisierten Wissenschaft. Das Erlernen dieser Regeln bedeutete für die Frauen mühsame Lernprozesse der Aneignung einer ihnen fremden Kultur. Auch Wetterer arbeitete — ähnlich wie Schultz — verschiedene Lebensmuster heraus, mit denen die Lehrenden ihre Situation in der Hochschule verarbeiten: Die Strategien (Anpassung, Sich-Einrichten in Nischen, Rückzug) lassen die Frauen in der Vereinzelung. In der anschließenden Diskussion wurde entsprechend die Notwendigkeit der Schaffung von kollektiven Zusammenhängen unter den Lehrenden betont.

Im letzten Themenschwerpunkt *alternative Modelle des Lehrens und Lernens* an der Hochschule stellten sich drei Projekte vor, in denen Studentinnen forschen: ein Seminar zur »Realisierbarkeit feministischer Handlungsforschung« an der TH Aachen, ein interdisziplinäres Lehrforschungsprojekt »Frauenleben und Frauenarbeit in Duisburg« und ein Frauen-Literaturkurs am Oberstufen-Kolleg in Bielefeld. In einer anderen Arbeitsgruppe wurde das Konzept eines Frauenstudienganges am Oberstufen-Kolleg vorgestellt. Geplant ist die Zusammenfassung der Oberstufe des Gymnasiums und des Grundstudiums an der Hochschule zu einem interdisziplinären Frauenstudiengang. Auch das Konzept von Aylá Neusel und Marianne Schmidbauer sieht eine teilweise Geschlechtertrennung im Studium vor. Sie planen an der Gesamthochschule Kassel ein zweisemestriges Orientierungsstudium für Frauen. Carmen Burian und Elke Werneburg berichteten von ihrer Erkundungsreise zu einigen Women Studies an US-Colleges. Die dort gemachten Erfahrungen können jedoch auf Grund der unterschiedlichen Bildungssysteme der USA und der BRD und des in den USA zum großen Teil privat organisierten Hochschulwesens nicht direkt für die Schaffung von Frauenstudiengängen in der BRD übernommen werden.

Die Tagung gab einen Überblick zum frauenspezifischen Stand der Hochschulforschung. Die vorgestellten Projekte untersuchten die strukturellen Bedingungen, in denen Frauen an der Hochschule leben, ihren Ausschluß und ihre Diskriminierung von seiten der Männer. Fragen danach, wie die Frauen in diesen Bedingungen leben, an welchen Stellen sie die Verhältnisse bestätigend reproduzieren, aber auch Formen des Widerstands praktizieren und damit ihre Lebensbedingungen verändern, bleiben noch zu bearbeiten.

Gisela Jakob (Dortmund)

Zwischen Abbruch und Aufbruch: Das Ruhrgebiet im Umbruch

Woche der Wissenschaft, Ruhrfestspiele Recklinghausen, 25. bis 28. Mai 1987

Die Ruhrgebietskrise ist alt und altbekannt, woran J. Welsch vom WSI des DGB erinnerte. Die Beschäftigung ging im Bergbau seit 1957 um 410000, in der Stahlindustrie seit 1977 um 70000 Arbeitskräfte zurück. Von Strukturproblemen kündeten jene politischen Programme wie das »Entwicklungsprogramm Ruhr« (1967) und das »Aktionsprogramm Ruhr« (1977), mit denen der Verallgemeinerung der Montankrise zu begegnen versucht wurde. Wenn heute wiederum 50000 Arbeitsplätze in Gefahr sind, was die Arbeitslosenquote zwischen Duisburg und Dortmund auf über 20 % trieb, dann sagt das die Krise der traditionellen Krisenpolitik an. Die Rückführung der industriellen Kapazitäten, was immer Entlassungen einschließt, ist betriebswirtschaftlich beschlossen und politisch akzeptiert. Ratlosigkeit herrscht, wie das Unsoziale »sozialverträglich« gestaltet werden kann, oder weniger: Es geht nur noch darum, Massenentlassungen und den Kollaps einzelner Kommunen zu verhindern. Wirtschaftswachstum als spontane Quelle von Ersatzarbeitsplätzen wird vergeblich erhofft: ein reibungsloser Übergang von schrumpfenden zu expandierenden Sektoren ist verwehrt.

Eine Sozialplanpolitik, nach der 55jährige und Ältere vorzeitig in Rente und damit scheinbar nicht in Arbeitslosigkeit entlassen werden, verliert wegen ihrer bisherigen Erfolge an Wirksamkeit: Bei Hoesch, Mannesmann, Krupp und Thyssen sind mittlerweile keine 8 % der Belegschaften mehr (7,4 %) in dieser Altersgruppe. So bleibt nur eine finanzielle Abfindung für die Arbeitsplatzverlierer, denen trotz Überbrückungs- und Umschulungsmaßnahmen Dauerarbeitslosigkeit droht. Landeshilfen werden ausgeschlossen. Die aufgelaufene Gesamtverschuldung NRW beträgt 90 Mrd. DM, im Etat 1987 von knapp 60 Mrd. DM stehen Steuereinnahmen von nur 47 Mrd. DM zur Verfügung, der laufende Zinsdienst verschlingt 6 Mrd. DM. Ministerpräsident Rau hatte im Mai die SPD-Landtagsabgeordneten vergattert: Angesichts dieser schweren Finanzkrise könne NRW nicht das Gegenmodell zur Bonner Regierung darstellen. Vielmehr gelte es, die Kooperation mit ihr und den CDU-regierten Ländern zu suchen. Die neue politische Linie nach dem Nürnberger SPD-Parteitag hatte der Chef der Düsseldorfer Staatskanzlei Leister kurz zuvor formuliert: Es gelte, »Abschied zu nehmen von manchen Vorstellungen über Möglichkeiten und Ziele der Landespolitik«, NRW könne »nicht Anlaufadresse für Forderungen von SPD-Parteitagern« sein.

Wie unter solchen Umständen eine soziale Katastrophe (»englische Verhältnisse« beschwor F. Steinkühler) verhindert werden kann, blieb unklar. Neu ist, daß die Forderung nach Ersatzarbeitsplätzen als Eigenverpflichtung verstanden wird und die Gewerkschaften als Marktforscher und Investitionsberater auftreten. Denn bloße Forderungen nach einer »Bestandsgarantie für die Stahlindustrie« und der »Beibehaltung der Kohlepolitik« sind unglaubwürdig geworden. Einmal weil sie, wie die Vergangenheit lehrt, Verliererpositionen markieren, die nicht verteidigt werden können. Und zum anderen, weil sich herumspricht, daß Subventionen und Importbeschränkungen wirtschaftspolitisch weder durchsetzbar noch erfolgversprechend sind. Die »Marktlücken«, die als »neue zukunftssträchtige Produktlinien« hervorgeholt und als »alternative Beschäftigungsfelder« gepriesen werden, sind jedoch vom letzten Krisenfall her bereits bekannt. Auch Forschungsprojekte wie das von IG Metall, Hans-Böckler-Stiftung und WSI begonnene Ruhrgebietsprojekt wiederholen nur gleichlautende, aber darum nicht mitreißendere Vorschläge früherer Projekte. Die federführende GEWOS schlägt ein »Zukunftsinvestitionsprogramm für das Ruhrgebiet« vor, »das öffentliche und private Nachfrage in ruhrgebietspezifischen (?) Bedarfs-

feldern wie Energieversorgung, Abwasserreinigung, Altlastensanierung, Luftreinhaltung, Abfallwirtschaft sowie Personen- und Güterverkehr mobilisiert und in der Region beschäftigungswirksam macht.« »Ökologie und Umwelt« werden zum Wachstumsfeld stilisiert, das scheinbar umstandslos mit den Mitteln der Schillerschen Konjunkturpolitik aus den sechziger Jahren zu beackern sei. Zu Recht wurde aus dem Publikum eingewandt, die GEWOS-Vorschläge setzten öffentliche Nachfrage und öffentliche Investitionen voraus, die aber wegen der Finanzkrise politisch gar nicht mehr zu erwarten seien.

Die Eigentumsfrage schließlich, von der IG Metall 1985 vorsichtig aufgeworfen, bleibt ein politisches Tabu. Dies selbst noch, wo die alten Industrien Neuansiedlungen blockieren, weil sie ihren Grund und Boden nicht verkaufen, weswegen 1980 der »Grundstücksfonds Ruhr« gegründet wurde. (Als Beispiel wird an dieser Stelle gern angeführt, wie die Dortmunder Stahlwerke in den sechziger Jahren ein Ford-Zweigwerk am Ort verhinderten, weil sie steigende Nachfrage und Löhne für [Fach-]Arbeiter fürchteten.) In Recklinghausen sprach man nur von betriebswirtschaftlichen Organisationsproblemen, von Management-Effizienz und innovativen Führungsstilen. W. Pöhler wandte sich an die eigentlichen Adressaten sozialdemokratischer Krisenstrategie, nämlich die angestellten Manager der AGs, deren kreatives Denken die Zukunft an der Ruhr zu meistern habe. Und er beklagte die »Schwerfälligkeit« der Eigentums- und Organisationsstrukturen in der Stahlindustrie, die andernorts als Paradebeispiel gewerkschaftlicher Mitbestimmung erhalten muß.

Die »Antwort« auf die Ruhrgebietskrise spitzt sich auf einen Verteilungskampf zwischen den öffentlichen Haushalten zu. Der »schwarze Peter« geht um zwischen dem Land NRW, seinen Städten und Gemeinden, dem Bund und der EG. Denn daß irgendwo zwischen ihnen die sozialen Kosten des Strukturwandels an der Ruhr abgeladen werden, ist außerhalb jeder Diskussion. Wirtschaftsminister Jochimsen kommt atemlos von einer Besprechung in Brüssel, von der nur Schlechtes zu berichten steht: Marktradikalität allenthalben, keine Subventionen mehr, aber er läßt keine Zweifel an der Linie der Landesregierung: »Wir können nicht gegen den Strukturwandel an-subventionieren!« Er bietet der darniederliegenden CDU die Hand zum Trutzbunde und begrüßt ihr »Wiedererstarken« nach der Wahl Blüms zum Nachfolger Biedenkopfs. Raus und Leisters Parole ist in Recklinghausen angekommen, und kein Murren war zu hören.

Manfred Boni (Wuppertal)

Kongreßbankündigungen

Zukunft — Angst und Hoffnung

Zur Ambivalenz von Modernität — Bausteine für machbare Alternativen
Sommerwerkstatt Steyr/Oberösterreich, 2. bis 6. September 1987

Ausgrenzung oder neue Arbeit für alle — Zwischen Informationsgesellschaft und Sicherheitsstaat — Über Sinn und Unsinn von Hochtechnologie — Über die Spielräume politischen Handelns — Zur Krise der Massenproduktion — Zum uneingelösten Versprechen der Moderne.

Anmeldung bei: Zukunftswerkstätte, 1014 Wien, Löwelstraße 18.

Soziokultur — Innovationen für Kultur, Bildung und Gesellschaft

Tübingen, 9. bis 10. Oktober 1987

Das Symposium der Bundesvereinigung soziokultureller Zentren steht im Zusammenhang mit einem Forschungsprojekt zur Situation der soziokulturellen Zentren. Es soll als öffentliches Forum genutzt werden, um die Leistungen der Zentren darzustellen und ihre kulturpolitischen Forderungen zu vertreten.

Anmeldung: Club Voltaire, Eckard Holler, Haaggasse 26B, 7400 Tübingen.

Von der Arbeits- zur Kulturgesellschaft?

Brüssel, Europäisches Parlament, 12. bis 13. November 1987

Ende der Arbeitsgesellschaft? Die Verwendungslogik der Zeit im Kapitalismus: warum wir immer weniger Zeit haben, wenn wir mehr Zeit haben — Arbeitszeitverkürzungen: eine neue Qualität (gibt es Schwellenbereiche, wo die Quantität der Arbeitszeitverkürzung in eine neue Qualität umschlägt)? — Wertewandel: sinkt die subjektive Bedeutung der Lohnarbeit und die Orientierung der Individuen am Arbeitsleben? — Zeitverwendung in hochindustrialisierten Industriegesellschaften (internationaler Vergleich individueller Zeitbudgets)

Transformation der Erwerbsarbeit? Arbeitszeitverkürzung und Humanisierung der Lohnarbeit: zwei gegensätzliche Konzepte? — Lohnarbeit zwischen Dequalifizierung und Requalifizierung — Die geschlechtsspezifische Umschichtung des Arbeitsmarktes und die Neubewertung der Lohnarbeit — Alternative Produktion und Selbstverwaltung.

Am Anfang der Kulturgesellschaft? Von der Arbeit zur Tätigkeit: die Wiederaneignung der Arbeit — Formen und Chancen dualer Wirtschaftskonzepte — Lokale Initiativen, Eigenarbeit und neue Nachbarschaft — Auf dem Wege zur Selbsthilfegesellschaft? — Die Kulturgesellschaft als Neuverteilung von Lohnarbeit, Hausarbeit und Eigenarbeit.

In erster Linie werden Experten und Opinion leaders der grün-alternativen nationalen Parteien und Gruppierungen sowie der nationalen und europäischen Gewerkschaftsbewegung angesprochen.



Frauen \ Männer \ Computer EDV im Büro: Empirische Untersuchungen

Eine breit angelegte Fragebogenaktion zur Büroinformationstechnologie wurde um qualitative Gruppenforschung erweitert. Gefragt wird nach Handlungsmöglichkeiten im automatisierten Büro. Mehr noch: einige der widersprüchlichen Formen werden analysiert, in denen die neue Produktionsweise eine neue Lebensweise provoziert. Zugleich ein Beitrag zur aktuellen Gewerkschaftspolitik.

Argument-Sonderband 151
160 S., DM 18,50/15,50 f. Stud.

Besprechungen

Philosophie

Tiedemann-Bartels, Hella: *Verwaltete Tradition*. Die Kritik Charles Péguy's. Verlag Karl Alber, Freiburg, München 1986 (296 S., br., 78,- DM)

Wer in der Gegenwart etwas verändern will, tut sich oft schwer mit Tradition und Überlieferung. Das hat gute Gründe. Drängten sich »Sitte und Glauben« demjenigen, dem die Aufrechterhaltung der gegebenen Ordnung nur Vorteile brachte, nicht oft genug von sich aus entgegen? Und lag es dann nicht nahe, in »Sitte und Glauben« einen der Gegner, mit denen man sich für den Aufbruch ins Neue auf keinen Fall verbünden durfte, zu identifizieren? Der Tradition nicht mehr ein festes — reaktionäres — Wesen zuzuschreiben, sondern sie als ein Feld, auf dem um Bedeutungen gerungen wird, wahrzunehmen, die Überlieferung »in jeder Epoche ... von neuem dem Konformismus abzugewinnen« — das ist eine der Botschaften Walter Benjamins in seinen *Geschichtsphilosophischen Thesen*, die hierin nichts an Aktualität verloren haben. Hella Tiedemann nimmt diese Botschaft ernst und folgt einem Konservativen auf »sein« Terrain, das der Tradition.

Ihre These ist, daß sich im konservativen Denken von Charles Péguy (1873-1914) Elemente eines »kritikfähigen Traditionsbegriffs« finden (270), der »widerständige« Qualitäten einschließt (267) und »Sitte und Glauben« gegen die Apologeten der bestehenden Ordnung zu mobilisieren vermag. Hella Tiedemanns Relektüre bringt einen aktiv ins Zeitgeschehen verwickelten Intellektuellen in den Blick, der, wenn es ihm nötig scheint, radikal die Linie und das Glaubensbekenntnis wechselt und deshalb auch von den gegensätzlichsten Formationen als einer der ihnen reklamiert werden kann: »Péguy, der gegen alle Parteien erbittert Front machte, wurde nach seinem Tode zunächst durch die Nationalisten Barrèsscher Prägung und die Action Française, später durch die Faschisten beansprucht, geriet in den gleichen vierziger Jahren vorübergehend in das Lager der Widerstandskämpfer und verschwand, einige Gedichte in den Schulbüchern hinterlassend, in der Sektion der katholischen Dichter Frankreichs.« (23) Gegen Antisemitismus und katholische Reaktion nimmt er für Dreyfus Partei, trennt sich aber nach der Jahrhundertwende vom früheren Freund Jaurès und teilt von nun an mit den Rechten deren Hauptangriffsziele: die radikalsozialistische Regierung, die Universität und den Positivismus. 1908 nimmt er den katholischen Glauben an.

Péguy ist mit der Kritik des autonomen Subjekts der Naturrechtslehren durch die gegenrevolutionäre Bewegung (de Maistre, Bonald, Burke u.a.) ganz einig. Auch er rückt — gegen den Anspruch auf kritische Prüfung und Mündigkeit — eine Ursprungsbindung, »innere geistige Mächte« (57), ein Unantastbares ins Zentrum seines Traditionsbegriffes. Aber die Art, wie er die »Gemeinsamkeit in Sprache, Sitte und Glaube« (19) entfaltet, unterscheidet ihn nach der Einschätzung der Verfasserin grundlegend: Träger der Tradition seien bei ihm weder eine aristokratische Elite noch die besitzende bürgerliche Klasse, die Familie oder der Staat, sondern die »armen und kleinen Leute« (57ff.). Péguy ver helfe somit der »immer verhinderten und verdrängten Gegenöffentlichkeit der konkreten Arbeit« zum Ausdruck (21). Daher sei bei ihm die Tradition auch nicht mehr einfach das Band, das die Unterdrückten an die Unterdrücker bindet, sondern ein Raum, der die Stimme der Unterdrückten selbst hörbar macht. Indem Hella Tiedemann die Nähe Péguy's zur deutschen Hermeneutik herausarbeitet, erweist seine Anstrengung gegen das Verstum-

men der Unterdrückten unvermutete Aktualität. Péguy unterscheidet zwischen dem Historiker, der über Erinnerungen »verfügt« und diese als abgeschlossene behandelt (242), und dem Chronisten, der dagegen das Gedächtnis an das Vergangene wachhält. »Ob das Vergangene im Gedächtnis dauert oder zu Geschichte wird, steht allein in der Verantwortung der gegenwärtig Lebenden.« (247f.) Was die Formel von der »Gnade der späten Geburt« anstrebt, würde von Péguy als Austrocknung des Gedächtnisses bekämpft.

Péguy's Parteinahme für die »Gegenöffentlichkeit der konkreten Arbeit« ist von einem Anti-Etatismus durchzogen, der bestimmt wird von seinem Gegenteil, der Sorge um funktionierende staatliche Institutionen. Was ihn von Sozialisten wie Nationalisten trennt, ist m.E. die Frage des »Wie« der entfremdeten Vergesellschaftung, nicht das Überhaupt. Er sagt, daß die »größten Körperschaften des Staates nur dauern ... durch die inneren geistigen Mächte« (57). Die staatliche Herrschaftsmacht soll nicht abgebaut, sondern gefestigt werden. Dazu ist die Innengeleitetheit der Subjekte unabdingbar. Die Republik gefährdet für ihn diese Innengeleitetheit, indem sie ihre Herrschaft unerlaubt auf die inneren geistigen Mächte ausdehnt. Formieren sich hier die »armen und kleinen Leute« nicht doch wieder zum Staatsvolk, zum »populus«, nicht zur »plebs«? Hinzukommt ein Anti-Intellektualismus, der die kritische Seite seines Traditionsbegriffes ebenfalls mehr blockiert als stärkt. Seine Gegnerschaft zu Positivismus und Historismus, seine Aufwertung des »Glaubens«, die der wissenschaftlichen Kritik die Legitimität entzieht — wirft er hier nicht zugleich unverzichtbare Erkenntnismittel über Bord?

So wertvoll seine Unterscheidung von lebendigem Gedächtnis und toter Geschichte ist, so ungeeignet ist sein Verhältnis zur Vergangenheit für die Perspektive einer Kulturaneignung-von-unten. Das Lesen eines alten Textes vergleicht er mit dem Empfang eines »hohen, aber doch vertrauten Gastes im unwürdigen Haus« (250). Ist das nicht eine spontan bürgerliche Formel für Kulturaneignung? Nur das großräumige Bürgerhaus, nicht die enge Arbeiterküche, erträgt die Rede vom »unwürdigen Haus«, die der Logik des Gegenteils folgt (ganz wie allein die goldprangende Kirche als »unwürdiges Haus« des Herrn artikuliert werden kann). Bei Peter Weiss' lesenden Arbeitern ist das bestimmende Verhältnis zur Kunst zunächst eines der Fremdheit, nicht der Vertrautheit, wobei dann — bei längerer Auseinandersetzung — auch eine andere Art von Nähe entstehen kann, nicht jene künstliche eines »verehrten, hohen Gastes«, bei dem man froh sein kann, wenn er wieder weg ist und alles gutging.

Die langen Zitat-Passagen, oft ausgezeichnet ausgewählte, regelrechte Materialstücke, erfüllen einen wichtigen Dienst: Der wenig gelesene Péguy kommt selbst zu Wort; die sich anschließenden Überlegungen werden dadurch nachprüfbar und provozieren zum Selberdenken.

Peter Jehle (West-Berlin)

Eco, Umberto: Semiotik und Philosophie der Sprache. Fink-Verlag, München 1985 (292 S., Ln., 36,- DM)

Der Titel ist programmatisch, ja man könnte sogar, so gibt er zu verstehen, die unscharfe Konjunktion »und« präzisieren: Semiotik ist Philosophie der Sprache und umgekehrt. Daraus ergeben sich zunächst epistemologische Konsequenzen; die Semiotik wäre demnach keine wissenschaftliche Disziplin mit einem vorfindlichen, begrenzten und exklusiven Gegenstandsbereich, den »Zeichen«, und könnte folglich auch nicht am wissenschaftlichen Wahrheitsbegriff der »adäquatio« gemessen werden: »Eine Philosophie [sprich: Semiotik; Anm.d.Verf.] ist insofern wahr, als sie ein Bedürfnis befriedigt, der Welt eine kohärente Form zu geben« (26). Wobei im

vorliegenden Fall die »kohärente Form« der Semiotik sich als »Labyrinth«, als »rhizomatische Struktur« (126f.) herausstellt.

Die grundlegende These, daß Semiotik »Philosophie« — im Sinne von subjektiver, unabschließbarer Interpretationsanstrengungen — und nicht Wissenschaft sei, setzt voraus, daß sich in ihr jede scheinbar strenge Korrelation oder Äquivalenzfunktion letztlich als Schlußfolgerung eines interpretierenden — auf dem Hintergrund des jeweiligen historischen, kulturellen Systems — Subjekts erweist (vgl. 256. 167). Dieser Nachweis wird von Eco in parallel konstruierten Gedankengängen in den verschiedenen Kapiteln über die semiotischen Grundbegriffe geführt. Das »Zeichen« ist demnach keiner unmittelbaren Übersetzbarkeit unterworfen, es ist kein »empirisches Objekt«, sondern eine »Hypothese« (24), d. h. es impliziert immer eine Proposition: es wird »nicht erkannt, sondern interpretiert« (73), wobei die Interpretation wiederum auf die »Enzyklopädie« des Interpreten zurückverweist. »Signans« und »signatum« kommen also nie in einer Äquivalenzbeziehung zu stehen, vielmehr wird im semiotischen Prozeß ein »signans« immer wieder nur interpretativ durch ein anderes »signans« ersetzt.

Der Begriff der Enzyklopädie als in einem bestimmten Augenblick verfügbares Weltwissen, der den des »Code« in neueren Diskussionen verdrängt hat (vgl. 275), bildet auch die Grundlage für den des Wörterbuches, das nur auf Grund einer gewissen kulturellen Trägheit historisch kontingent den enzyklopädischen Vorrat wörterbuchartig fixieren kann (131). Aus dem »Kriterium der Interpretierbarkeit« folgt weiterhin, daß die grundlegende rhetorische Figur, die Metapher, weder einfach in ein »verbum proprium« zurückgeführt werden kann, noch unmittelbare Welterkenntnis vermittelt. Vielmehr bedeutet die Verwendung einer Metapher »Arbeit« (159), zunächst des Autors, dann des Lesers, und bietet daher nicht so sehr neue Informationen über die »Welt« als über den Autor der Metapher, sein Weltverständnis und seine Bearbeitung der Welt. Darum setzen auch Metaphern ein kulturelles System voraus — was ihre Produktion per Computer ausschließt (189) — und sind, da sie immer schon mit vorgefundenem Wissen operieren, indem sie es zu operativen Verstärkungen degradieren, nie schlechthin »neu«.

Da jedes Zeichen, jede Metapher etc. auf Interpretation beruht und dieselbe verlangt, fragt es sich, wer die Triftigkeit einer solchen Interpretation — sowohl bei der Produktion »verbindlicher« Zeichen wie bei deren Entzifferung — kontrolliert und gewährleistet. Eco setzt sich mit diesem Problem im Kapitel über den Symbolbegriff auseinander, er untersucht also, wie so etwas wie eine autoritative Interpretation sich konstituieren könne, wenn doch ihre Autorität wieder nur durch Interpretation legitimiert werde, und gelangt zu einer Art hermeneutischen Machiavellismus, in dem der politische Impetus seiner Analysen versteckt sein dürfte: »Die Regeln für gute Interpretation werden von den Türhütern der Orthodoxie geliefert, und die Türhüter der Orthodoxie waren die Sieger (politisch und kulturell ...) im Kampf um die Durchsetzung ihrer eigenen Interpretation. (...) Macht besteht darin, den Schlüssel für die richtige Interpretation zu besitzen oder (was dasselbe ist) von der Gemeinschaft als derjenige anerkannt zu werden, der den Schlüssel besitzt.« (223ff.) Diese Passagen sind im Kontext auf die Etablierung der christlichen Orthodoxie während der Spätantike bezogen und dürfen wohl nicht in dem Sinne tautologisch verstanden werden, als sei damit auch schon die orthodoxe Textauslegung in irgendeinem extrapolitischen Sinne (es fragt sich nämlich: vor welcher Instanz?) »gerechtfertigt«, eine Lesart, die gelegentlich sogar Eco nahelegen scheint: »Der Text wird die Wahrheit insofern sagen, als der Leser die rhetorischen Mittel hat, ihn sprechen zu lassen.« (223) Eine solche Aussage wird dann tautologisch und verkürzt die Voraussetzungen

der Rhetorik, wenn sie unterstellt, daß ein »Leser« allein durch seine persuasiven Kompetenzen den Sieg in Form von Anerkennung »seiner Wahrheit« davontrüge, denn ein Leser setzt immer auch den Konkurrenten voraus, der nicht allein »rhetorisch« zu überzeugen ist, wie denn keine Rhetorik allein existiert, sondern jede immer »Antwort« auf eine gegnerische ist.

Ecos Buch ist nicht zuletzt deshalb so lehrreich, weil es neben der systematischen Exposition seiner Sprachphilosophie zugleich mannigfaltiges Material zur Geschichte derselben vorführt. Es ist demnach nicht nur für einen semiotisch orientierten Leser faszinierend, sondern mindestens ebenso für einen, der einfach nur historisch-kritische Informationen z.B. über den stoischen Zeichenbegriff (52ff.), über Porphyrios' Aristotelesinterpretation (94ff.), die aristotelische Metapherntheorie (138ff.), die Metapherntheorie des barocken Jesuiten Emmanuele Tesaurio (158ff.), die romantische (Creuzer) und Hegelsche Symboltheorie (209ff.), über die Differenzen zwischen Freud und Jung (214ff.) und immer wieder, durch das gesamte Buch hindurch, über den französischen (Post-)Strukturalismus sucht. Die von Eco immer wieder thematisierte Kritik an der zuletzt erwähnten Schule ist einer der stimulierendsten Aspekte des Buches. Eco bemerkt, daß der Strukturalismus sowohl für die Durchsetzung der Semiotik und ihrer Schlüsselbegriffe — vor allem »Code« — verantwortlich war, wie für die nachfolgende und scheinbar konsequente Ersetzung dieser zunächst ganz rationalistisch gedachten Instrumente durch Termini wie »désir«, »jouissance« u.a. Ecos Kommentar dazu scheint mir sowohl in der Anerkennung wie in der Kritik mustergültig zu sein: »Codes wurden eingeführt, um Ereignisse der Kontrolle von Strukturen zu unterwerfen, aber sehr bald (vielleicht schon mit Lévi-Strauss ...) wurde so heftig nach einer letzten Natur des letzten Codes (oder nach dem Ur-Code) gesucht, daß der Begriff in den des formlosen 'Ursprungs' umschlug. Dabei wurde der Code unhandlich, weil der Verdacht aufkam, daß wir ihn nicht setzen, sondern daß wir ... von ihm gesetzt werden. (...) Mit anderen Worten, der Code kann entweder 'nomos' oder 'physis' sein. (...) Da er für viele Poststrukturalisten 'physis' ... war, war er folglich nicht Struktur, sondern Abwesenheit jeder Struktur.« (276)

Manfred Hinz (Augsburg)

Rombach, Heinrich: Strukturanthropologie. »Der menschliche Mensch«. Karl Alber Verlag, Freiburg, München 1987 (440 S., Ln., 74,- DM)

In seiner »dramatischen Lebensphilosophie« (277) versucht Rombach, dem Menschen die Möglichkeiten zur Erlangung einer »höheren Menschlichkeit« (11) vor Augen zu führen. »An der Schwelle einer neuen Menschheitsepoche« (14) sei es erforderlich, das Wesen des Menschen nicht länger als Substanz (antikes griechisches und christliches Denken) oder System (Neuzeit), sondern als Struktur zu fassen. Die Strukturanthropologie »tut einen entscheidenden Schritt über den Begriff des Menschen hinaus« (107). Hierzu wird vorausgesetzt, daß es *eine* Grundverfassung des Seins — das »Humanum« — gibt, an der »alle Strukturen« teilhaben, und der Mensch, nun ebenfalls als Struktur gesetzt, »ontologisch mit allem Seienden gleich ist« (107). Rombach postuliert eine Reihe von »Grundphänomenen« — Arbeiten, Erfahren, Spielen, Kämpfen, Hoffen, Glauben etc. —, die als Gewebe die »Grundstruktur« eines jeden Menschen gestalten (133). Die »Grundphänomene«, die in jedem Menschen anders gelagert sind, können jeweils nur in der Gesamtheit ihrer Struktur erfaßt werden. Die Frage z.B. »welchen Gott man hat, hängt davon ab, welche 'Welt', welchen 'Menschen', welchen 'Geist', welche 'Arbeit', welche 'Sprache', welches 'Handeln' man hat« (135). Die Analyse, die sich der »Differentialinterpretation« bedient, wird exemplarisch am »Grundphänomen Situation« durch-

geführt und versucht, die einzelnen Aspekte der »Situation« »phänomenologisch« zu erfassen (137). »Fühlen ist die Grundform der Situation, die nicht ein Feststellen, sondern ein ungefragtes Hinausgerissensein ist, in dem zu existieren auf keine Weise umgangen werden kann.« (142)

»Das Angeblicktsein ist der Beginn des Menschseins.« (179) »Das All blickt uns an. Gott blickt uns an; das ist der ursprünglichste Gottesbeweis, an dem gemessen alle anderen nur Plaitüden sind.« (Ebd.) Eine »gesunde« Struktur ist diejenige, die sich offen hält »in eine unverstellte Ferne und unausgedeutete Zukunft hinein« (172). Wie erwirbt man nun eine »gesunde« Struktur? Denn schließlich ist »niemand unschuldig an dem, was auf ihn zukommt. Jeden erwartet das, 'was er verdient'«. (Ebd.) Die »Kräfte der Wirklichkeit«, die in unseren »erdhaften Tiefenstrukturen« wurzeln, müssen entdeckt werden (300). Wir müssen den Prozeß der »Konkreativität«, das »Sichrühren des Schöpferischen in einem jeglichen« (365), das »Von-Selbst« (374) erfahren. Das »reine Geschehen«, die »Konkreativität«, ist überall am Werk (204), und es ist »zu leben, wenn man auch ihr (der Wirklichkeit), nicht nur dem Menschen, Kräfte und Möglichkeiten der 'Selbstübersteigerung' zuerkennt« (206). Das »Phänomen des reinen Geschehens« läßt sich am Beispiel eines »sportlichen Spiels« verdeutlichen, »wo plötzlich nach verzweifelten Anfängen der 'Mannschaftsgeist' erwacht und alle beflügelt und zu Leistungen führt, von denen sie selbst nur träumen konnten. Kein Training, keine Vorbereitung kann das Zusammenspiel bewirken, das der plötzlich erwachte Geist von selbst erzeugt.« (381) »Unmittelbar, darauf kommt es an.« (369)

Auf 26 Seiten wird die »Phänomenologie der Situation bei Jaspers, Sartre und Heidegger« abgehandelt. Die Strukturanthropologie »entscheidet neu über den Menschen« (427), und nur sie scheint dazu das Recht zu haben. Anstelle des psychotherapeutischen Ansatzes, der »falsch, ja krankhaft ist«, gibt es die »Strukturtherapie« (247). Die Theorie Habermas' besitzt »keine allgemein-menschliche Berechtigung« (136), da sie nur drei »Grundphänomene« berücksichtigt. »Der Systemansatz ist als solcher nicht menschlich.« (69) Und schließlich der ständige, oft peinliche Verweis auf die anderen Werke des Autors.

Vielleicht muß die Rezensentin auch einfach nur die Niederlage eingestehen, nicht begriffen zu haben; denn »nur wer dieses reine Geschehen begriffen hat und versteht, begreift und versteht die Strukturanthropologie« (206). Und vielleicht rührt auch das Grauen vor diesem »neuen Menschen« (118) daher.

Susanne Lanwerd (West-Berlin)

Detemple, Siegfried, und Frank Heidtmann (Mitarb.): Wie finde ich philosophische Literatur? Berlin Verlag Arno Spitz, West-Berlin 1986 (182 S., br., 28,- DM)

Das Institut für Bibliothekswissenschaft der FU Berlin, in dessen Veröffentlichungsreihe dieses Buch erschienen ist, pflegt seit zehn Jahren eine Gattung der Bibliographie, die zur optimalen Benutzung der Bibliotheken anleitet. Dabei wird auf die Bedürfnisse der Benutzer in einer bei den elitären Gewohnheiten des philosophischen Milieus recht ungewöhnlichen Weise eingegangen: ausdrücklich wird ein deutscher Anfänger vorausgesetzt. Auch Fachphilosophen werden das zu schätzen wissen, denn an irgendeiner Stelle pflegt unser naturwüchsiger Lernprozeß doch Lücken aufzuweisen.

Das Buch besteht aus vier Teilen: 1. Bibliothekskunde (9-54), d.h. Grundbegriffe, Bibliothekstypen, wo man was am besten studiert, innere Organisation einer Bibliothek; 2. Nachschlagewerke (55-118); 3. Suchstrategien (119-130) und 4. Studientechnik und Gestaltung von wissenschaftlichen Arbeiten (131-160), was über die im

Buchtitel angegebene Thematik eigentlich hinausgeht. Ein Vergleich mit der Art, wie Umberto Eco die letztere Aufgabe gelöst hat, zeigt eine Schwäche des vorliegenden Werkes: die Trockenheit und Fülle an begrifflichen Bestimmungen macht vor allem den ersten Teil schwer lesbar (und vielleicht eher nach Gebrauch einer Bibliothek, als Nachschlagewerk, nützlich), während der vierte Teil in eine, übrigens nicht immer konsistente, Scholastik fast ausartet.

Auch wenn die inhaltliche Bestimmung der Philosophie (83) recht ideologisch ausfallen mag, ist die Offenheit dem anderen Deutschland und, was seltener ist, der nicht-westlichen Philosophie gegenüber (bis hin zur Berücksichtigung anderer Alphabete) anzuerkennen. Trotz diskreter Tips ist die Zurückhaltung bei der Bewertung groß, zu groß, wenn man berücksichtigt, daß es schlecht gemachte Bibliographien mit bestimmten angebbaren Lücken gibt und inzwischen überholte Nachschlagewerke. Die Auswahl ist eher systematisch als philosophiegeschichtlich orientiert; Walch und sogar Mellin werden unter den philosophischen Wörterbüchern nicht aufgeführt; auch bei den Enzyklopädien und Biographischen Nachschlagewerken ist Vollständigkeit erst für eine spätere Zeit angestrebt. Wenn unter den Zeitschriften die *Studia Leibnitiana* und die Kant-Studien angeführt werden, warum nicht auch die Hegel-Studien und das Hegel-Jahrbuch, auch wenn ihre Erscheinungsweise weniger regelmäßig ist? Man kann andere Kleinigkeiten übergehen und nur noch anmerken, daß eine solche Anleitung zur Bibliotheksbenutzung im Idealfall von einem Bibliothekar, einem Philosophen und einem Schriftsteller gemeinsam zu schreiben wäre.

José María Ripalda (Madrid)

Soziologie

Clerc, Denis, Alain Lipietz und Joel Satre-Buisson: La crise. Syros, Paris (4., völlig umgearbeitete und aktualisierte Aufl.) 1985 (165 S., br., 45,- FF.)

Das Buch repräsentiert den »Regulationsansatz«, der die seit 1974 andauernde Krise als Umbruch des gesamtgesellschaftlichen Regelungszusammenhangs zwischen Wirtschaft, Staat, Arbeitenden und Konsumenten versteht und dies empirisch belegt. Nach einer Diskussion von Krisen-Indikatoren und -Erklärungen werden das Wachstumsmodell der letzten dreißig Jahre und die Gründe seiner Blockierung besprochen. Es folgt eine Auseinandersetzung mit bisherigen ökonomischen und politischen Versuchen, die Krise zu bewältigen, und zum Schluß stellen die Verfasser eine eigene Strategie vor. Jedes Kapitel ist mit kommentierten Literaturhinweisen versehen.

Die Krise nach 1974 erscheint zunächst als langfristige Blockierung des Wirtschaftswachstums. Hierdurch ist der Zusammenhalt der Gesellschaft insgesamt bedroht: Es schwindet die mit steigenden Einkommen erkaufte Bereitschaft der Lohnabhängigen, negative Folgen der Produktionsentwicklung zu akzeptieren. Auch die Krise nach 1929 führte zu einer Infragestellung und Änderung gesellschaftlicher Funktionsregeln: damals entstanden aus krassen Produktions- und Preiseinbrüchen mit resultierender Massenarmut neue Systeme sozialer Sicherung, die heute ins Wanken geraten. Die heutige Krise wird in der Literatur meist nicht aus dem Produktionssystem selbst, sondern aus Randbedingungen begründet: Vervielfachung der Ölpreise, Konkurrenz aus Japan und Billiglohn-Ländern der »Dritten Welt«, das Ende eines Technologie-Zyklus (Mechanisierung und parzellierte Arbeit), sinkende Arbeitsmoral. Alle Faktoren, so die Verfasser, enthalten ein Körnchen Wahrheit — aber für sich wären sie von der Wirtschaft der westlichen Länder leicht zu be-

wältigen. Die tieferen Ursachen der Krise liegen in der Blockierung des »Fordismus« — also jenes Wachstumskonzepts der Nachkriegszeit, das Produktivitätserhöhung durch Neuorganisation und Dequalifikation der Arbeit verbindet mit der Zahlung hoher Löhne, wodurch der Massenkonsum gesteigert und das Produktionswachstum induziert wird. Abgesichert wurde dieser Zusammenhang durch einen staatlich organisierten Kompromiß zwischen Unternehmern und Gewerkschaften sowie durch staatliche Umverteilung von Einkommen, welche die Massenkaufrkraft und damit den Warenabsatz im Inland stabilisierte. In Frankreich konnten sich die Märkte zusätzlich durch die Eroberung rückständiger Bereiche und Lebensweisen vergrößern: rasche Urbanisierung, Ausdehnung der Lohnarbeit in rückständigen Gebieten und Wirtschaftssektoren, Ausbau sozialstaatlicher Sicherung; nicht zuletzt deshalb hatte Frankreich von den fünfziger bis zu den siebziger Jahren nach Japan die höchsten Wachstumsraten der westlichen Welt. Die Öffnung zum Weltmarkt (wachsende Export-Quote) unterminierte freilich diesen Wachstumszusammenhang: die Produktion löste sich vom Absatz auf dem Binnenmarkt. Die Krise der fordistischen Gesellschaft erwächst »nicht nur aus der technischen und gesellschaftlichen Erschöpfung ihrer Produktions- und Konsumententwicklung, sondern auch aus dem Bewußtsein einer wachsenden 'Kontra-Produktivität' des Systems« (89). Ihre vielfältigen Ursachen werden genau analysiert: trotz technischen Fortschritts sinken die Produktionszuwächse immer mehr: die »Vermittlungskosten« von Produktion und Verkauf steigen: tayloristische Arbeitszerstückelung stößt an die Grenzen menschlicher Leistungskraft und Leistungsbereitschaft; Investitionen werden zunehmend aus Schulden finanziert. Die Energiekosten sind sprunghaft gestiegen; die Begrenzung der Rohstoff-Ressourcen wird immer deutlicher. Die Verlagerung einfacher Massenkonsumgüterproduktion in einige Billiglohn-Länder verschärft den Kostendruck auf die inländische Konsumgüterwirtschaft. Auf dem Weltmarkt werden die Geld-Tauschverhältnisse immer instabiler — die Risiken des Warenabsatzes und seine Schwankungen nehmen zu. Bisherige Strategien zur Erringung eines neuen Wachstums führten nicht weiter. Nach 1974/75 schwanden staatliche Ausgabenspielräume, daher wurde meist nicht die kostspielige Lösung einer Erhöhung der Massenkaufrkraft mit staatlichen Mitteln gesucht — zumal die Arbeitslosigkeit ohnehin die Sozialausgaben in die Höhe trieb —, sondern die billigere einer staatlichen Investitionsförderung; doch diese blieb wegen gesunkener Kapitalrentabilität weitgehend erfolglos. Die Regierung der Sozialisten in Frankreich unternahm den historisch letzten Versuch, Wachstum durch Erhöhung der Sozialausgaben in Gang zu setzen und Arbeitslosigkeit gezielt zu bekämpfen — sie brach ihn 1983 ab aus Gründen, die mit der besonderen Stellung Frankreichs auf dem Weltmarkt zusammenhängen. Die umgekehrte Politik der Regierungen Thatcher und Reagan: Abbau der staatlichen Intervention, setzte eine katastrophale Schrumpfung-Spirale in Gang und wurde ebenfalls 1983 aufgegeben. Allerorten wird mittlerweile eine Exportoffensive verfolgt, doch diese verschärft die Konkurrenz und erhöht den Druck auf Löhne und Sozialausgaben in den einzelnen Ländern. Kapitalexport in Billiglohn-Länder hat denselben Effekt. Mittlerweile setzen alle Regierungen vorwiegend auf Modernisierung und technischen Fortschritt — doch die neuen Technologien senken die Produktionskosten bislang noch nicht genügend, setzen aber sehr viele Arbeitskräfte frei. Demgegenüber entwickeln die Verfasser ein eigenes Konzept von Wirtschaftsdemokratie, Kooperation mit Ländern der Dritten Welt und teilweiser Abkoppelung vom Weltmarkt. In diesen Zusammenhang eingebettet könnte die elektronische Umwälzung der Produktion den Beschäftigten Nutzen bringen — ohne ihn wird die Aufspaltung der Gesellschaft in Besitzer gut dotierter Jobs und Marginalisierte verstärkt.

In diesem kleinen Buch werden komplexe Zusammenhänge meist außerordentlich klar und knapp und mit ebenso schwungvoller wie fundierter Kritik herrschender Konzepte präsentiert. Noch nie habe ich z.B. eine so eingängige Darstellung des allgemein als schwer durchschaubar angesehenen Geldmarkts gelesen. Vieles bleibt freilich thesenhaft und verkürzt. Wer es genauer wissen will, sei verwiesen auf eine umfassende Analyse der Entwicklung von Akkumulations- und Lohnverhältnis, Einkommensverteilung und Gesamt-Regulierung westlicher Industriegesellschaften in den Weltwirtschaftskrisen nach 1929 und nach 1974, reich mit Daten belegt und um eine eingehende Diskussion der Wirtschafts- und Beschäftigungspolitik Frankreichs seit 1981 ergänzt: Jacques Mazier, Maurice Baslé und Jean-François Vidal: *Quand les crises durent ...*, Ed. Economica, Paris 1984. Die Grenzen des »Regulationsansatzes« liegen gerade in seinem umfassenden Erklärungsanspruch: Der sinkende Produktivitätszuwachs (Kapitalrentabilität) wird zu einem wesentlichen Teil auf seit 1968/69 geänderte *Arbeitshaltungen und Lebensweisen* und auf den relativ sinkenden *Gebrauchswert der Massenkonsumgüter* zurückgeführt; gerade das wird aber nicht genauer erklärt, sondern schlicht als gegeben behauptet. Die meisten Forscher des »Regulationsansatzes« betonen weiterhin die Fähigkeiten der westlichen *Wohlfahrtsstaaten*, durch Umverteilung von Einkommen sowie durch selektive Förderung moderner Wirtschafts- und Beschäftigungsbereiche der Krise quasi davonzulaufen, aber sie klären nicht genauer die politischen Potenzen zur Steuerung der enormen den Staatsapparat durchlaufenden Ressourcen: Welche Chancen haben die Konzepte einer alternativen nach-sozialdemokratischen Gesellschaftspolitik? Wie erklärt sich demgegenüber der relative Erfolg und die erschreckende politische Stabilität einer marktorientierten »nach-fordistischen« Politik in den USA und zum Teil auch in Großbritannien? Wie haltbar ist auf Dauer eine »duale Gesellschaft«, gespalten in einen Kern relativ gesicherter Beschäftigten- und Rentner-Gruppen und einen wachsenden Bereich Marginalisierter, die eher untereinander konkurrieren als zu gemeinsamer Aktion zu finden?

Rainer Neef (Göttingen)

Tjaden-Steinhauer, Margarete: Die verwaltete Armut. Pauperismus in der Bundesrepublik. Vorgeschichte und Erscheinungsformen. VSA, Hamburg 1985 (172 S., br., 26,80 DM)

Pliven, Frances Fox, und Richard A. Cloward: Aufstand der Armen. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1986 (468 S., br., 24,- DM)

Daß die bundesdeutschen Armen nicht einfach Angehörige »sozialschwacher«, »unterprivilegierter«, »stigmatisierter« Randgruppen sind, wie es geläufige Armutskonzepte nahelegen, sondern sich wie jeher aus den nichtbesitzenden Klassen rekrutieren, sucht Tjaden-Steinhauer mit Hilfe der Marxschen Theorie der kapitalistischen Akkumulation und der ausführlichen Erörterung der historischen Erscheinungsformen des »Pauperismus« (seit den frühzeitlichen Städten des 15. Jh.) zu erklären. Entgegen der Auffassung, daß Armut und Verelendung nur eine vorübergehende, agrarischen Gesellschaften und dem Frühkapitalismus eigentümliche Erscheinung sei, führt sie den Beleg für die These, daß die kapitalistische Industrialisierung die Armut nicht beseitige, sondern periodisch eine relative Überflußbevölkerung, eine industrielle Reservearmee und damit Lohnabhängigenarmut und öffentliche Unterstützungsbedürftigkeit hervorbringe. Bereits die Nichtverfügung der Lohnarbeiter über die Produktionsmittel berge Armut — »Lohnarbeit als solche bedeutet Armut« (70) —, dem Nichtbesitz von ausreichendem oder überhaupt von Lohn- bzw. Lohnersatz-Einkommen folge »Pauperismus als extremste Erscheinungsform der Lohnarbeitsarmut« (28). Parallel zu der sich wiederholenden Hervor-

bringung der Armutsbevölkerung in den Wachstumszyklen des Kapitals (somit eingeschlossen Phasen relativen Wohlstands, an dem Teile der Armutsbevölkerung partizipieren) entwickelt sich die »Verwaltung der Armut«, ausgehend von der mittelalterlichen Armenfürsorge bis zur heutigen Sozialversicherung. Gezeigt wird, wie Fürsorge und Disziplinierung Hand in Hand gehen, die Funktion als »Armutssicherung« erhalten bleibt, da die Formen öffentlicher Unterstützung Hilfen nur auf dem Niveau des Existenzminimums gewährleisten und dem Prinzip der Individualisierung und Privatisierung des Elends folgen.

Am überzeugendsten ist für mich die Arbeit, wenn die gesellschaftliche Entwicklung am Handeln gegensätzlicher Kräfte demonstriert wird: z. B. im Exkurs über die Einrichtung der staatlichen Zwangsversicherung, in dem nachgezeichnet wird, wie die einzelnen Bestandteile des öffentlichen Versicherungswesens (1833 Krankenversicherung, 1885 Unfallversicherung, 1891 Invaliditäts- und Altersversicherung) aus dem Ringen um die Machtentfaltung im Bereich der Sozialpolitik hervorgehen und die Arbeiterklasse trotz ihrer damaligen Niederlage (gewaltsame Auflösung der gewerkschaftlichen Selbsthilfekassen) Einfluß auf die konkrete Ausgestaltung sozialstaatlicher Institutionen ausübt.

Der Aufweis der Widersprüchlichkeit und damit des Motors der gesellschaftlichen Entwicklung droht in jenen Abschnitten verloren zu gehen, in denen — um die Kontinuität der Armutsentstehung und -sicherung herauszustreichen — »die bürgerliche Gesellschaft« als Abstraktum zum übermächtigen, nur marginal beeinflussbaren Akteur wird. Dann verbleibt als Perspektive »fortschrittlicher Sozialarbeit« allein, die bürgerliche Gesellschaft mit ihren Ansprüchen zu konfrontieren: denn das heutige »sozialstaatliche Leistungsverprechen« stehe »in direktem Gegensatz zur überkommenen« — die Autorin suchte eigentlich, die Kontinuität der Einheit von »Stütze« und Repression zu beweisen —, »repressiven, verelendenden und entmündigenden Form der Sozialhilfepraxis« (159). Insofern darf das abschließende, nur drei Seiten starke Kapitel »Sozialarbeit als proletarisch-politische Aktivierung« mit dem Ziel der »Wahrnehmung, Artikulation und Durchsetzung von Klasseninteressen« (161) als Ausblick auf weitere, diesen Gegenwarts- und auch Zukunftsgegenstand behandelnde Arbeiten verstanden werden. Dies wünscht man sich allein schon deshalb, weil die Autorin mit der vorliegenden stoff- und materialreichen Arbeit und mit theoretischer Stringenz das Armuts-Thema aus dem Bereich von Randgruppen-Ansätzen herausgeführt hat, die das Thema in je aktuellen, auf der Erscheinungsebene angesiedelten Phänomenen behandeln.

Daß für die Betroffenen zählbare Ergebnisse bei der Bekämpfung absoluter Armut nicht primär auf das weitsichtig-planerische Verhalten des bürgerlichen Staats zurückzuführen sind, belegt für die USA das spannende und provozierende Buch über den »Aufstand der Armen« von Pliven und Cloward. Am Beispiel der Protestbewegungen der Arbeitslosen und Industriearbeiter in der Großen Depression der dreißiger Jahre, der schwarzen Bürgerrechtsbewegung und den Widerstandsaktionen verarmter Wohlfahrtsempfänger in den sechziger Jahren suchen die Autoren zu belegen, daß unmittelbare wie langfristige Erfolge sozialer Bewegungen allein dem für die herrschenden Eliten nicht berechenbaren Protest, der sich nicht an institutionalisierte Entscheidungsformen und -wege im bürgerlichen Staat hält, zu verdanken sind. Allerdings sehen die Autoren, daß es »außergewöhnlicher Störungen in weiten Bereichen der Gesellschaft« (39) bedarf, um die Apathie der Armen in Empörung zu verwandeln. Diese Störungen machen sie recht unbestimmt (hier wünscht man sich die Tjaden-Steinhauersche exakte politökonomische Analyse) in »sozialen Strukturverschiebungen« (32) in den dreißiger und sechziger Jahren aus. Die Art der jewei-

ligen institutionellen Bedingungen (konkretisiert als die Lebensformen der einzelnen sozialen Gruppen und die Beschaffenheit des politischen Systems) übe Einfluß darauf aus, inwieweit Massenbewegungen überhaupt möglich sind, welche Gestalt die Reaktion der »Eliten« einnehmen könne und welcher Handlungsspielraum beiden Seiten zur Verfügung stehe.

Pliven und Cloward geht es darum, die »Fallen« des institutionalisierten politischen Systems zu belegen. So dienen Konzessionen durch den bürgerlichen Staat der »Reintegration der Bewegung in den normalen politischen Prozeß« (56). Zugeständnisse werden häufig wieder zurückgenommen, wenn der Protest verebbt. Sie mißtrauen auf das heftigste den Versuchen von »organizers«, durch den Aufbau formaler Organisationen dem Anliegen des Protests Kontinuität und Vertretung im herrschenden politischen System zu verschaffen. Auch wenn die Beispiele korrupter Gewerkschaftsführer des amerikanischen AFL-CIO sowie der Integration ehemaliger radikaler Protestanführer in kontrollierte, befriedete Rollen auf von der Basis abgehobenen Entscheidungsebenen auch für die BRD der achtziger Jahre ihre aktuellen Entsprechungen finden, stellt eine der wesentlichen Schlußfolgerungen der Autoren eine unzulässige Verallgemeinerung dar: So habe die »historische Untersuchung politischer Bewegungen« offenbart, daß die »organizers ... in der Regel« (!) in einer Weise agierten, »die der von den Unterprivilegierten bisweilen entwickelten Sprengkraft die Spitze abbrach oder sie neutralisierte« (21). Leibfried und Narr relativieren in ihrem Vorwort Quintessenzen des Buchs von Pliven und Cloward, wenn sie für die Bundesrepublik darauf hinweisen, daß unter den Bedingungen eines zentralisierten staatlichen Apparats und nicht-zersplitterter Gewerkschaften die Erfolge der deutschen Arbeiterbewegung auf Grund ihrer Organisation und nicht gegen sie errungen wurden (XI).

Hierarchiebildung, Stellvertreterpolitik der Funktionäre, Organisation als Ziel und nicht mehr als Instrument — dies sind zutreffende Benennungen für Verkrustungserscheinungen gerade in Großorganisationen, die einmal aus sozialen Bewegungen entstanden sind. Doch kann das wiederholte Zitieren — wie im »Aufstand der Armen« — des ehernen »Gesetzes der Oligarchie« von Robert Michels auch wie ein Denkverbot wirken. Die tatsächlich interessante Frage ist vielmehr die nach der Art der Organisierung, die sowohl die regelmäßige, disziplinierte und langfristige Mitarbeit ihrer Mitglieder als auch die Autonomie und Spontaneität der Basisaktivitäten »Unterprivilegierte« (zur Vagheit dieses Begriffs siehe Tjaden-Steinhauer) gewährleistet. Welche »alternativen Organisationsformen« (16) Pliven und Cloward »erwägen«, haben sie nicht verraten.

Fred Karl (Kassel)

Leibfried, Stephan, und Florian Tennstedt (Hrsg.): Politik der Armut und die Spaltung des Sozialstaats. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1985

(475 S., br., 24,- DM)

Roth, Jürgen: Zeitbombe Armut. Soziale Wirklichkeit in der Bundesrepublik. Verlag Rasch und Röhring, Hamburg 1985 (240 S., br., 16,80 DM)

Schäuble, Gerhard: Theorien, Definitionen und Beurteilung der Armut. Verlag Duncker und Humblot, West-Berlin 1984 (485 S., br., 136,- DM)

Für je unterschiedliche Zielgruppen und auf unterschiedlichem Abstraktionsniveau beschäftigen sich die drei Publikationen mit Armut im Kapitalismus. Eine rein theoretische Untersuchung legt *Gerhard Schäuble* vor, er verzichtet durchgängig auf politische Konkretisierung, auf Bezug zu sozialpolitischer Praxis. Der von *Stephan Leibfried* und *Florian Tennstedt* herausgegebene Band zur »Politik der Armut« dagegen ist ein ausdrücklich politisches Buch, gleichwohl verfehlt die Arbeit

keinerlei wissenschaftlichen Standard. Das Buch von *Jürgen Roth* ist für eine breitere Öffentlichkeit kritischer Gewerkschafter und Studenten konzipiert.

Schäubles Arbeit steht im Zusammenhang eines Projektes an der Universität Bremen, in dessen Kontext ein »kritische(r) Überblick über den geschichtlichen Verlauf und die vorherrschenden Definitionen, Theorien und Erklärungen von Armut« (13) gegeben werden soll, um darauf aufbauend Kriterien empirischer Armutsanalyse formulieren zu können (vgl. 438ff.). Es ist zweifellos sinnvoll, wie Schäuble die Theorie der Armut im Zusammenhang einer allgemeinen Theorie der Gesellschaft zu formulieren. Daß Schäuble allerdings über seine unscharfen »allgemein-theoretischen« Erwägungen sein Thema oft völlig aus den Augen verliert, führt — zurückhaltend gesagt — zu einer gewissen Unübersichtlichkeit. Die Ergebnisse seiner theoretischen Bemühungen sind zudem häufig fest im Trivialen verankert. So heißt es zum Stichwort »Familie«: »Zur generativen Reproduktion der Gesellschaft muß ein bestimmter Fluß von neugeborenen Menschen in Gang gehalten werden.« (409) In einer Passage über Wahrnehmung und Realitätsverarbeitung eröffnet Schäuble dem Leser: »Die lebensgeschichtliche Ausgangslage der gesellschaftlichen Interessen des einzelnen wird mit dem Abschluß des Geburtsvorganges hergestellt.« (356) Solche Beispiele ließen sich häufen.

An die Bestimmung des Begriffs »absoluter Armut« schließen sich im ersten Kapitel Untersuchungen zu den Ursachen »absoluter« Verarmung an: es sind dies äußere Natur, die »individuelle Natur des Menschen« sowie gesellschaftliche Gründe. Mit den letzteren setzt Schäuble sich ausführlicher auseinander, beschränkt sich dabei aber auf »Urgesellschaften«, um »die Regulierung gesellschaftlicher Beziehungen auf einer niedrigen Komplexitätsstufe erforschen zu können« (19). Im zweiten Kapitel zum »sozialen Existenzminimum« skizziert Schäuble »die Erscheinungsformen der großen europäischen Armutsgruppen von den Griechen (!) bis zu den gegenwärtigen Sozialhilfeempfängern« (20). Ausgehend von der »marxistischen Theorie der Gesellschaftsformationen« (105) kommt er auf antike Sklaven, mittelalterliche Pauper und das frühindustrielle Proletariat als jeweils formationstypische Armutsbevölkerungen zu sprechen; dies Abschnitte des Textes, die recht informativ sind. Richtig ist die Beobachtung, daß auf die Massenarmut des 19. Jahrhunderts mit der zunehmenden »Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Arbeit« innerhalb der lohnabhängigen Klasse eine »unterschiedliche Verteilung der Existenzunsicherheit« zwischen verschiedenen Gruppen in den »segmentierte(n) Arbeitsmärkte(n)« folgte (165). Wenn allerdings im Anschluß daran in einem »überblicksartige(n) Vorgriff bis zur Entstehung des Nationalsozialismus bzw. (!) der Bundesrepublik« behauptet wird, die »Klasse der Lohnabhängigen« insgesamt unterliege nun »keiner unmittelbar materiellen existenzbedrohenden Armut« mehr, so ist dies für die Wirtschaftskrise nach 1929 wie auch für die Beschäftigungskrise seit 1975 zu vollmundig: erweist sich doch die Grenze zwischen Sozialversicherungs- und Armutspolitik in der Krise als verschiebbar, als brüchige politische Konstruktion.

Das dritte Kapitel zur »relativen Armut« referiert von der Theorie »relativer Deprivation« über Gerhard Weissors »Lebenslagen«-Konzept bis zum marxistischen Armutsbegriff solche Theorien, die Armut nicht in bezug auf ein Fixum, sondern relational bestimmen. Breiten Raum nimmt die Darstellung und Kritik von Theorien ein, die Armut als »Subkultur« thematisieren. Das sehr kurze vierte Kapitel setzt sich mit den Tücken empirischer Untersuchungen zum Armutspröblem auseinander. Nicht nur in den verschiedenen Armutsbegriffen, sondern mehr noch an deren Operationalisierung werden die vortheoretischen Prämissen kritisiert, die das armutstheoretische Bild präformieren. Im fünften und letzten Kapitel kommt Schäuble endlich zur

Sache, entwickelt eigene armutstheoretische Überlegungen. Nachdem man sich durch weitschweifige Ausführungen zu einer ganzen Reihe von allgemeinen Themen durchgekaut hat, findet sich die Kernaussage, daß in neuzeitlichen Gesellschaften derjenige arm ist, dem es nicht gelingt, »Mitgliedschaften« in relevanten Gruppen und Vereinigungen zu erreichen. Ein Mangel an »Mitgliedschaften« bedeute einen mangelnden Einfluß auf die »gesellschaftliche Produktion der Wirklichkeit«, dies sei das Spezifikum von Armut. Bei der Beschäftigung mit dem Begriff der »Mitgliedschaft« bleibt Schäuble so neutral, daß sich in ihm jede mögliche armutspolitische Stellungnahme verflüchtigt hat.

Anders als das Buch von Schäuble ist die Arbeit von *Jürgen Roth* im Stil einer Sozialreportage gehalten. Angesichts eines unterentwickelten öffentlichen Bewußtseins ist das Vorhaben, in der Armutsfrage »zu sensibilisieren, auf bestehende Sachverhalte hinzuweisen und Argumentationsmaterial zu liefern« (268), verdienstvoll. Leider wird Roth der selbst formulierten Einsicht, daß Armut »die Systemkrise einer hochindustrialisierten Gesellschaft« und nicht Folge moralischen Fehlverhaltens einzelner ist (in der Armutsproblematik ist Moral »schon lange ein allenfalls perverses Schlagwort«, ebd.), nicht gerecht, schreibt er fast durchgängig mit erhobenem Zeigefinger und verwechselt jene Geste mit Argumentation. Die — so der Untertitel des Buches — »Soziale Wirklichkeit in der Bundesrepublik« wird unter seiner Feder zu einem schwarz-weißen Sittenbild von dümmlich-unverschämten Reichen und vom Armen als den tragischen Helden und Opfern der Umstände. So konfrontiert Roth einer Schilderung von Lebensverhältnissen armer Rentner in Regensburg, was die Gäste des Regensburger Fabrikanten und Großimmobilienbesitzers Fürst von Thurn und Taxis bei dessen Hochzeitsfeier »vertilgten«. Besonders verwerflich ist für ihn, daß zur Dekoration der Fischplatten »frische rote Rosen« verwendet wurden, die »in Eisblöcke eingefroren« waren (41). Solcherart Dekorationsbedürfnis des Herrn Thurn mag Ausdruck einer unzeitgemäß-barocken Verschwendungslust sein, ein Zusammenhang zur Armutsproblematik kann aber doch nur dann konstruiert werden, wenn die Armutsexistenz in ihrer ganzen Tristesse und nicht gesellschaftlicher Reichtum zum Kriterium gesellschaftspolitischer Zielvorstellungen wird, wenn die Parole nicht mehr heißt: »Weg mit den Hütten«, sondern »Krieg den Palästen«. Die Kritik des Skandals der Armut in einer reichen Gesellschaft schlägt hier um in Kritik des Reichtums selbst, in eine Kritik im Büßerhemd. Daß Armut im Kapitalismus ein systemisches Problem ist, ein Problem der Verteilungsmechanismen und nicht so sehr der aktuellen Verteilung von Gütern — diese Einsicht opfert Roth dem populistischen Effekt. Seine Darstellungsmittel sind vielfältig: Er beherrscht die Übertreibung (»Knapp vier Millionen Menschen müssen [im Ruhrgebiet; Anm.d.Verf.] unter nahezu menschenunwürdigen Bedingungen leben«, 55), arbeitet virtuos mit der Methode des komparativen Internationalismus (»Es bestehen natürlich qualitative Unterschiede zwischen den Hungernden in einer Slumgegend in Santiago und in Frankfurt«, 79) und findet nicht zuletzt beredten Ausdruck für seine Sorge um den Krankenschwesternalkoholismus (»Zwischen 50 und 60 Prozent aller Patienten in Landeskrankenhäusern sind inzwischen Alkoholiker, und die es nicht sind, das Pflegepersonal beispielsweise, können es bei den katastrophalen Arbeitsbedingungen und fehlenden Therapiemöglichkeiten leicht werden«, 112).

Immerhin muß Roth bescheinigt werden, daß er von einem Armutsbegriff ausgeht, der die ganze Breite des heutigen Armutsproblems darstellbar machen könnte. Für Roth gehören zum Problemkreis von Armut und Armutsgefährdung neben klassischen Armutsfelder wie Obdach- und Arbeitslosigkeit die Rentnerarmut oder die soziale Situation von Arbeitsemigranten. Zusammenhänge zwischen Armutspolitik

und der Situation am Arbeitsmarkt werden immer wieder unterstrichen. Dies macht es um so bedauerlicher, daß Roths Arbeit den selbstgesetzten Aufklärungsanspruch nicht einlösen kann.

Der Band zur »Politik der Armut« markiert die in der Krise politisch verschärfte Diskrepanz zwischen auf Integration in den Kapitalismus gerichteter »Arbeiterpolitik« und ausgrenzender »Armutspolitik« als die Kernfrage aktueller sozialpolitischer Auseinandersetzung: »Wir erleben zur Zeit den Prozeß einer offenen Spaltung des Sozialstaats und einer Spaltung der Gesellschaft.« (13) Weil Armut interessenpolitisch im neokorporatistischen Sozialstaat einen schlechten Stand hat und auf advokatorische Politik im Armutsbereich derzeit nicht zu verzichten ist, hat die »Arbeitsgruppe Armut und Unterversorgung«, die sich seit einigen Jahren als linkes Gegengewicht zum sozialpolitischen mainstream einen Namen gemacht hat, mit den fünfzehn Beiträgen des Bandes ein »grundlegendes Memorandum« zur Armutspolitik vorgelegt.

Die Einleitung von *Stephan Leibfried* und *Florian Tennstedt* plädiert für linke Alternativen in der Sozialpolitik, zumal die Komplexität der heutigen sozialpolitischen Lage mit ihrem Aufeinandertreffen von Beschäftigungskrise, Veränderungen der demographischen Struktur der Bevölkerung und Krise der Familie als der traditionell ersten Instanz sozialpolitischer Selbsthilfe die Armut- und Sozialpolitik der etablierten Parteien und Verbände als »vergleichsweise konzeptionslos, wenn nicht hilflos« (20) erscheinen läßt.

Thema des ersten Teils »Armenpolitik und Arbeiterpolitik« ist die historische Genese der unterschiedlichen Standards von Sozialpolitik in Deutschland und sind Überlegungen zur Überwindung der Diskrepanz von Armut- und Arbeiterpolitik. *Georg Vobruba* plädiert für eine »Entkoppelung von Arbeit und Essen«, die er durch die Einführung einer »negativen Einkommensteuer« realisieren möchte. Diese Steuer, die den Arbeitsmarkt als gesellschaftlichen Ort der Allokation von Arbeit und Lebenschancen nicht außer Kraft setzen, sondern durch eine Politik des kalkulierten »Weglockens« von Arbeitskraft (vgl. 58) ergänzen soll, liege in der Logik der Entwicklung sozialer Politik seit dem Mittelalter, biete sich zur Bewältigung der ökonomischen und ökologischen Krise der Arbeitsgesellschaft an. Die machtpolitischen Implikationen seines Vorschlages thematisiert Vobruba leider nicht, seine Überlegungen bleiben — wie viele andere in der Debatte um das »garantierte Grundeinkommen« — in ihren Konsequenzen ambivalent: unter gegebenen Herrschaftsverhältnissen birgt auch die von ihm favorisierte Form von »Grundsicherung« die Gefahr einer Instrumentalisierung im Sinne einer Verschärfung des Armutproblems in sich. Ohne Not wird hier das Bedürfnisprinzip des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) — so lückenhaft auch seine Realisierung sein mag — in Frage gestellt. Der Aufsatz von *Leibfried* und *Tennstedt* veranschaulicht, wie sich in der Geschichte der deutschen Sozialpolitik die Differenzierung der unterschiedlichen Standards von Arbeits- und Armutspolitik herausbildete. Das heutige soziale Sicherungssystem insgesamt erscheint ihnen als obsolet. In der Krise der Arbeitsgesellschaft könne »Arbeitsbereitschaft« nicht mehr das Kriterium einer Zuordnung zum »Unter-« oder »Oberstock« sozialer Sicherung sein. Auch hier also ein Plädoyer für eine soziale Grundsicherung. Allerdings deuten Leibfried und Tennstedt an, daß, trotz der reformpolitischen Logik einer solchen Forderung, politisch eher die herrschaftliche Zementierung der Ausgrenzung der Armut droht. *Wilhelm Adamy* und *Gerhard Naegele* präsentieren eine Bestandsaufnahme der Armutspolitik in der Bundesrepublik, die im Nachzeichnen der arbeitsstatistischen wie arbeitspolitischen Entwicklungen so präzise ist wie in den politischen Schlußfolgerungen zurückhaltend. Angesichts der Aufschlüsselung der Strukturen kommunaler Sozialhilfeeinrichtungen z.B. werden so

manche rechts liebgewonnenen Vorurteile zur Sozialhilfe als einem »letzten sozialpolitischen Netz« als das entlarvt, was sie sind: interessenpolitische Ideologie.

Der zweite Teil versammelt Untersuchungen zur Praxis der »Politik der Armut« in der Bundesrepublik. *Stephan Leibfried*, *Eckard Hansen* und *Michael Heisig* machen transparent, in welchem Spannungsfeld ökonomischer und politischer Interessen die Höhe der Sozialhilfe festgelegt wird. Ist schon die heutige Praxis der Sozialadministration eine der schleichenden Aushöhlung des Bedarfsprinzips (z.B. durch die verschleppte Neuanpassung des »Warenkorbes«), so finden sich in den Schubladen der Planer weitergehende Pläne, nach denen die Armutspolitik »flexibilisiert« und damit die Bedarfsorientierung völlig aufgekündigt werden soll. Angesichts solcher Perspektiven fordern die Autoren, »Bedarf« offensiv im Sinne gesellschaftlicher Teilhabe zu definieren. *Peter Galperin* setzt ähnliche Akzente und kommt zu einer differenzierten Verteidigung des »Warenkorbes« als eines politisch relativ robusten Instruments der Einkommenssicherung für die Armutsbevölkerung. Allerdings müsse sichergestellt sein, daß der Warenkorb nicht nur an die ökonomische, sondern auch an die kulturelle Entwicklung der Gesellschaft angekoppelt bleibt; hier, in dem Mangel an »innere(r) Dynamik« (167) in Richtung solcher Anpassungen, liege die politische Schwäche der Warenkorbmethode. *Helmut Hartmann* setzt sich mit der »Nichtinanspruchnahme von Sozialhilfe« auseinander und kommt zu dem Ergebnis, daß im Bereich der »Hilfe zum Lebensunterhalt« mit einer Dunkelziffer von ca. 50 Prozent zu rechnen ist. *Ernst-Ulrich Huster* sieht in der »Kommunalisierung von Armut« einen strategischen Ansatzpunkt zur ideologischen Flankierung neokonservativer, angebotsorientierter Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Die Beschäftigungskrise als Ursache von Verarmung, der Komplex »Armut und Arbeitsmarkt« ist Thema des dritten Teils. *Richard Hauser*, *Ingo Fischer* und *Thomas Klein* zeichnen typische Verarmungsmuster bei Arbeitslosigkeit nach. Das zweischneidige sozialpolitische Instrument der »Hilfe zur Arbeit« im BSHG ist Thema einer Untersuchung von *Hans-Christoph Hoppensack* und *Gerhard Wenzel*. Unter dem Regime konservativer Sozialadministratoren werde »Hilfe zur Arbeit« zu einem Instrument des Arbeitszwangs, der an die Praxis der Arbeitshäuser des frühen Kapitalismus erinnere. Zudem werde die »Hilfe zur Arbeit« dazu benutzt, bestimmten Armutsgruppen wie etwa Asylwärtern selbst die magere finanzielle Absicherung des BSHG vorzuenthalten. *Werner Hanesch* thematisiert die arbeitspolitischen Implikationen der in den letzten Jahren entwickelten beschäftigungspolitischen Instrumente. Eine paradoxe Wirkung der Konkurrenz zwischen dem ersten Arbeitsmarkt und dem zweiten der Arbeitsbeschaffungs-Maßnahmen und behördlich sanktionierten Zeitverträgen sieht er darin, daß Sozialarbeiter und andere Praktiker der Sozial- und Armutspolitik in den letzten Jahren eine erhebliche Verschlechterung ihrer tariflichen und sozialen Standards in Kauf nehmen mußten. Generell gelte für eine Arbeitsmarktpolitik mit dem Mittel der »Arbeitsbeschaffung« die Alternative, »in seit jeher marginalisierte Tätigkeitsbereiche auszuweichen oder bislang 'normale' Aufgabenfelder in solche mit zunehmend marginalisierten Arbeitsbedingungen zu verwandeln« (286). Entsprechend eindeutig ist Haneschs Plädoyer für eine konsequente Politik der Arbeitszeitverkürzung; nur so bestehe »die Chance, weitere Marginalisierungs- und Dualisierungsprozesse im Beschäftigungssystem zu verhindern« (294). *Manfred Zuleeg* lenkt die Aufmerksamkeit auf die armutpolitische Sonderbehandlung, denen ausländische Arbeiter und Asylsuchende in der BRD unterliegen; in welchem Maße Armutspolitik strategischer Ansatzpunkt zur Regulierung des Arbeitsmarktes ist, wird hier offensichtlicher als anderswo.

Der vierte Abschnitt focussiert Armut im Spannungsfeld von Familie, Administra-

tion und Selbsthilfe. *Barbara Riedmüller* setzt sich mit den systemischen Widersprüchen von Sozial- und Familienpolitik auseinander und untersucht spezifisch weibliche Armut. Sie stellt heraus, wie weit die Wirklichkeit der Familie in der Bundesrepublik vom offiziellen Leitbild, das immer noch Maßstab familienpolitischen Handelns ist, abweicht. *Michael Regus* und *Peter Trenk-Hinterberger* problematisieren Armut im Alter. Der Artikel demonstriert, wie mit Mitteln der Ideologiekritik Klarheit in das Dickicht interessenpolitischer Positionen der in den letzten Jahren so intensiven wie ergebnislosen Diskussion um die »Pflegeversicherung« gebracht werden kann. Diese Debatte um die sozialrechtliche Absicherung des Pflegerisikos ist ein hervorragendes Exempel für den Charakter eines sozialpolitischen Diskurses, in dem es nicht mehr um die sozialen Probleme selbst, sondern nur noch um Modalitäten der Kostenüberwälzung geht. *Ernst von Kardorff* und *Elmar Koenen* setzen sich mit der Frage auseinander, inwieweit Selbstorganisation und Selbsthilfe im Armutsbereich politisch aussichtsreiche Ansätze sind. Ihre Antwort ist skeptisch: nicht institutionell integrierbare »Selbsthilfe«, sondern »Selbstorganisation« muß Perspektive linker Politik im Armutsbereich sein. Der Band wird von einem Aufsatz *Bernd Schultes* abgeschlossen, in dem international vergleichend Standards von Armut, Sozialpolitik und sozialwissenschaftlicher Bearbeitung der Armutsproblematik diskutiert werden.

Dieter Haselbach (Bonn)

Erziehungswissenschaft

Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.): Allgemeine Bildung. Analysen zu ihrer Wirklichkeit. Versuche über ihre Zukunft. Juventa-Verlag, Weinheim 1986 (288 S., br., 22,- DM)

Mollenhauer, Klaus: Umwege. Über Bildung, Kunst und Interaktion. Juventa-Verlag Weinheim 1986 (182 S., br., 29,80 DM)

De Haan, Gerhard: Natur und Bildung. Perspektiven einer Pädagogik der Zukunft. Beltz Verlag, Weinheim 1985 (237 S., br., 42,- DM)

Das Thema Bildung hat derzeit Konjunktur, und dies nicht aus Zufälligkeiten des wissenschaftlichen Büchermarktes. Es haben vordergründig das Angebot neuer Lernmittel (Computer) und die bildungspolitische Auseinandersetzung über Leistung und Einrichtung der Oberstufe der allgemeinbildenden Schule das erziehungswissenschaftliche Nachdenken über Bildung herausgefordert. Dabei scheint über Ziel oder Ergebnis des Bildungsprozesses ein kollektiver Konsens vorzuherrschen, der sich an Mündigkeit festmacht. Freilich ist es zweierlei: sie pädagogisch einzuklagen und sie politisch durchzusetzen. Begriffs- und Argumentationshilfen sowie historische Orientierung sind hier so wünschenswert wie willkommen.

Sie werden von *Tenorths* Sammelband geliefert, insbesondere durch das Vorwort des Herausgebers selbst. Es bringt eine knappe, höchst instruktive realgeschichtliche Abhandlung des Bildungsbegriffs. Sie erhellt u.a. die »schöne deutsche Tradition, ... die sozialen Folgen neuer Technologien als »Bildungskrise« auszugeben (8; vgl. 22). — Der Band enthält vier klassische Texte (W.v. Humboldt, M. Weber, G. Simmel, L. Nelson) und zwölf thematisch und sprachlich sehr unterschiedliche Einzelbeiträge. Zusammengenommen demonstrieren sie zweierlei: den Verschleiß des Bildungsbegriffes in seiner relativ unterschiedslosen Anwendung; aber auch dessen unersetzbare soziale und ideelle Funktion.

»Umwege« beim Erschließen und für das Verstehen von Bildung (im europäischen Abendland) geht *Klaus Mollenhauer*. »Umwege« insofern, als er sich dazu auf

ästhetische Materialien (Bilder, Literatur insbes. der Renaissance) einläßt — auch um zu probieren, ob diese als bildungstheoretische Quellen (66) und mit ihnen kulturtheoretische Analysen in den Kanon pädagogischer Forschung aufzunehmen seien (10; 41). Freilich liegen solche Analysen hier nicht vor. Vielmehr handelt es sich bei den einschlägigen (das Buch enthält auch einen überhängenden Vortrag aus dem Jahre 1977) und mit einer Ausnahme bereits veröffentlichten Texten um essayistische Interpretationen. Historisch-systematische Mängel werden konzipiert (11; 65). Das Erkenntnisinteresse richtet sich auf das Bildende an unseren Lebensformen (11; 39) und entspringt der Annahme, daß der Bildungsprozeß des Kindes nur da gelinge, wo das Verhältnis des Erwachsenen zu seiner Lebensform in Ordnung sei (9). Methodisch vorausgesetzt wird, daß »Bildung ... eine Auslegung je herrschender kultureller Standards ist, und zwar mit diesen Standards *strukturell*« (65; vgl. 39). Folgende Standards, zugleich »Orientierungsnetz« der »neuzeitlichen Bildungsaufgabe«, arbeitet Mollenhauer heraus: Perspektive, Identitätsthematik und gebrochene Symbolik (65), (Arbeits-)Zeitbewußtsein (69ff.) und Subjektivität (89f.), wie überhaupt die Konstituierung des Subjekts (bes. 112ff.) in der (pädagogischen) Antizipation von Zukunft (176ff.). Wie er zu seinen Interpretationsergebnissen kommt und sich bei der Einfädelung in die idealistische Tradition kultureller Bildung selbst als so gebildet erweist, will nachgelesen sein. Die Lektüre provoziert nicht, wie vermeint, den notorischen Vorwurf der Praxisferne (11), sondern eher den der Gegenwartsflucht. Dafür schärft sie ohne Zweifel die Sensibilität für den Bildungsprozeß.

Ins »Problemprofil« der »abendländischen Erziehungsgeschichte« gehört auch nach Mollenhauer das Verhältnis des Menschen zur Natur (171). Für dessen neueste Fassung stehen heute die Ökopädagogik sowie ökologisch resp. systemtheoretisch angelegte Reflexionen. Zu ihren Vordenkern zählt auch *de Haan*. Seine Arbeit bringt eine kritische Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Positionen zum Naturverhältnis (insb. Schleiermacher und Litt) vom Standpunkt einer an Bloch orientierten Utopie. Natur und Zukunft seien zusammenzudenken, und zwar im Interesse der nachwachsenden Generation unter dem Vorbehalt der Offenheit (203; 209). Für die gültige Formulierung dieses pädagogischen Vorbehaltes steht bei *de Haan* (wie bei Mollenhauer) Schleiermacher. Allerdings wird der bei diesem mitgedachte Bezug auf Politik von *de Haan* nicht ausformuliert. So wird hier ein *gesellschaftliches* Problem (vorerst?) als Lernproblem zurechtgemacht, in eben jener von Tenorth rekonstruierten »deutschen Tradition«.

Gisela Miller-Kipp (Hamburg)

Ahlheim, Klaus: Neue Technik und Kulturarbeit. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 1986 (164 S., br., 16,- DM)

»Qualifizierungsoffensive« ist das Schlagwort, mit dem gegenwärtig Bundesregierung und Wirtschaftsverbände die arbeitende (und die arbeitslose) Bevölkerung dazu aufrufen, sich die neuen Techniken anzueignen, um so bessere Karten im scharfen Kampf um die Arbeitsplätze zu erwerben. Auch die außerbetriebliche Weiterbildung erhält in diesem Konzept ihren Stellenwert: so sie sich nicht direkt an der Qualifizierung beteiligt, hat sie die gesellschaftlichen Folgen durch sozialpädagogische und Freizeitangebote zu kompensieren. Ahlheim geht davon aus, daß die Weiterbildung — vor allem an Volkshochschulen — sich dieser Funktionszuweisung nicht bruchlos unterordnen kann und darf, daß es statt dessen die Aufgabe einer demokratischen Erwachsenenbildung sein muß, den gesellschaftlichen Wandel zu thematisieren und politisch-kulturell gestalten zu helfen.

Im kursorischen Durchgang durch neuere Arbeiten zur Veränderung der Arbeitsprozesse, der Qualifikationen und des Alltags durch die neuen Techniken, der den

ersten großen Teil des Buches ausmacht (21-91) und der eine gelungene Zusammenfassung des bisherigen Diskussionsstandes bietet, gelingt es Ahlheim, die Sackgassen der Techniqueuphorie und des kulturpessimistischen Mythos zu vermeiden und dennoch an einer aufgeklärten Kulturkritik festzuhalten. Jenseits einer Verdammung der neuen Techniken führt er vor, wie ihr interessegeleiteter Einsatz in Produktion und Verwaltung alte Ungleichheitsverhältnisse verstärkt und neue Segmentierungen und Polarisierungen hervorbringt. Zugleich deutet sich an, daß der Freizeitbereich durch sozial differenzierten Fernsehkonsum, durch das Eindringen der neuen Medien in den Alltag und durch die damit bestärkte und zugespitzte kulturelle Standardisierung die sozialen Ungleichheiten noch einmal reproduziert und verfestigt. Der technische und kulturelle Wandel zerstört traditionelle Gegenkulturen (u.a. die klassische Arbeiterkultur) und aus ihnen gespeiste Orientierungen; statt dessen werden die entstehenden Konflikte individualisiert und privatisiert (92-109). So richtig diese Beschreibung sein mag, so deutlich beharrt Ahlheim auf ihrer Einseitigkeit: die standardisierten Medienkulturangebote werden von den Arbeitnehmern auch produktiv aufgenommen und kollektiv verarbeitet. Gerade diese Ambivalenz der kulturellen Praxis droht nun durch den massiven Einsatz neuer Techniken auszudünnen und zu verschwinden; zugleich schwindet damit aber die Möglichkeit der Ausbildung von Identität.

An den (in ihren Ursachen meist unbefragten) Auswirkungen dieser gesellschaftlichen Tendenzen setzen nun erwachsenenpädagogische Konzepte und Interventionen an, die den einzelnen medienpädagogisch und/oder freizeitpädagogisch beistehen wollen. In der Kritik der affirmativen wie der kritischen Ansätze (110-125) arbeitet Ahlheim heraus, daß »Freizeitpädagogik« ohne Rückbindung an die Entwicklung der Arbeitsstrukturen in die Irrealität flüchten muß — entweder in die Utopie einer reinen Dienstleistungsgesellschaft oder in die einer künftigen humanisierten Arbeitswelt. Der Ansatzpunkt jeder Pädagogik, die vorfindliche Situation, gerät so aus dem Blick. Demgegenüber entwickelt Ahlheim (126-139) knapp und eher programmatisch die Perspektive einer Kulturarbeit, die die Grenzen zwischen politischer, kreativer, kultureller und alltagsorientierter Bildungsarbeit aufricht. Indem eine solche Kulturarbeit »Lebenszusammenhänge neu konstituiert, die der Entwicklung persönlicher Identität und solidarischen Handelns günstig sind, ist sie Teil, Voraussetzung einer politischen Erwachsenenbildung, die auch die Gestaltung der neuen Informations- und Kommunikationstechniken nach dem Maß und im Sinne der Bediener in allen Bereichen, auch dem der beruflichen, betrieblichen Realität, zum Ziel hat« (134f.).

Ahlheims Buch verbindet die kritische Sichtung der Diskussion über die Auswirkung der neuen Techniken mit der substantiellen Frage nach den Aufgaben der Erwachsenenbildung in dem Prozeß des aktuellen gesellschaftlichen Wandels. In der Verschränkung beider Blickweisen liegt der große Wert der — sicher in vielen Detailpunkten zu korrigierenden bzw. zu ergänzenden — Arbeit, die hoffentlich in der Erwachsenenbildung eine hohe Resonanz finden wird. Kulturarbeit im Ahlheimischen Sinne sollte und könnte ein Schwerpunkt einer neuen, reflektierten »emanzipatorischen Wende« in der Weiterbildung werden. Allerdings, und das versagt sich Ahlheim leider, wäre auch die gegenwärtige Orientierung der berufsbezogenen Weiterbildung, die sich u.a. in zahllosen Computerkursen ausdrückt, in die Diskussion einzubeziehen. Gerade weil sich der Technikeinsatz in den Betrieben und Büros widersprüchlich vollzieht und gegenwärtig noch Gestaltungsmöglichkeiten aufweist, müßte Kulturarbeit ergänzt werden von Integrationsansätzen beruflicher und politisch-gesellschaftlicher Bildung.

Wilfried Kunstmann (Marl)

Röhr, Hermann (Hrsg.): Die Schulen der Reformpädagogik heute. Verlag Schwann-Bagel, Düsseldorf 1986 (420 S., Ln., 98,- DM)

Wir befinden uns in einer Zeit, in der nicht nur landauf landab von der Schulkrise gesprochen, sondern dieser pathologische Zustand auch der professionellen Erziehungswissenschaft selber angetragen wird, die von einer Theorimode in die andere taumelt und sich gegenwärtig schicki micki postmodern gibt. Resignation auf der einen und Zynismus, Ironie und gezwungene Heiterkeit auf der anderen Seite erscheinen jedoch nicht angebracht angesichts der Tatsache, daß der tägliche Gang zur Schule für Kinder und Jugendliche prägende Zeit mit wirklichen und ernsthaften Konsequenzen ist. Kindheit ist Schulkindheit. Die Schule hat Einfluß. Dem aus dem Wege zu gehen, ist törricht. In der Schule können Persönlichkeit und Menschenwürde kontaminiert werden, und schulische Erfahrungen als biographische Ablagerungen können den Lebensweg des einzelnen und die Kompetenzentwicklung zur handlungsfähigen und gesellschaftlich verantwortlichen Persönlichkeit tiefgehend beeinflussen — negativ und positiv.

Eine erhellende, wahrhaft ermutigende Sammlung an konkreten Beispielen dessen, was möglich ist und wie Schule sein kann, bietet der vorliegende Band. Die in ihm ausgeführten Beiträge lassen erahnen, welchen Fehler die Bildungsreform beging — der bekanntlich das Etikett »gescheitert« anhaftet —, geschichtslos auf Größe, Quantität, Effizienz, Output, Planung und Kontrolle zu setzen. Seit einiger Zeit und jetzt, wo man vor Reformruinen steht, kommt die Erinnerung an die Reformpädagogik. Zum Glück muß dieser Erinnerungsprozeß sich nicht allein auf das Studium historischer Quellen stützen. Reichhaltige Anschauung liefern bestehende Schulen mit reformpädagogischem Profil. Das sind einmal die traditionellen reformpädagogischen Schulen, die die Zeiten überdauert haben und die Tragfähigkeit ihrer Konzeption bis heute behaupten konnten. Zum anderen die auf dem Hintergrund der Reformpädagogik begründeten Alternativschulen und Schulversuche. Eine Auswahl dieser Schulen wird vorgestellt. Als Schulen der traditionellen Reformpädagogik werden u.a. die Lietz- und Odenwald-Schule, Montessori-, Jenaplan- und Rudolf Steiner Schulen portraitiert. Von den Schulen der zweiten Reformpädagogik werden u.a. die Bielefelder Labor-, Glocksee-, Freie Schule Bochum und die Praxis der Community Schools beschrieben. Über die Darstellung der Schulmodelle hinaus, führen breiter gehaltene Grundsatzartikel tiefer in die grundlegenden Ideen und Bildungsvorstellungen der reformpädagogischen Bewegung ein. Historischer Rückblick, immanente Systematisierung und kritische Diskussion ist der einleitende Aufsatz des Herausgebers.

Die Schulen der Reformpädagogik verstanden und verstehen sich als Anwalt von Kindern und Jugendlichen und als Einrichtungen, die als Lebenswelt für die Schüler Bedeutsamkeit besitzen. Ihre Bildungs- und Erziehungsabsichten sind mit dem Gedanken einer gerechten, sicheren und humanen Welt verknüpft. Bildung realisiert sich lebensnah, werktätig, in sozialer Gemeinschaft und Freiheit sowie durch Selbsttätigkeit. Menschenbildung ist ganzheitliche Bildung. Verantwortung für sich und für andere zu übernehmen, schließt das Gebot der Verantwortlichkeit für Frieden und Sozialität und gegenüber der Natur mit ein. Für ein solches Bildungsideal vorbildhafte und praktikable Modelle schulischen Lernens, Arbeitens und Lebens entwickelt zu haben, darin liegt der Wert reformpädagogischer Schulen. Sie haben Vorbildcharakter. Für die weiterhin notwendige Reformarbeit an der Schule sollten sie als gewichtige Hilfe betrachtet werden. In diesem Sine kann der mit der Veröffentlichung des Bandes verbundene Anspruch, »das Maß des Wißbaren über die pädagogische verantwortlich und erfindungsreich gestaltete Schule (zu) erweitern und (zu) sichern« vorbehaltlos gutgeheißen werden. Hans-Jürgen Lambrich (Wiesbaden)

Heitkämper, Peter, und Rolf Huschke-Rhein (Hrsg.): Allgemeinbildung im Atomzeitalter. Beltz Verlag, Weinheim 1986 (196 S., br., 19,80 DM)

Der von zwei Erziehungswissenschaftlern der Universitäten Münster und Bonn herausgegebene, auch mit eigenen Beiträgen versehene Band vereinigt neun Aufsätze zur Friedenspädagogik, deren Verfasser anscheinend Mitglieder der Arbeitsgruppe Friedenspädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaften sind. Deren Jahrestagung 1986 hatte unter dem Generalthema »Allgemeinbildung« gestanden. Im Vorwort stellen die Herausgeber klar, daß sie die (Weiter-)Verwendung der Begriffe Bildung oder Allgemeinbildung an eine Bedingung knüpfen, die einen deutlichen Trennungsstrich zieht gegen neokonservative Befürworter einer Renaissance dieser Begriffe: Keine Begünstigung einer »neutralistischen Erziehung«, sondern Einbeziehung der »alltäglichen, hautnahen Erziehungsprobleme unserer Zeit!

Anknüpfend an Wolfgang Klafkis 1985 veröffentlichte »Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik« präzisiert Peter Kern im einleitenden Beitrag diese alltäglichen Erziehungsprobleme: er nennt — als zentrale Herausforderungen — die Atomkriegsgefahr, die wirtschaftlichen Wucherungsprozesse und ihre verheerenden Folgen, Hunger und Elend in der Dritten Welt und das rücksichtslose, »berechnende« Denken der »machtförmigen (Natur-)Wissenschaften«. Diese Auflistung macht deutlich, daß es im Titel nicht unbedingt verengend hätte heißen müssen: »im Atomzeitalter«, denn dies ist nicht das einzige Charakteristikum dieses Zeitalters. Doch als Pendant zu »Friedenspädagogik« ist es griffig. Unter diesem plakativen Rubrum also findet der Leser eine Fülle bedenkenswerter Darlegungen, den Aufweis historischer Bezüge ebenso wie die Eröffnung von Perspektiven für künftiges pädagogisches Handeln. Die Stärke des Buches liegt in der konsequenten Bezugnahme seiner Autoren auf den gesellschaftlichen Kontext, und zwar im Weltmaßstab, nicht in nationaler oder gar regionaler Verengung und in der Fülle der Hinweise auf weiterführende Literatur.

Als Motto könnte auch über dieser Veröffentlichung ein Schleiermacher-Zitat stehen, unter das schon Klaus Mollenhauer 1982 seine »Marginalien zur Lage der Erziehungswissenschaft« gestellt hat: »Die Pädagogik ist eine rein mit der Ethik zusammenhängende, aus ihr abgeleitete angewandte Wissenschaft.«

Bernd Schwiedrzik (West-Berlin)

Thomas, Helga, und Gert Elstermann (Hrsg.): Bildung und Beruf. Soziale und ökonomische Aspekte. Springer Verlag, West-Berlin, Heidelberg 1986 (248 S., br., 66,- DM)

Bücher, wie das hier vorgestellte, sind, wenn sie schlecht »komponiert« werden, ein Ärgernis. Da gehen zwei Herausgeber her — eine Professorin, ein Senatsrat — und lassen auf rund 250 Seiten anlässlich des 65. Geburtstages des »Vaters der Bildungsökonomie«, Friedrich Edding, zwanzig ehemalige Schüler und Mitarbeiter, Mitstreiter und Weggenossen aus Wissenschaft und Politik dem Jubilar »Ehrung und Dank« abstatten. Wer an der solchermaßen betriebenen Ehrung teilhaben will, muß 66 Deutsche Mark auf den Tisch seines Buchhändlers legen — und das, obwohl die Drucklegung mit Mitteln des Senats für Wissenschaft und Forschung des Landes Berlin gefördert wurde. Was bekommt der Kunde dafür geboten? Eine Mischung aus Aufsätzen und Aufsätzchen, zusammengeklammert durch das ebenso hochtrabende wie allgemeine Begriffsgespinn »Bildung und Beruf«, nur mäßig präzisiert durch den Untertitel »Soziale und ökonomische Aspekte«.

Hildegard Hamm-Brüchers vorangestellter Hommage an den Jubilar — zwei Seiten lang und einem Grußwort ähnlicher als einer Würdigung — und Manfred

Wilkes Würdigung der Ideen und Aktivitäten Eddings ist den Herausgebern zufolge nichts hinzuzufügen. Das mag hingehen — nicht hingegen, daß die Beiträge einfach in drei Blöcke, I, II und III, gegliedert werden, ohne Überschrift, ohne einleitende, die Zusammengehörigkeit erläuternde Bemerkungen der Herausgeber. Das dreieinhalbseitige Vorwort ersetzt sie nicht. Gibt es nun wenigstens einen Index? Auch den nicht; es bleibt weitgehend dem Zufall überlassen (oder intimer Vor-Kenntnisse, die Meister-Schüler-Schar betreffend), ob einer das je Interessierende unter I, II oder III sucht und wo er es findet oder auch nicht findet. Kurz: Es fehlt das sichtbare einigende Band. Das Aspekthafte — oder soll man sagen: das Zufällige, das gerade in Arbeit Gewesene? — herrscht vor, und wenn es sich bei einem Teil der Beiträge nicht um Reprints, um Überarbeitetes oder neu Gefaßtes handelte, wenn also der Band nicht auf weiten Strecken ein sogenannter Reader wäre, sondern eine Sammlung von Originalbeiträgen, dann müßte man befürchten, daß allzu vieles Bedenkenswerte unterginge in der formalen Zusammenbindung einer Festschrift.

Die Heraushebung einzelner Beiträge ist ungerecht, deren über subjektive Vorlieben hinausreichende Begründung so gut wie unmöglich. Dennoch sollen — um der Information über Inhalte, nicht nur über Herausgeberleistungen willen — einige der in dem Sammelband enthaltenen Aufsätze wenigstens genannt werden. Da sind zunächst Walter Volperts Reflexionen über die Kategorie »Praxis« zumal im Computerzeitalter anzuführen und Ulrike Büchners Abhandlung über die Grundlagen geistiger Arbeit (»Forschen anstatt zu lieben und zu handeln«), ebenso Konrad Wünschens nachdenkliche Ansichten zur Lernwerkstatt der TU Berlin, weil generell bedeutsam für unser Verständnis von Lehren und Lernen. Interessant und problematisch zugleich Günter Wiemanns Versuch, den Begriff »Lernort« — in der berufsbildungspolitischen Diskussion meist gekoppelt mit dem Betrieb als vermeintlich zentraler Lehr- und Lernstätte im dualen System der beruflichen Bildung — zu erweitern. Weitere lesenswerte »Gegenstücke«: Wolfgang Lemperts vergleichende Darstellung dreier neuerer Längsschnittuntersuchungen zur Sozialisation in der betrieblichen Ausbildung und Dietrich Winterhagers Ausführungen zur ökonomischen Theorie der betrieblichen Ausbildung. Bernd Schwiedrzik (West-Berlin)

van Dick, Lutz, Henning Keese-Philips und Ulf Preuss-Lausitz (Hrsg.): Ideen für grüne Bildungspolitik. Beltz Verlag, Weinheim 1986 (225 S., br., 26,80 DM)

In der Öffentlichkeit wurden bislang nicht selten Zerrbilder grüner Bildungspolitik gehandelt. Selbst seriöse Wissenschaftler wie Klemm, Rolf, Tillmann (Bildung für das Jahr 2000, Reinbek 1985) zeichneten — sozialdemokratisch interessiert — an solchen Zerrbildern mit. Die vorliegenden »Ideen« wollen die Diskussion grüner Bildungspolitik einer größeren Öffentlichkeit aussetzen und zugleich differenzieren und weiterführen. Mit diesem Anliegen ist ein zweites verbunden: es Kritikern grünalternativer Bildungspolitik künftig schwerer zu machen, »mit oberflächlichen Schlagworten oder gar mit einseitigen Wiedergaben grüne bildungspolitische Positionen abzuwerten« (10).

Ein Bedarf an weiterführenden, an grünen Ideen für den Bildungsbereich besteht: Linke Bildungstheorie, die sich der Arbeiterbewegung verpflichtet fühlt, befindet sich in einer Sackgasse. Ihre Vertreter haben es versäumt, sich auf die realen Auseinandersetzungen in und um den Bildungsbereich einzulassen; sie haben konsequent darüber hinweggesehen, welche Probleme zum Beispiel Lehrerinnen und Lehrer täglich beschäftigen, welche Konflikte Schülerinnen und Schüler austragen. Traditionelle linke Bildungstheorie studiert nicht die vorhandenen Kämpfe, um in sie einzugreifen, sondern entwickelt Vorgaben (»umfassende Bildung«, »allseitige Persön-

lichkeit« usw.), auf die hin die Subjekte sich entwickeln sollen. Ihre Konzepte sind von der Fiktion bürgerlicher Aufklärung durchzogen. Wissen (Theorie) würde die Menschen in Bewegung setzen. Und nur dann, wenn sich die Individuen gemäß solcher Theorien bewegen, kämpfen sie aus dieser Sicht auch. Die existierenden Kämpfe im Bildungsbereich werden von einem solchen Standpunkt von oben und von außerhalb entnannt.

Die Partei der Grünen ist Resultat von Bewegungen in verschiedenen Politikfeldern. Grüne Politik ist — jedenfalls dem Anspruch nach — keine Stellvertreterpolitik. Wie konkretisiert sich das bildungstheoretisch und bildungspolitisch? Die »Ideen« geben nicht eine Antwort, stellen kein geschlossenes Konzept vor. Sie spiegeln vielmehr — und das macht den Band für Interessierte zu einer wichtigen Informationsquelle — unterschiedliche und widersprechende Meinungen innerhalb der grün-alternativen Bewegung wider. Sie zeigen, daß es »die« grüne Bildungspolitik nicht gibt, daß für die verschiedenen Felder der Bildungspolitik ein unterschiedliches Niveau der programmatischen Diskussion erreicht ist. Konsequenterweise heißt der Band nicht Ideen für eine grüne Bildungspolitik. Die Beiträge sind auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt. Interessante Praxisberichte über pädagogische Reformansätze (die leider meist nicht bildungspolitisch verallgemeinert werden) stehen neben bildungspolitischen Analysen und Forderungen für einzelne Bildungsbereiche. Ich will zunächst auf den einleitenden Beitrag (13-29) näher eingehen, der den Anspruch erhebt, eine übergreifende Orientierung für grüne Bildungspolitik zu geben.

Preuss-Lausitz versucht, einen grünen Bildungsbegriff »für das ausgehende Jahrhundert vor dem Hintergrund der ökologischen und friedenspolitischen Krise« zu entwickeln, einen Begründungszusammenhang herzustellen, »in den grüne Grundaussagen zur Bildungspolitik eingebettet werden können« (14), und der zugleich für die »praktische Alltagsarbeit eine Art Orientierung darstellen kann« (15). Um zu einem solchen Bildungsbegriff zu gelangen, wählt der Autor folgenden Weg: Er stellt die nach seiner Auffassung wichtigsten Bedingungen heraus, denen jeder Bildungsprozeß unterliegt, und will die »grünen gesellschaftlichen Ziele mit diesen Bedingungen zu einem Bildungsbegriff verbinden« (15). Am Ende dieses Weges stehen folgende *Grundsätze für eine grüne Bildungskonzeption*: »Lebenserhaltung und Friedensfähigkeit sind oberste, verbindliche Werte. — Keine Flucht in die vormoderne vermeintliche Unschuld, aber zugleich eine Absage an ein Konzept der Moderne, dem die Einbindung in eine lebensorientierte Moral fehlt. — Allgemeinbildung wie Berufsbildung sollte auf die Unterstützung von Eigentätigkeit, Kreativität und kulturelle Praxis zielen. Die Vorbereitung auf Berufsarbeit wie auf die 'freie Zeit' sind darin aufgehoben. — Bildung zielt auf die Aneignung kultureller Vielfalt und die Anerkennung von Unterschiedlichkeit, auf ein Leben in einer multikulturellen Gesellschaft. — Bildung unterstützt die veränderte Subjektentwicklung: unterdrückungsfreie und verfeinerte Körperkultur, Offenheit gegenüber Fremdem, Abneigung gegenüber Zwanghaftigkeit (ohne auf gemeinschaftliche Verabredungen zu verzichten). — Bildung zielt auf die Aufhebung sozialer Ungerechtigkeit. — Bildung zielt auf die Erarbeitung von Zusammenhängen, insbesondere jener über die Verflechtungen ökologischer Bedrohungen, ökonomischer Interessen, der Gewaltausübung und der Orientierung an den Glaubenssätzen der 'Moderne'. — Bildung findet nicht nur in staatlichen Institutionen statt und nicht nur bis zum Abschluß der Ausbildung. Die Bildungs- und Entwicklungsprozesse in der Bürgerinitiative, in den Vereinen und lokalen Gemeinschaften usw. sollten — soweit dies Politik überhaupt kann — unterstützt werden. — Die allgemeinen und Berufsschulen, Volkshochschulen und Hochschulen sind bedeutsame Stätten möglicher Bildungsprozesse und

sozialer Kontakte. Ihre Abwertung, ja der Kampf gegen sie würde viele Jugendliche, insbesondere aus sozial benachteiligten Familien, zahlreicher Lern-, Entwicklungs- und Sozialkontakte berauben.« (27f.)

In meinen Augen ist dies ein Katalog für ein politisches Bündnis im Bildungsreich, das sich auf der Grundlage des kleinsten gemeinsamen Nenners zusammenfindet. Links von der Mitte würde ihn jede und jeder unterschreiben. Eine markante Differenz zu dem sozialdemokratischen Konzept von »Bildung für das Jahr 2000« kann ich nicht ausmachen. Was ist das spezifisch Grüne? Preuss-Lausitz mogelt sich an entscheidenden Fragen vorbei: Wer ist zum Beispiel nicht für die Aufhebung sozialer Ungerechtigkeit? Die Zurückdrängung sozialer Ungerechtigkeit im Bildungsbereich bedeutete bislang (sozialdemokratischen) Ausbau des Staatsapparats Schule, stärkere Zentralisierung, mehr Bürokratisierung und Reglementierung. Wie ist das mit dem grünen Essential von mehr Selbstbestimmung vereinbar? Wie kann sich grüne Politik im Bildungsbereich auf die »Dialektik des Sozialstaates« einlassen? Ist nicht der Kampf gegen die großen staatlichen Apparate eine zentrale gesellschaftliche Konfliktlinie, entlang derer bereits Kämpfe stattfinden, die in der Zukunft noch an Bedeutung gewinnen werden? Wie kann grüne (Bildungs-)Politik hier eingreifen, Selbstbestimmung fördern, ohne die Errungenschaften der Sozialstaatlichkeit zu gefährden, der Privatisierung Vorschub zu leisten? Wie kann grüne Bildungspolitik aus dem Gegensatz von (»Realo«-)Entweder Gesamtschule und (»Ökolibertären«-)Oder Dorfschule herauskommen? Preuss-Lausitz bleibt hier vage. Gibt seine Analyse der sechs entscheidenden Bedingungen für Bildung, die zu den zitierten Grundsätzen führt, mehr Aufschluß?

1. Die Idee der Moderne ist nach seiner Auffassung am Ende: »Aufklärung, Rationalismus, vermeintlich wertfreie Wissenschaft und Technik« führten in die ökologische Krise. *Bildung in der ökologischen Krise* muß daher »Bildung mit einem gebrochenen Verhältnis zu den Glaubenssätzen der Moderne« sein (17). Mir fehlt die Fantasie, um mir ein »gebrochenes« Verhältnis beispielsweise zur Gentechnologie vorzustellen. Für mein alltägliches Unterrichtshandeln ist eine solche Orientierung wenig orientierend. Ist dieses gebrochene Verhältnis nicht eine Neuauflage dessen, was früher kritisch genannt wurde? Und scheiterten nicht viele deshalb in ihrer Unterrichtspraxis, weil sie »kritisch«, wie Preuss-Lausitz, ausschließlich auf die Lerninhalte bezogen statt kritische Lernfähigkeit in den Mittelpunkt zu stellen?

2. Orientierender wird Preuss-Lausitz mit Blick auf *Bildung im Zeichen der Kernspaltung und der Möglichkeit eines finalen Krieges* (17ff.): Er plädiert für Normvorgaben, fordert Mut zur Friedens- und Lebenserziehung (18). Ich bin mit Preuss-Lausitz einig, daß angesichts der atomaren Bedrohung Friedensfähigkeit ein wichtiges Erziehungsziel ist. Ich frage mich allerdings, ob es ein Kennzeichen grüner Bildungsauffassungen ist. Heranwachsenden vorzugeben, was für sie gut und richtig ist? Ich frage, was das Essential grüner Politik, Bewegungen nicht von außen vorzuschreiben, wo's langgeht, für Bildungs- und Erziehungsprozesse heißen kann?

3. Im Abschnitt *Bildung nach Auschwitz* (19f.) macht der Autor auf eine Erfahrung aufmerksam, die auf ein Kernproblem von Bildung verweist: die Vereinbarkeit von Bildung und Inhumanität. Leider führt er diesen Gedanken nicht weiter aus. Weitergehende Überlegungen müßten sich meines Erachtens mit der Frage auseinandersetzen, wie Bildung, wie der Wissenserwerb mit einer Lernkultur verbunden werden kann, die sowohl verhindert, daß Wissen elitär von der Alltagspraxis abgesondert wird, als auch dazu beiträgt, Spannungen zwischen der Einsicht durch Wissen (etwa über die ökologischen Gefahren) und den Grenzen der (politischen) Veränderungsmöglichkeiten auszuhalten statt zu resignieren oder zynisch zu werden.

4. *Bildung am Ende von »Arbeitsgesellschaft« und »Berufsgesellschaft«* (20ff.) muß »weit über eine Utopie der Verbindung von Berufs- und Allgemeinbildung hinaus-schreiten ... Der Kern eines solchen Bildungsverständnisses ist die allseitige Tätigkeit — die die bisherige Form der Berufsarbeit nicht ausschließt, sie aber nicht in den Mittelpunkt stellt.« (22) Auch in diesem Abschnitt fehlen konkretisierende Hinweise.

5. Preuss-Lausitz bestimmt die *Rolle der heutigen Schule und des Bildungssystems* (22ff.) moderat: Schule hat die Monopolstellung in der Wissensvermittlung verloren, sie kann auf keinen gesicherten Kanon mehr zurückgreifen, vermittelt kaum noch direkt Werte und Moralvorstellungen und ist schließlich freundlicher geworden (23). Zwar verweist er darauf, daß Arbeiterkinder in der Schule noch immer benachteiligt werden, daß Schule versucht, »die herrschenden Normen und Werte weiterzugeben«, und daß sie die Schülerinnen und Schüler »für die nach Macht, Prestige und Geld gegliederte Gesellschaft« sortiert (23); wichtiger als Kritik ist ihm aber, so mein Eindruck, die Abgrenzung gegenüber radikaler Schulkritik, wie sie von verschiedenen grünen Landesverbänden formuliert wird. Seine Schulkritik bleibt — für einen Grünen verblüffend — zahm.

6. Optimismus überwiegt in der Erörterung *veränderter Sozialisationsbedingungen* (24ff.): Die autoritäre Persönlichkeit schwindet als Leitbild. Kinder und Jugendliche wachsen heute »kaum mehr nach dem Modell der Triebspaltung, der Sublimierung und der Unterwerfung unter direkte Gewalt auf. Die Familienverhältnisse sind immer weniger eindeutig autoritär (was Gewalt gegen Kinder keinesfalls ausschließt ...), sie werden immer weniger unter formale Ordnung und patriarchalischen (oder materialen) Gehorsam gestellt: sie können libidinöse Bedürfnisse eher realisieren und bauen seltener ein zwanghaftes Über-Ich auf« (25f.). Ausgeklammert bleiben gegenläufige Tendenzen, etwa der Versuch, durch schulische und familiäre Erziehung wieder stärker soziale Unterschiede herauszustellen bzw. herzustellen (Elitebildung). Ausgeklammert wird die Frage, ob und wie die Schule und andere Bildungseinrichtungen diese Entwicklung durch therapeutische Kontrollmechanismen von oben zu steuern versuchen, ob nicht bürokratische durch therapeutische Kontrolle ersetzt wird. Nicht gefragt wird, ob in der Familie an die Stelle autoritärer Strukturen nicht subtile Mechanismen psychischer Fesselung getreten sind.

Der Beitrag von Moniak Oubaid *Bildung verändern — aus der Perspektive von Frauen* kann auch als Kritik an Preuss-Lausitz gelesen werden, an seinem Versuch, Grundsätze für eine grüne Bildungskonzeption ohne grundlegende Berücksichtigung des Geschlechterverhältnisses zu entwickeln. Die Autorin zeigt, wie patriarchalische Strukturen die Schule und andere Bildungseinrichtungen bestimmen, wie patriarchalisches Denken in Bildungsvorstellungen eingelagert ist.

Ansatz der Autorin für eine andere Bildungspraxis ist die Aufwertung des »verschütteten Reproduktionswissens der Frauen«: »Schule prägt die Hierarchie des Wissens und vernachlässigt die Ausbildung der Jungen für das alltägliche Überleben, so daß sie 'Hausfrauen' brauchen. Die andere Sozial-, Körper- und Kulturerfahrung der Frauen, erworben in ihrer anderen Geschichte, kommt nicht vor oder wird entwertet. Und genau dieses Potential sollte behilflich sein beim Lernen gegen patriarchalisch-kapitalistische Denk- und Lernmodelle.« (51) Oubaid konkretisiert diesen Ansatz mit einer Erfahrung in der Schule: der gemeinsamen Zubereitung eines exotischen Essens im sechsten Jahrgang einer Gesamtschule. Dieses Unterrichtsprojekt war ein Erfolg; in seinem Verlauf stellte sich keine Leistungshierarchie her, das gemeinsame Essen mit den Eltern war lebendig, und es wurden Kontakte über den Tag hinaus geschlossen. Essenkochen, die Reproduktionsorientierung, die Orientierung am

privaten Bereich, an der »anderen Kultur« der Frauen ermöglichte, so die Autorin, »anderes Lernen, andere Beziehungen, Verhaltensweisen und andere Verbindlichkeiten« (52).

Ich kann hier nicht folgen. Geht es der Autorin darum, Tätigkeiten, die Frauen in der Regel fesseln — Kochen, Pflegen, Harmonie schaffen —, aufzuwerten? Sollen Frauen lernen, diese Tätigkeiten höher zu bewerten? Wird von Männern mehr Anerkennung für diese Tätigkeiten gewünscht? Ich koche gerne. Aber Kochen ist nicht gleich Kochen. Wenn zwei Menschen (unterschiedlichen Geschlechts) das gleiche tun, dann ist das noch lange nicht dasselbe: Für den einen ist es Hobby, das das Leben angenehmer macht, für die andere bedeutet es unbezahlte Dienstleistung und Unterordnung. Ich plädiere nicht dafür, daß Frauen und Mädchen sich patriarchalische Denk- und Verhaltensmuster aneignen sollen. Ich möchte jedoch zu bedenken geben, ob nicht in vielen Kenntnissen und Fähigkeiten aus dem privaten Bereich Orientierungen eingelassen sind, die Frauen daran hindern, in die (gesellschaftspolitische, bildungspolitische) Offensive zu gehen.

In dem Band sind noch »grüne Ideen« zu folgenden Bereichen und Themen zu finden: Dörmann und Eurich setzen sich mit der Bedeutung neuer Technologien für Bildungsprozesse auseinander (126-142), einem Problem, zu dem es in den grünen Landesverbänden sehr unterschiedliche Auffassungen gibt (136f.). Die Autoren meinen, die hastige »Stationierung« von Computern in der Schule führe zu einer auf technischer Ebene perspektivlosen Ausbildung. In der Schule sehen sie eine »Hoffnungsträgerin«, die der Vereinnahmung der heranwachsenden Generation durch neue Medien und Technologien entgegenwirken kann. Das erfordert eine Pädagogik, die sich an alltäglichen Erfahrungen des außerschulischen Lebens orientiert, die tradierte Kulturtechniken in einen ganzheitlichen Lernprozeß integriert, die Nutzen und Probleme neuer Medien/Technologien in den bestehenden Unterrichtsfächern, in fächerübergreifenden Projekten und an außerschulischen Lernorten thematisiert (140). Sie halten es für geboten, daß die Stationierung der Computertechnologie in den Schulen zurückgenommen wird, die »Akzeptanzschulung« ersetzt und das Fach Informatik entmystifiziert werden (141). Karin Ernst berichtet über das Modell der multikulturellen Stadtteilschule (56-73). Sie kann »eine lebendige Auseinandersetzung zwischen Menschen verschiedener Kulturen herbeiführen, durch die Selbstverständlichkeiten der herrschenden Kultur produktiv in Frage gestellt und Elemente einer multikulturellen Gesellschaft entwickelt werden« (68). Keese-Philipps setzt sich mit Alternativschulen auseinander (173-188). Nach seiner Auffassung sind diese für die Grünen keine »Heiligen Kühe« mehr. Gleichwohl werden sie befürwortet, da unter den herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen die Leistungen der Alternativschulen bedeutend höher einzuschätzen sind als ihre Widersprüche (85). Sie sollen aber ihre Arbeit transparenter machen, Stärken *und* Schwächen offen darlegen (85). Preuss-Lausitz plädiert in einem zweiten Beitrag für eine gemeinsame Erziehung von Behinderten und Nichtbehinderten (88-106). Er berichtet über einen Schulversuch einer Berliner Grundschule, in der dies erfolgreich durchgeführt wird. Eine Arbeitsgruppe der GAL Hamburg legt ein »grünes Konzept gegen Jugendarbeitslosigkeit« vor (106-126). Preuss-Lausitz diskutiert die Bedeutung von Hochschulen und Forschung für eine »demokratisch, sozial, ökologisch und friedenspolitisch orientierte Gesellschaftsentwicklung« (142-161). Rimmek setzt sich mit der politischen Bildung alternativer Bildungseinrichtungen auseinander (161-174). Keese-Philipps zeigt die Grenzen auf, die seiner Meinung nach zur Zeit einer Kooperation zwischen Grünen und SPD im bildungspolitischen Bereich gesteckt sind (174-193). Lutz van Dick fragt, wie aus der Geschichte gelernt werden kann (29-42), was und wie Bil-

dungspolitik von der Friedensbewegung, der Ökologie- und »Dritte-Welt«-Bewegung lernen kann (193-214). Der Band schließt mit Informationen über bildungspolitische Programme der Grünen und den Anschriften der grünen Landesverbände.

Norbert Franck (West-Berlin)

Geschichte

Schmid, Georg (Hrsg.): Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semiologischen Geschichtswissenschaft. Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Wien, Köln 1986 (392 S., br., 60,- DM)

»In den historischen Wissenschaften beginnt sich eine neue Materialität abzuzeichnen, die nicht im historischen Referenten angesiedelt ist, sondern in der Schrift der Historie.« (10) Die Aufsätze erkunden die Verwendbarkeit semiologischer Methoden über die Fachgrenzen hinweg in Schwerpunkten zu den Themen Österreich, Frauen und Literatur, Karikatur und Fotografie, Film, Stadt und Theorie der Geschichtswissenschaft.

Michel de Certeau verfolgt zunächst die Verwandtschaft von Wissenschaft und Fiktion. Die historischen Wissenschaften, so wie sie betrieben werden, verbergen die »soziale und technische Apparatur« (32), die die vorgeblich objektiven Ergebnisse dieser Wissenschaft hervorbringen. Diese Unsichtbarkeit der Mechanismen »übt eine immense Macht aus, aber eine Macht, die sich der Kontrolle entzieht, da sie sich als die wahre Darstellung dessen präsentiert, was geschieht oder was geschehen ist« (36). Die Entwicklung der Informatik, der Computertechnologie muß einer so verstandenen Historiographie als ideales Mittel erscheinen. »die Historiographie aus ihren kompromittierenden Beziehungen zur Rhetorik zu lösen« (36) und diese durch die Statistik zu ersetzen. Eine Gefahr liegt hierbei vor allem in der Einschränkung auf mathematisierbare Gegenstände. Den konkreten Einfluß zeitgenössischer Deutungsmuster auf das Verständnis von Geschichte zeigt *Hans Petschar* am Beispiel der Geschichte des Schachspiels.

Georg Schmid eröffnet den Block zum Thema Österreich mit einer Untersuchung über die österreichische Vorliebe zur Intrige in der Konkurrenzsituation, dem »Intrigenspiel zweier Kulturkonzeptionen« (86) um 1850. Die preußische Variante, die moderne, logische, erfolgreiche, sammelt sich um den Mythos von der Kultur der deutschen Sprach-Nation, die österreichische, erfolglose Variante gruppiert sich um den Mythos der transnationalen Kultur. Dieser äußere Konflikt verdoppelt sich im Inneren Österreichs als Intrigenspiel der Parteien. *Brigitte Mahzoll-Wallnig* verfolgt die Funktion des Maria-Theresia-Mythos als »konkrete gelebte Wirklichkeit« (94) im 19. Jahrhundert.

Den Komplex Frauen und Literatur eröffnet *Theresia Klugsberger*, die den Melusine-Mythos, als Mythos des Übergangs von Natur zu Kultur, bestimmt als Ausgangspunkt des neuen Mythos vom Mann als Garanten von Geschichte und Kontinuität. Drei Erzählungen Musils untersucht *Christa Gürtler* als »Variationen des männlichen Blicks auf die Frau« (142). Die Texte führen das Bild der Frau vor als Projektionen männlicher Träume, Verkörperungen des aus der männlichen »Natur« Ausgegrenzten. Die Verdrängung der gebildeten Frauen von den wenigen öffentlichen Betätigungsfeldern in Schul- und Universitätswesen in der Romantik bestimmt *Sigrid Schmid-Bortenschlager* als Ursache der Unterschlagung von Autorinnen vor allem in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung. Den Frauen wird die Ausbildung typisch bürgerlicher Lebensformen, zur Abgrenzung von adligen und proletar-

rischen Schichten, übertragen. Diese Einschließung der Frauen in den Haushalt schließt zugleich die Literatur von Frauen aus der »hohen« Literatur aus. Frauenliteratur wird pauschal nur noch als Trivialliteratur wahrgenommen.

Am Beispiel der englischen Revolutionskarikatur zeigt *Severin Heinisch*, wie diese Karikaturen Auskunft geben können über die Haltung der englischen »middle-class«, die in diesen Bildern den Typ des Sansculotten mit dem Londoner Lumpenproletarier der Hogarth'schen Moralbilder des 18. Jahrhunderts gleichsetzt. Gegen die naive Ansicht, Fotografien lieferten einen authentischen, unmittelbaren Einblick in die Fakten, betont *Karl Aigner* die Produziertheit von Fotografien, indem er die Entwicklung der Fototechnik nachzeichnet. Die zunehmende technische Perfektionierung läßt dabei den technischen Prozeß selbst unsichtbar werden. Daß auch der fotografische Blick einer Fertigung unterliegt, ist so kaum mehr sichtbar.

Die beiden folgenden Aufsätze unterbrechen die direkten Materialanalysen zugunsten theoretischer Überlegungen. *Jeff Bernhard* und *Gloria Withalm* präsentieren in sehr geraffter Form die »völlig eigenständige Zeichentheorie« (173) des Philosophen und Semiotikers Feruccio Rossi-Landi, der versucht hat, eine materialistische Zeichentheorie zu entwickeln. Er entwirft ein »homologische(s) Produktionsmodell, das sowohl sprachliche als auch materielle Produktion/Artefakte umfaßt« (179). »Die wesentlichste Aussage dieses Modells besteht darin, daß auf insgesamt zehn aufeinanderfolgenden Ebenen ausgehend von der auf der Null-Ebene anzutreffenden nicht-bearbeiteten lautlichen und nicht-lautlichen Materie mittels Arbeit Elemente jeweils höherer Ordnung produziert werden, die auf den Elementen der vorhergehenden Ebene(n) aufbauen.« (179) Die Zeichensysteme dienen ihrerseits »der (herrschenden) Macht zur Herbeiführung der Konsensbildung« (185) und können andererseits verwendet werden, die vorherrschende Produktionsweise mit neuen Werten zu durchdringen. Es ist im Rahmen dieser Rezension nicht möglich, die in diesem Aufsatz ohnehin stark zusammengefaßte Theorie Rossi-Landis angemessen wiederzugeben. Die Darstellung tendiert insgesamt zu einem recht starren Schematismus, zur Entwicklung eines Modells, »welches als polydimensionaler dialektischer Raster zur Ortung jeglicher Dinge, Körper und Sachverhalte und jeglichen Denkens über diese das adäquate Instrumentarium liefert« (193). Dieser Anspruch, eine Schlüsseltheorie für alles und jedes vorgelegt zu haben, macht jedenfalls mißtrauisch.

Peter Stockinger versucht, unter Verwendung der Katastrophentheorie des Mathematikers René Thom, eine strukturalistische Theorie dynamischer Vorgänge zu liefern, weil erst so der Strukturalismus für die Historiographie verwendbar werde. Rekapitulierend unterscheidet Stockinger zwei Typen von Dynamiken: der erste Typ umfaßt »standardisierte, stereotypisierte und automatisierbare Vorgänge«, der zweite Typ »simuliert hingegen die Entfaltungen, die von einem wenig stabilisierten, wenig differenzierten Kompetenzzustand zu einem differenzierteren und damit auch stabilisierteren führen« (209).

Die Aufsätze zur Filmanalyse sind zum großen Teil den Theorien Derridas verpflichtet. Das bringt einige Schwierigkeiten bei der Lektüre mit sich, da diese Modelle stets mitgedacht werden müssen. Zumindest der Aufsatz von *Herbert Lauenroth* (»... ein Text ohne Stimme« [Derrida], Anmerkungen zur historio- bzw. kinematographischen »Authentizität«) ist so sehr einem Derridaschen Jargon verbunden, daß die Grenzen der Les- und Verstehbarkeit erreicht sind. Ausgehend von einer allgemeinen Bestimmung des Films als pluralem Zeichen, Kombination von Musik, Geräusch, Ton, Bild etc., referiert *David Rodowick* die Arbeiten Th. Kuntzels und M.-C. Ropars-Wuilleumiers mit dem Ziel, »die Analyse des Textes neu zu setzen als ein Problem der filmischen Schrift« (217) im Sinne Derridas. Schrift steht

demnach dem visuellen Feld gegenüber, besetzt es und schränkt es ein. Dadurch wird unser Verständnis des filmischen Diskurses beschränkt auf etwas, das »entweder der Sprache entbehrt oder die Bedeutung überschreitet und dessen Bezeichnungsfähigkeit entweder von der Schrift gemeistert oder in einem Fetisch des metaphysischen Denkens wie dem der intuitiven oder der versteckten Bedeutung gefaßt werden muß« (232).

Die Montagetechnik in Rohmers Film »Ma nuit chez Maud«, so *Gabriele Jutz*, verschiebt die visuelle und die verbale Narration des Films gegeneinander, so daß der Eindruck zeitlicher Kontinuität, den der Film hinterläßt, erreicht wird durch die Montage diskontinuierlicher Einheiten. Mit Hilfe dieser Technik vermag der Film ein bestimmtes Bild von Geschichte zu vermitteln, er läßt »den Sinn der Geschichte (die Wahrheit) als artifizielles Konstrukt und nicht als 'natürlich' Vorgegebenes erkennen. Der Konstruktcharakter der Geschichte, ihr nicht repräsentativer Charakter und, damit verbunden, das Fehlen eines eindeutigen Referenten läßt sich im Kontext des Filmischen besonders deutlich veranschaulichen.« (269)

Michèle Lagny und *Pierre Sorlin* prüfen die Verwendbarkeit filmischen Materials für den Historiker am Beispiel von »La vie est à nous«, ein Film der KPF von 1936 zur Volksfrontpolitik der Partei. Die Analyse des Films erfordert die Verwendung texttheoretischer Verfahren, um Aufschlüsse zu erhalten über die Art, wie die KPF sich ihren idealen Wähler gedacht und konstruiert hat. Dieses Verfahren degradieren aber entweder die Textanalyse zu einem Hilfsmittel der Geschichtswissenschaft, oder aber es bestehe die Gefahr, ins Fach der Literatur- bzw. Filmwissenschaft zu wechseln und sich in der rein immanenten Textanalyse zu verlieren. Denn die textanalytische Verfahrensweise sei prinzipiell unabhängig von den Entstehungsbedingungen eines Textes, während genau diese für den Historiker von besonderem Interesse seien. Mir scheint, daß so ein wenig sinnvoller Gegensatz aufgebaut wird, der den Textanalytiker festlegt auf eine rein immanente Arbeitsweise, der Literatur- bzw. Filmwissenschaft also jede historische Ausrichtung abspricht.

Im Gegensatz dazu versucht *Arthur Marwick* in seinem Aufsatz mit dem programmatischen Titel »Der Film ist Realität«. »die Aufmerksamkeit primär auf die unbewußten Aussagen und nicht auf die bewußten zu legen« (297), um so ein authentisches, realistisches Bild zu erhalten. Grundsätzlich problematisch ist an diesem Verfahren eben diese Unterscheidung, denn woran ist zu erkennen, ob eine Aussage bewußt oder unbewußt in einen Film eingegangen ist? Und selbst eine unbewußte Aussage gibt nicht umstandslos Auskunft über eine Realität, sondern zunächst nur über ihren Produzenten bzw. seinen sozialen Ort. In der konkreten Analyse von Filmen der dreißiger Jahre, die die Darstellung von Klassegegensätzen zum Thema haben, schließt Marwick dann sehr direkt von den Filmen auf allgemein vorhandene Ansichten zum Klassegegensatz in der jeweiligen Gesellschaft außerhalb des Films. Darüber hinaus vermittelt der Aufsatz aber einen wichtigen Vergleich der verschiedenen Konstrukte von Klasse in den Filmen der verglichenen Nationen. *Marie-Claire Ropars-Wuilleumier* zeigt, wie in Resnais' Film »Hiroshima mon amour« die atomare Gewaltanwendung in die ebenso atomare Erzählweise des Films überführt wird. Sie vergleicht dieses Montageverfahren mit der Konstruktion des Romans »L'arret de mort« von Maurice Blanchot, worin sich eine vergleichbare »Desintegration des Zeichens« (328) findet.

Im letzten Themenkomplex behandelt *Georg Schmid* Stadtgeschichte als Stadtbezeichnungsgeschichte am Beispiel des Transportwesens und der damit verbundenen Erfahrung der Stadt. Er untersucht die Bestimmung des Blicks durch das Erwartungsbild, die Transportweise, die Orte des Transportes und die Transportmittel.

Gunther Barth schließlich führt vor, wie die Versuche utopischer Stadtgründungen in den USA letztlich scheitern an den sozialen, politischen und ökonomischen Beziehungen zu Staat und Gesellschaft.

In dieser Aufsatzsammlung liegt der Nutzen ausnahmsweise gerade in der Zersplitterung der Themen, denn die Konsequenz der Semiotisierung »der« Geschichtswissenschaft ist die Anerkennung nicht einer, sondern vieler Geschichten. Mit der Überwindung der Selbstbeschränkung nur auf Ökonomie- und Politikgeschichte verschwimmen die scheinbar klaren Grenzen zu den übrigen Gesellschafts- und vor allem zu den Textwissenschaften. Faßt man auch diese als prinzipiell historische Wissenschaften auf, ergibt sich die Perspektive einer »Universalgeschichte« aus der interdisziplinären Zusammenarbeit arbeitsteilig verfahrenender historischer Fächer.

Ralf Schlechtweg-Jahn (West-Berlin)

Becher, Ursula A.J., und Klaus Bergmann (Hrsg.): Geschichte — Nutzen oder Nachteil für das Leben? Sammelband zum 10jährigen Bestehen der Zeitschrift »Geschichtsdidaktik«. Verlag Schwann-Bagel, Düsseldorf 1986 (173 S., br., 28,- DM)

Daß sich die Geschichtsdidaktik im letzten Jahrzehnt aus einem akademischen Mauerblümchendasein zu einer respektablen und auch öffentlichkeitswirksameren Disziplin gemausert hat, ist nicht zuletzt der Zeitschrift »Geschichtsdidaktik« und den in ihrem Umkreis arbeitenden Historikern und Geschichtsdidaktikern zu danken, die eine Fülle beachtenswerter Studien, Handbücher, Unterrichtswerke u.ä. vorgelegt haben. Während sich die Historie traditionell einer interessierten Öffentlichkeit sicher sein kann, ist die kritische Reflexion über die vielfältigen Formen der Vermittlung von Geschichte kein Geschäft, bei dem sich Meriten so ohne weiteres erwerben lassen, legt doch diese schärfere Maßstäbe bei der Bestimmung der Inhalte und Vermittlungsformen gesellschaftlich sinnvoller Geschichtsaneignung und -auseinandersetzung. Sie bildet gleichsam den Sand im Getriebe publikumsorientierter Vermarktung von Historie im Interesse des Abbaus ungerechtfertigter Macht- und Herrschaftsstrukturen. Getrübt wird diese Bilanz zum zehnjährigen Bestehen der »Geschichtsdidaktik« (deren Entstehung und Entwicklung von G. Schneider dokumentiert wird) unverhofft dadurch, daß sowohl die Zukunft dieser Zeitschrift wie zahlreicher in ihrem Umkreis projektierte Publikationen derzeit ungewiß erscheint: das Publikum für eine unbequeme Disziplin ist offenbar nicht mehr allzu groß, marktorientierte Verlagsstrategien reagieren darauf sehr empfindlich.

Geschichtsvermittlung war seit jeher nicht nur eine Sache professioneller Historiker und Didaktiker. Konsequenterweise sind hier unter den über dreißig Autoren auch Schriftsteller, Kulturdezernenten, Museums- und Fernsehmacher vertreten, die — in überwiegend knapper essayistischer Form — erfrischend skeptische Überlegungen vorrangig zu methodischen und methodologischen Fragestellungen vortragen. Geschichte wird von ihnen fast durchgängig als eine wenig behagliche Angelegenheit betrachtet, die den Menschen verändern kann und soll. Geschichte soll nicht einfach durch eine Aktualisierung einem vorhandenen Bewußtsein assimiliert werden; die Erfahrung des Widerständigen, anderen, Gegensätzlichen, Rätselhaften, die sich einer bequemen Assimilierung entziehen, kann neue Erfahrungen, Sehweisen Kategorien zum Verständnis und zur Analyse gegenwärtiger Verhältnisse erschließen. Damit ist keine exotische oder kulinarische Reise in eine fremde ferne Vergangenheit gemeint, sondern eine, die sich anschickt, die Fallstricke hermeneutischer Zirkel bei der Aneignung des Fremden, bei der »Fahrt ins Dunkle« zu reflektieren (A. Lüdtke). — Obleich in diesem Sammelband alle relevanten wissenschaftstheoretischen Positionen (von Thomas Nipperdey bis Annette Kuhn) vertreten

sind, schimmert doch ein gemeinsamer Nenner durch: Geschichtsdidaktik hat stets ideologiekritische Implikationen, die sich von einer schlechten Realität nicht vereinnahmen lassen wollen.
Hartmann Wunderer (Wiesbaden)

Dülmen, Richard van: Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1986 (205 S., br., 12,80 DM)

Es ist seit langem bekannt, daß das Aufklärungszeitalter durch eine breite, in sich differenzierte Sozietätsbewegung geprägt war; zu einzelnen Personen, Gesellschaften, Städten, Regionen etc. liegt mittlerweile eine stattliche Reihe von zum Teil umfassenden Arbeiten vor. Der Verfasser, Professor für neuere Geschichte in Saarbrücken und einschlägig ausgewiesener Fachmann, hat jetzt vor dem Hintergrund einer gewohnt souveränen Beherrschung der einschlägigen Quellen und Literatur auf knappem Raum eine erste problemorientierte Gesamtdarstellung über die aufklärerischen Vereinigungen im deutschsprachigen Raum vorgelegt. Entstehung und Wirksamkeit der Aufklärungsgesellschaften, die seit dem frühen 18. Jahrhundert in stetig steigender Zahl entstanden, werden von ihm in einen direkten Zusammenhang mit der Entwicklung der Aufklärung selber und der Emanzipation des (sich neukonstituierenden) Bürgertums gestellt, also zugleich als Indikatoren, Bedingungsfaktoren und Resultate eines überaus komplexen soziokulturellen Prozesses interpretiert.

Im ersten Kapitel wird kurz das Verhältnis von Aufklärung und traditionaler Gesellschaft im 18. Jahrhundert bestimmt; das zweite Kapitel behandelt als eine Art Vorgeschichte die gelehrten und gelehrt-literarischen Sozietäten des 17. Jahrhunderts (wie etwa die *Fruchtbringende Gesellschaft*); die folgenden drei Kapitel rekonstruieren drei verschiedene Typen aufklärerischer Vereinigungen; das Schlußkapitel faßt dann die empirischen Befunde der vorhergehenden Abschnitte systematisierend zusammen. Der beigegefügte Anhang besitzt zum Teil eigenständigen Wert: Er enthält neben dem obligatorischen Anmerkungsapparat zum Text eine Liste von weit über 800 namentlich erfaßten Aufklärungsgesellschaften (geordnet nach Typen und Gründungsdaten), ferner drei Karten, die die geographische Verteilung der Sozietätsgründungen in den Zeiträumen 1700-1745, 1746-1775 und 1776-1800 veranschaulichen, dann ein überaus detailliertes Literaturverzeichnis sowie schließlich ein ausführliches Sach- und Personenregister zum Text.

In den Kapiteln III bis V werden nacheinander drei bzw. . differenziert man weiter, insgesamt acht verschiedene Typen aufklärerischer Gesellschaften behandelt und diese zugleich in ein drei Phasen umfassendes historisches Verlaufsmodell eingeordnet: zuerst die gelehrten und die literarischen Gesellschaften (wie die 1759 gegründete *Bayerische Akademie der Wissenschaften* in München oder die *Hamburger Patriotische Gesellschaft*), dann die Vereinigungen »gesitteter« Männer (v.a. der Freimaurer-Orden, ferner die sog. patriotisch-gemeinnützigen Gesellschaften (wie z.B. die *Helvetische Gesellschaft*), schließlich die aufklärerischen Klubs (wie die Lesegesellschaften und die literarischen Freundschaftszirkel) und die spezifisch politischen Gesellschaften wie der Illuminaten-Orden und die Jakobinerklubs. Die einzelnen Typen bzw. Untertypen werden jeweils am Beispiel individueller Gesellschaften vorgestellt und erläutert. Diese paradigmatische Konkretisierung erlaubt bei gleichzeitiger idealtypischer Zuspitzung eine (bewußt gesuchte) Quellennähe und damit zugleich auch große Anschaulichkeit, ohne aber deshalb den Anspruch, einen strukturierenden Problemabriß zu liefern, aufzugeben oder sich gar in der Vielfalt und Heterogenität einzelner Details zu verlieren.

Im einzelnen werden für die verschiedenen Typen aufklärerischer Sozietäten je

weils deren Programm und Zielvorstellungen, ihre zum Teil sehr unterschiedlichen Aktivitäten, die Organisationsstruktur und institutionelle Ausformung, v.a. die Rekrutierung und soziale Zusammensetzung ihrer Mitglieder, endlich die Artikulationsformen und ihre tatsächlichen Einflußmöglichkeiten untersucht. Dem Verfasser geht es zum einen um die Gemeinsamkeiten, zum anderen aber gerade um die Unterschiede zwischen den verschiedenen Typen; letztere werden vor dem Hintergrund der sich vollziehenden gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse interpretiert: Ohne Unterschied nach Konfession, Stand und Herkunft verstanden sich die Mitglieder der aufklärerischen Vereinigungen als prinzipiell gleichberechtigte Teilnehmer und führten insofern eine »herrschaftsfreie Kommunikation« (II3 u.ö.), als allein vernünftiges und begründetes Argumentieren den Maßstab der Diskussion abgaben. Erklärte Aufgabenstellung waren, wenn nicht das kultische Erlebnis brüderlicher Vereinigung dominierte, einerseits Wissens- und Bildungsaneignung und damit die Identitätsfindung in kritisch-diskursiver Auseinandersetzung mit anderen, andererseits praktisch-reformerische Einflußnahmen (d.h. in damaliger Terminologie: die Verbreitung der Aufklärung). Innerhalb der Trägerschaft vollzog sich ein Entwicklungsprozeß vom ehemals kleinen Kreis von Gelehrten hin zu einer vergleichsweise breiten (wenn auch noch immer exklusiven), jedenfalls einflußreichen gesellschaftlichen Schicht von Gebildeten, in der Mehrzahl Männern des öffentlichen Lebens (v.a. Beamten, Kaufleuten usw.) — ein Entwicklungsprozeß, der schließlich zur Formierung einer neuen sozialen Klasse, nämlich des gebildeten Mittelstandes, geführt hat. Demokratische Verhaltensregeln wurden zunehmend selbstverständlich; so änderte sich im Zuge wachsender Emanzipation des Bürgertums auch das Verhältnis der Aufklärungsgesellschaften zum Staat wesentlich: Verstanden sich die frühaufklärerischen Vereinigungen gewissermaßen noch als staatliche Institutionen, so agierten sie zunehmend neben und unabhängig vom Staat und standen schließlich sogar tendenziell gegen diesen. Doch auch in diesem Falle strebten sie nicht den Umsturz der politischen Ordnung an, sondern verstanden ihre Aufgabe als Perfektionierung des aufgeklärten Absolutismus. In Deutschland vollzog sich der Transformationsprozeß von der ständisch strukturierten zur bürgerlichen Gesellschaft ohne dezidierten Bruch. Daß dies so war, daran hatten, wie van Dülmen überzeugend gezeigt hat, die Aufklärungsgesellschaften ganz wesentlichen Anteil.

Horst Walter Blanke (Bochum)

Möller, Horst: Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert (Neue Historische Bibliothek, hrsg. v. Hans-Ulrich Wehler), Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1986 (354 S., br., 18,- DM)

Die Beschäftigung mit der Epoche der Aufklärung hat in den letzten zwei Jahrzehnten einen beispiellosen Aufschwung erlebt; diese Bemühungen hatten bislang aber nicht in einer Gesamtdarstellung resultiert. Horst Möller, Professor für Neuere Geschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg, der sich vor allem durch seine großangelegte Monographie über den aufklärerischen Verleger, Publizisten und Historiker F. Nicolai, aber auch durch Forschungen zur Geschichte der Weimarer Republik und des Faschismus einen Namen gemacht hat, hat diese Lücke jetzt geschlossen. Im Einleitungskapitel gibt er eine erste Begriffsdefinition; indem er auf die Selbstinterpretation der Aufklärung eingeht, reflektiert er auf das Problem der Periodisierung und wirft auch die Frage auf, ob das 18. Jahrhundert ein aufgeklärtes Zeitalter oder eine Epoche der Aufklärung war. In den folgenden drei Kapiteln untersucht er die Ursprünge, Ziele und Organisationsformen der Aufklärung, um im Schlußkapitel die Befunde der vorhergehenden Abschnitte systematisierend zusam-

menzufassen. Eine neunseitige Auswahlbibliographie ergänzt die Darstellung; ein Register fehlt leider.

Die Darstellung ist klar strukturiert und in einer eingängigen Sprache geschrieben. Die einzelnen Kapitel sind auf beeindruckende Weise dergestalt inhaltlich verschränkt, daß auch die wiederholte Lektüre einzelner Kapitel neue Perspektiven eröffnet. Ohne sich in Details zu verlieren, gelingt es dem Verfasser, durch einprägsame wörtliche Zitate (die sich zum Teil leitmotivisch durch den Text ziehen) und durch viele Detailschilderungen ein lebendiges Bild von der Vielfältigkeit, Komplexität und Heterogenität der deutschen Aufklärung sowie ihrer historischen Entwicklung zu entwerfen; aber immer wird das Epochenspezifische herausgearbeitet. Im vierten Kapitel *Organisation der Aufklärung* z.B. werden nacheinander die verschiedenen aufklärerischen Sozietäten, das deutsche Universitätswesen und die Veränderungen des Buchmarktes behandelt; es wird dabei deutlich, wie weitgehend das aufklärerische (vor allem praxis- und anwendungsbezogene) Wissenschaftsideal und eine spezifisch aufklärerische Diskursform das Denken und Handeln der gesellschaftlich führenden Schicht bestimmt hat: Aufklärung war mehr als nur Emanzipationsideologie des aufsteigenden Bürgertums. Möller, dessen Sympathie unvorhohlen seinem Gegenstand gilt, verschweigt nicht die Widersprüchlichkeit und die Problematik bestimmter Ausformungen der Aufklärung: etwa, daß in den Logen des Freimaurerordens eine prinzipielle Egalisierung mit einer inneren Hierarchisierung einherging, oder daß das aufklärerische Pathos, die unmündigen Mitbürger eventuell auch gegen ihren Willen aufzuklären, eine tendenziell totalitaristische Komponente enthält.

Der Verfasser liefert eine überblicksartige Problemgeschichte der deutschen Aufklärung, indem er den argumentativen Diskurs der Intellektuellen in der Aufklärung in bezug auf Ursache, Phänomene und Wirkung analysiert. Er versteht zu Recht Aufklärung als transnationale Bewegung, widmet sich aber vor allem der Aufklärung in Deutschland, die als Teil einer bikonfessionellen Kultur und wegen ihrer regionalen Vielgestaltigkeit eine spezifische Ausprägung aufweist — die ausländischen Vorbilder und Einflüsse kommen mehr vergleichend in den Blick. In souveräner Weise wird die vorliegende Literatur (mit der sich Möller nur selten explizit auseinandersetzt) verarbeitet und synthetisiert. In den beiden Schlüsselbegriffen der Aufklärung, die er treffend als Buchtitel gewählt hat, ist gewissermaßen die gesamte Thematik auf den Begriff gebracht: »Vernunft galt als letzte Instanz für alles Menschliche, ihr Mittel war die Kritik« (13). »Kritik«, die sehr verschiedene Formen annehmen kann, ist notwendig bezogen auf etwas, das es zu kritisieren gilt; »Kritik« ist wesentlich ein prozessuales Denkprinzip — wie ja auch die Aufklärung Prozeßcharakter besitzt, mithin sich im Laufe der Zeit stark verändert und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dann gesellschaftliche Breitenwirkung erlangt. Das Ende der Aufklärung ist in Deutschland, wie Möller betont, schwer auszumachen: zum einen, weil hier (anders als in Frankreich) die Aufklärung niemals herrschende politische Ideologie geworden ist, zum anderen, weil auch die das Aufklärungszeitalter ablösenden Bewegungen maßgeblich durch aufklärerische Prinzipien geprägt waren. Fragt man abschließend mit Möller, was der spezifische politische Weg — Revolution oder Reform — sei, so wird man ihm zustimmen müssen: »Die Aufklärung eröffnete beide Wege in die Moderne, den der Reform und den der Revolution: Die widersprüchliche Offenheit der Moderne ist die der Aufklärung.« (307)

Der Verfasser hat die so überaus komplizierte Gemengelage anschaulich und doch nuanciert entwickelt: Die nachhaltige Veränderung der Lesegewohnheiten im Laufe des 18. Jahrhunderts erscheint plausibel zugleich als Bedingung wie auch als Resultat

eines Prozesses fortschreitender Aufklärung: Denn ohne entwickelten Buchmarkt hätte sich keiner der aufklärerischen Diskurse so, wie geschehen, entwickeln können; gleichzeitig ist der expandierende Buchmarkt Indikator für die Rezeption der Aufklärung in der Bevölkerung. Auch, um nur noch ein Beispiel zu nennen, die aufklärerische Geschichtskonzeption, die lange Zeit als dezidiert unhistorisch diffamiert worden war, wird sehr differenziert dargestellt, wobei der gesellschaftlich-politische Funktionszusammenhang, in den historisches Wissen eingebracht wird, sehr deutlich wird: Eine unterschiedene Dynamisierung der Vergangenheit entzog nämlich der Statik gegenwärtiger Zustände den Boden: indem die Gegenwart als *Gewordene* interpretiert wird, verflüssigt sich diese zu einer *Werdenden* — und wird damit als kritisierbar und veränderbar erfahrbar. — Dem Rezensenten ist in dem Unterkapitel *Herkunft und Zukunft: Aufklärung der Geschichte* der Schwerpunkt zu sehr auf die geschichtsphilosophische Dimension des aufklärerischen Geschichtsbildes gelegt; der Aspekt, daß sich gerade in der deutschen Spätaufklärung die Historie verwissenschaftlicht hat, dieser Aspekt wird nicht besonders akzentuiert. Man mag dies bedauern; am Gesamteindruck des Bandes ändert es nichts. Die einzelnen Bände der »Neuen Historischen Bibliothek« sind von sehr unterschiedlicher Qualität; Möllers Geschichte der deutschen Aufklärung ist jedenfalls zu den Glanzlichtern dieser Reihe zu zählen. Sein Band gehört in die Hand eines jeden politisch Interessierten.

Horst Walter Blanke (Bochum)

Schirmer, Dietrich (Hrsg.): Kirchenkritische Bewegungen. Werkbuch für den Religionsunterricht. Bd. 1: Antike und Mittelalter. Bd. 2: Neuzeit. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, West-Berlin, Köln, Mainz 1985 (160 u. 168 S., br., je 34,- DM)

Winzler, Peter: Der Bauernkrieg und Thomas Müntzer. Hrsg. v. Ev. Bildungswerk Berlin. West-Berlin 1984 (62 S., br., 5,- DM)

Religion ist kein bloßes »Opium des Volkes« (MEW 1, 378), sondern eine Form, in der soziale Kämpfe ausgetragen werden. Dies gilt auch für die Geschichte des Christentums und der Kirchen. Schirmers Aufsatzsammlung arbeitet die wichtigsten christlichen Widerstandsbewegungen auf, von der frühen Jesusbewegung bis zu den »Christen für den Sozialismus« heute. Die 17 Beiträge gehen aus einer Tagungsreihe »Kirchengeschichte von unten« hervor, die das Evangelische Bildungswerk organisierte. Gefragt wird nach den sozialen Entstehungsbedingungen, den Zielen, den Strategien, den Ursachen des Scheiterns und den Nachwirkungen der jeweiligen Bewegungen. Didaktische Vorschläge sollen den Band auch im Religionsunterricht verwendbar machen. Beigefügt sind Quellentexte, Karten, Bilder und vereinzelt Zeitleisten.

Luise Schottroff behandelt die frühe *Jesusbewegung* als Teil der jüdischen eschatologischen Bewegungen des 1. Jahrhunderts. Die römische Fremdherrschaft erlebt das Volk durch drückende Steuern und massenhafte Kreuzigungen; hinzu kommen die religiös artikulierte »Unreinheit« zahlreicher Berufsgruppen und Krankheiten (z.B. Aussatz, blutende Frauenkrankheiten), die die Menschen auch innerhalb der eigenen Klasse isoliert. Die Jesusbewegung sammelt die Ausgestoßenen und Marginalisierten. Ihre Hoffnungen richten sich auf die »Königsherrschaft« Gottes, die das Unterste zuoberst kehrt. Heilend und predigend ziehen die Propheten der Jesusbewegung durchs Land. Zu essen bekommen sie von denen, die sie in ihr Haus aufnehmen, um »Gottes Botschaft« zu hören. Werden sie nicht »angehört« (d.h. auch nicht aufgenommen), schütteln sie am Ortsausgang »den Staub von [den] Füßen« und kündigen das Jüngste Gericht an (vgl. Mt. 10, 11ff.). Jesunachfolge tritt häufig an die Stelle der Familienzugehörigkeit. Vertreibung und staatliche Verfolgung sind

ständige Erfahrung. Das Scheitern der Jesusbewegung führt Schottroff jedoch nicht auf Repressionen zurück, sondern auf die Umwandlung ihrer Botschaft in die Ideologie einer herrschenden Klasse. Dies hänge damit zusammen, daß die soziale Zusammensetzung der christlichen Gemeinden sich seit dem Ende des 1. Jahrhunderts zugunsten der reicheren Schichten verschoben habe (22f.).

Trotz der Christenverfolgungen arbeitet sich die frühe Kirche in den römischen Staatsapparat hinein, vor allem ins Militär. Die Verzahnung von Kirche und Staat treibt Gegenbewegungen hervor, die das Martyrium zum Wahrzeichen eines echten Christentums erhöhen und das Heilige der Kirche gegen die Anpassung an den Staat einklagen. Dietrich Schirmer untersucht exemplarisch die Bewegung der *Donatisten* in Numidien (Nordafrika). Ihr Name ist abgeleitet von Donatus, den die numidischen Geistlichen im Jahre 314 zum Gegenbischof wählen (gegen den vom Kaiser unterstützten Bischof Caecilian). Die Spaltung vollzieht sich an der Nahtstelle zwischen der letzten Christenverfolgung unter Diokletian und der Wende zur Staatskirche unter Konstantin: Was macht die nun legalisierte Kirche mit den Priestern, die unter der Christenverfolgung ihren Glauben verleugneten (»Lapsi«) oder den Behörden ihre Bibeln auslieferten (»traditores«)? Unter Berufung auf die Märtyrertradition der nordafrikanischen Kirchenväter Tertullian und Cyprian konstituieren die Donatisten das Zurückweichen vor der Staatsgewalt als Sünde und erklären die von solchen Priestern gespendeten Sakramente für ungültig. Ihr Gegenspieler Augustinus dagegen bindet die Gültigkeit der Sakramente an das Amt. Ihre Wirksamkeit sei von der moralischen Qualität ihres Spenders unabhängig. Das Heilige wird damit zum Attribut des Kirchenapparats. Der Wertbestand der Kirche wird mit der unheiligen Ordnung staatlicher Herrschaft ausgesöhnt, denn die Kirche wird zum »gemischten«, d.h. gute und schlechte Teile umfassenden Körper.

Augustin fordert die römische Staatsgewalt zum Einschreiten auf. Im Zentrum seiner Briefe gegen die Donatisten steht der Vorwurf, daß sie die Aufstände des ländlichen Proletariats unterstützen (53f.). In der Tat artikuliert sich im Donatismus ein anderes Kräfteverhältnis zwischen den Klassen. Der militante Flügel rekrutiert sich vor allem aus ländlichen Tagelöhnern und Sklaven, die ein wirksames System gegenseitiger, auch bewaffneter Unterstützung aufbauen. Der Arbeitskräftemangel des 4. Jahrhunderts bietet einen gewissen Schutz vor grundherrlichen Gewaltmaßnahmen; vielfältige Spaltungen innerhalb der herrschenden Klassen verhindern eine konsequente Umsetzung der kaiserlichen Verfolgungsedikte. Erst als im 5. Jahrhundert durch ein neues Besteuerungssystem das grundherrliche Interesse an Arbeitskräften abnimmt (54f.), wird die donatistische Kirche zerschlagen.

Das Wort »Ketzer« kommt von den *Katharern*, den »Reinen«, jener eigentümlich weltabgewandten und doch mächtigen Sekte des 12. und 13. Jahrhunderts. Horst Kirchmeier behandelt sie als mittelalterliche Ausstiegsbewegung (63f.). Kern ihrer Lehre ist der Dualismus zwischen gut und böse, Licht und Finsternis: Die Welt ist nicht von Gott, sondern vom Satan erschaffen. Schon das Paradies ist von Beginn an verloren, auch Jesu Kreuzestod ist nicht Erlösung sondern Zeichen satanischer Welt-herrschaft. Alles Sichtbare, Irdische, Körperliche ist Sünde, also zum Beispiel nicht nur der außereheliche Geschlechtsverkehr, sondern auch das Sakrament der Ehe, nicht nur die Fleischeslust, sondern auch die Zeugung. Es gehört zur Dialektik des Ideologischen, daß diese Ausweitung in der Praxis zur Relativierung des Sündhaften führt.

Kirchmeier behandelt die Katharer als »Armutsbewegung« (65). Dagegen spricht, daß in ihrer dualistischen Lehre jegliche Perspektive eines Gottesreichs auf Erden undenkbar ist. Keine Forderung der Armen könnte sich auf sie berufen. Ich wage die

Gegenthese, daß der Katharismus, eng verflochten mit den katholischen »Unterbauten« des Engels- und Teufelsglaubens, von Beginn an quer zu den Klassen wirksam ist. Gefährlich wird er für die Herrschenden, als er sich 1165/67 in Südfrankreich als Kirche konstituiert und mit dem antipäpstlichen und antizentralistischen okzitanischen Adel verbindet. Der kirchliche Kreuzzug gegen die Katharer ist zugleich ein Raubkrieg des nordfranzösischen Adels gegen Okzitanien.

Horsta Krum befaßt sich mit den *Waldensern* — benannt nach dem Lyoner Kaufmann Petrus Waldes, der in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts seinen Besitz aufgibt, ergriffen vom biblischen Armutsgebot seine Familie verläßt und als Prediger durch die Lande zieht. In Norditalien können sie trotz Inquisition jahrhundertlang überleben, in abgelegenen Tälern bis heute. Deutlicher als die Katharer artikulieren sich die Waldenser als Bewegung von unten. Die »lombardischen Armen« sind meist Handwerker, vor allem Weber, die ihre Arbeit gemeinschaftlich organisieren und sich die Erträge als Gemeineigentum aneignen (86f.). Sie fertigen eigene Bibelübersetzungen an und verteilen sie. Unter Berufung auf die Schrift wird die Kirchenhierarchie abgelehnt. Die Gemeinden wählen ihre Prediger selbst; die Laienpredigt ist weitverbreitet. Katholische Missionare scheitern u.a. an der Qualifikation der Laien und am Widerstand der Frauen (92). — Erfolgreich ist die katholische Seite da, wo sie in ihren Bettelorden Lebensformen der Sekten übernimmt: Durch die Anerkennung der Humiliaten (1201) und vor allem der Franziskaner (1210) wird die Praxis freiwilliger Armut in die Kirche re-integriert; in den Orden dürfen jedoch nur noch von den Bischöfen zugelassene Prediger gehört werden (94). Als bedrohlich erscheinen den Herrschenden also nicht die Beispiele freiwilliger Armut selbst, sondern die theologischen Diskurse, die sie für *alle* Christen verbindlich machen und gegen den unheiligen Kirchenapparat einklagen.

Eva Schirmer behandelt die Frauenbewegung der *Beginen*, die sich zu Beginn des 13. Jahrhunderts ausgehend von den großen Handelszentren Lüttich Köln und Straßburg entwickelt. Die Überfüllung der Klöster führt zur Gründung zahlreicher »Beginnenkonvente«. Unter Leitung einer gewählten Meisterin arbeiten dort die »seßhaften Beginen«, meist Frauen begüterter Herkunft, und konkurrieren erfolgreich mit den Zünften. Das Konzil von Vienne verurteilt sie 1311 wegen ihrer pantheistischen Minnemystik und ihrer Konzeption der Selbstvergottung: Gott und Jesus sind in jedem Menschen und können ohne klerikale Vermittlung gefunden werden. Durch Askese und Armut können die Menschen Vollkommenheit erreichen, die sie zur Sünde unfähig macht. Die Vereinigung der »nackten Seele« mit Gott wird z.T. in der Sprache sexueller Verschmelzung artikuliert (vgl. 122f.), kompensatorisch zur gelebten Askese. Im Gegensatz zu den »seßhaften Beginen« gehören die »umherschweifenden Beginen« zur großen Masse der mittelalterlichen Bettlerinnen und Prostituierten. »Fast jedes Soldatenheer wurde von einem Frauentroß begleitet. Bereits dem Kreuzzug von 1180 folgten 1500 Frauen! Beim Reichstag in Frankfurt sammelten sich 800, beim Konzil von Basel (1431-1449) 1500 Frauen.« (105) Selbstvergottung ist für sie Freiheit von weltlichen und geistlichen Gesetzen. Weder Stehlen noch Prostitution sind Sünde. Verurteilt werden die umherschweifenden Beginen auch wegen ihres Bettelrufs »Brot durch Gott!«, der als aggressive Nötigung wahrgenommen wird (112f.). Beiden Strömungen, so Eva Schirmers abschließende Kritik, »fehlte der Wille — sicher auch die Möglichkeit! —, diese Welt zu verändern, das Reich Gottes zu bauen.« (116)

Milan Opocensky von der Prager Comenius-Universität behandelt die *Hussiten*. Begünstigt durch den Machtverfall des Kaisertums und des Papsttums (großes Schisma) entwickeln sie sich Ende des 14. Jahrhunderts in Böhmen als antikatholi-

sche Reformbewegung. Die Predigt wird in der tschechischen Muttersprache gehalten, die symbolische Sonderstellung des Klerus im Abendmahl (der Wein ist nur für den Priester) wird aufgehoben. Die katholische Kirche bannt den berühmten Universitätsprofessor und Prediger Jan Hus, läßt ihn nach Konstanz auf ein Konzil und läßt ihn dort verhaften und verbrennen (1415), trotz eines kaiserlichen Begleitbriefs, der ihm freie Rückkehr garantiert. Daraufhin geht der tschechische Widerstand in einen Aufstand über. Über 200 Jahre lang kann sich die hussitische Reformation gegen die kaiserlichen Truppen behaupten; erst zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges wird sie geschlagen (1620). Dieser Erfolg hängt damit zusammen, daß sich in ihr unterschiedliche Bewegungen kreuzen: der Widerstand gegen die deutsche Vorherrschaft in Wirtschaft, Staat und Kirche; der Kulturkampf für eine eigene tschechische Universität; die Aufstände der Bauern vor allem in Südböhmen und die Revolten der städtischen Unterschicht. Sobald die Bedrohung von außen nachläßt, zerbrechen die kompromißhaften Koalitionen, werden die radikaleren »Taboriten« zurückgedrängt. Leider fehlen konkrete Angaben, wieweit soziale Stellung und kulturelle Identität der Unteren in der Hussitischen Reformation tatsächlich gestärkt wurden.

Einen Überblick über die »zweite Reformation« und den in sie eingelagerten *Bauernkrieg* gibt der Beitrag von Peter Winzeler, der aus Platzgründen ausgelagert und als Sonderdruck veröffentlicht ist. Nach der Rückkehr von der Wartburg (1522) und vor allem während des Bauernkriegs (1524/25) hilft Luther, die theo-ideologische Einheitsfront der Oberen gegen die aufrührerischen Unteren zu reorganisieren. Winzeler sucht einen dritten Weg zwischen Luthers »Klassenkampf von oben« (30) und Müntzers grausam scheiternder Strategie des Aufstands. Nur Zwingli könne uns helfen, »die unglückliche Alternative 'Luther oder Müntzer?' zu überwinden« (ebd.). Denn er, der mit dem reformerischen Flügel der Bauernbewegung (z.B. Michael Gaismair) verbunden war, habe verstanden, »daß die Emanzipation der Bauern nur im Bündnis mit den Städten und — im Deutschen Reich — auch mit reformationswilligen Fürsten ... möglich war.« (Ebd.)

Seit Luthers Sendschreiben »Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern« 1525 klafft zwischen der Reformation in Deutschland und den Volksbewegungen ein Graben. Er zieht sich unausgesprochen durch die Beiträge des 2. Bandes. Mit Ausnahme des Aufsatzes von Klaus Schmidt über die englischen *Leveller* und *Digger* (38ff.) konzentrieren sie sich auf die Darstellung minoritärer Rückzugsbewegungen, die abgeschlossen in kleineren Gemeinden ein Stück Gemeinwesen zu praktizieren versuchen: Die mährischen *Hutterer* des 16. Jahrhunderts (Katrin Herrmann), die asketischen und zugleich ekstatischen *Shaker*-Kommunen im 18. Jahrhundert (Mary Prinzler), die peitistische Sonderform der *Herrnhuter Brüdergemeinde* (Eva Schirmer). Die Autorinnen suchen nach demokratischen und sozialistischen Tendenzen; die Frage, wie die religiösen Gemeinschaften mit der Entwicklung bürgerlicher Hegemonie zusammenhängen, wird nicht gestellt. Nicht zuletzt hier werden aber nach dem Dreißigjährigen Krieg die moralischen Haltungen produziert, die für den »inneren Staat« des Bürgertums konstitutiv sind: Abwehr sinnlicher Bedürfnisse, Arbeit als religiöse Pflichterfüllung, freiwillige Unterstellung unter die Obrigkeit ...

Aurel von Jüchen behandelt den *Bund der Religiösen Sozialisten* — in der Weimarer Republik die einzige kirchenpolitische Fraktion, die Verbindung zu den Organisationen der Arbeiterbewegung suchte. Der Autor selbst war bis 1933 führend beteiligt und ist es im neu aufgebauten Bund der Religiösen Sozialisten noch heute. Er analysiert das kirchliche Bündnis mit dem sich faschisierenden Machtblock des Bür-

gertums. Die christliche Botschaft ist umgewandelt in eine dualistische »Ideologie« (127). Die Bibel hingegen kenne die Verdoppelung der Welt in Himmel und Erde, Diesseits und Jenseits, Geist und Materie nicht, sondern lehre, »die ganze Wirklichkeit als die Wirklichkeit Gottes zu verstehen« (ebd.). Die religiösen Sozialisten berufen sich auf den neutestamentlichen Schlüsselbegriff »Reich Gottes« und verknüpfen ihn mit der sozialistischen Perspektive eines herrschaftsfreien Diesseits. Sie überwinden die thomistische und lutherische Soziallehre und öffnen sich den Gesellschaftsanalysen von Marx. Dies habe ihnen auch ermöglicht, als einzige kirchliche Gruppe den Herrschaftskern der Nazi-Propaganda rechtzeitig zu durchschauen (124). Leider fehlt eine Aufarbeitung ihres Scheiterns vor 1933: Die Spaltungslogik der verfeindeten Arbeiterparteien schlägt nämlich ins Innere der Organisation und reibt sie auf. Zerrissen zwischen sozialdemokratischer Tolerierungspolitik und kommunistischem Linksradikalismus hat der Bund sich selbst weitgehend zerstört, bevor die Nazis ihn 1933 auflösen. Für den Kirchenkampf nach 1933 spielt er — abgesehen von Einzelfällen (z.B. Pfarrer Rackwitz in Berlin-Neukölln; vgl. Olaf Meyers Beitrag, 135ff.) — keine eigenständige Rolle mehr, während die »steile«, jeden menschlichen Zugang zu Gott ausschließende Theologie Karl Barths zum Rückgrat kirchlicher Abwehr wird. Zu Unrecht subsumiert von Jüchen Karl Barth unter die religiösen Sozialisten (129).

Zwei aktuelle Aufsätze über den Beitrag von Christen zur westdeutschen Friedensbewegung (Martin Lotz) und zur internationalen Ausbreitung der 1971 in Chile gegründeten »Christen für den Sozialismus« (Erbel, Esch, Iken, Ramminger) beschließen den Band.

Daß Christen die Geschichte ihrer Tradition herrschaftskritisch aufarbeiten, ist selbst schon ein hoffnungsvoller Vorgang, denn das Terrain der Kirchengeschichtsschreibung ist wie kaum ein anderes idealistisch besetzt. Daraus ergeben sich jedoch Aufgaben, die über die hier unternommene Darstellung christlicher Widerstandsbewegungen hinausgehen. Überwunden werden sollte eine Herangehensweise, die sich aus der Kirchengeschichte die fortschrittlichen Rosinen herauspicks und zum Zwecke der Identifikation aufbereitet (explizit Bd. 1, 64). Auch christliche Bewegungen von unten sind widersprüchlich zusammengesetzt. Befreiungselemente sind in der Regel verwoben mit unerkannter Reproduktion der Herrschaftsverhältnisse. Nicht selten werden kirchenkritische Bewegungen auch zum Spielball konkurrierender Machteliten oder zum willkommenen Anlaß einer Effektivierung des Kirchenapparats im Zuge einer Reform von oben. Auch sind sie keineswegs bloße »Reflexe« auf Situationen verschärfter ökonomischer Ausbeutung, wie Schirmers Vorwort suggeriert (7), sondern komplexe, mehrfach determinierte Antworten verschiedener Bewegungen der »Unteren« auf hegemoniale Krisen der Herrschenden: auf Spaltungen, auf die sichtbare Dominanz des Geldes über die »Werte«, auf den Verlust interklassistischer Integrationsfähigkeit etc. Oft ist quer zum Klassen- der Geschlechterantagonismus dominant. Schließlich sollte sich eine »Kirchengeschichte von unten« nicht auf den Aufweis fortschrittlicher Sonderfälle in der christlichen Tradition beschränken, sondern die Auseinandersetzung in das gegnerische Feld der offiziellen Kirchengeschichtsschreibung tragen, d.h. den Untersuchungsgegenstand auf die Normalität der ideologischen Macht Kirche ausdehnen: auf ihre hegemonialen Fähigkeiten z.B., trotz des Bündnisses mit den Machtblöcken auch Sehnsüchte der Unteren in ihren Riten und Ideologien zu repräsentieren, und sie so in die staatlich verfaßten Klassengesellschaften zu integrieren. Das zu analysieren, ist wesentlich zur Entwicklung nicht-integrierbarer und nicht-isolierbarer Gegenstrategien in den linkschristlichen Bewegungen heute. Jan Rehmann (West-Berlin)

Soziale Bewegungen und Politik

Kofler, Leo: Aufbruch in der Sowjetunion? Von Stalin zu Gorbatschow. VSA, Hamburg 1986 (115 S., br., 16,80 DM)

Koflers Buch ist wahrscheinlich vor dem 27. Parteitag im Februar/März 1986 fertiggestellt worden. Von seinen fünf Kapiteln und 108 Seiten Text sind 60 Seiten bereits 1952 erschienen und hier mit geringen Kürzungen übernommen, weitere sechs Seiten 1967 geschrieben. 20 Seiten befassen sich mit dem Gorbatschowismus, weitere vier mit dem Unglück von Tschernobyl.

Am ausführlichsten analysiert die Schrift (1952) die Bürokratie, die sich in der Sowjetunion während der Stalin-Ära entwickelt hat und die Kofler als zweitgrößtes Problem (nach der primären Akkumulation) ansieht. Im Gegensatz zu anderen Erklärungsversuchen sieht er ihre Ursachen im Fehlen einer demokratischen Tradition und der Dezimierung der geringen demokratischen Kräfte im opferreichen Bürgerkrieg (42). Sie strebe nicht ursprünglich nach Geld und Privilegien, sondern legitimiere sich ideologisch als unentbehrliches Werkzeug von Revolution und Aufbau einer neuen Gesellschaft und Wirtschaftsordnung. In ihren führenden Schichten bestehe sie aus opferbereiten Idealisten, die subjektiv keine Privilegienreiter seien. Selbst die Notwendigkeit verstärkter primärer Akkumulation rechtfertige aber diese Bürokratie nicht; auch diese Akkumulation könne sich bei fähiger Führung und guter Erziehung in Freiheit vollziehen. Kontrolle durch demokratische Organe der Belegschaften sei besser und effektiver. Kofler befaßt sich dann mit den verheerenden Wirkungen der Bürokratie auf das geistige Leben einschließlich der marxistischen Theorie. Gegen Ende dieses Hauptteils drückt er die Überzeugung aus, daß die Entartungserscheinung des stalinistischen Terrors verschwinden werde.

Im nächsten Hauptkapitel (1967) zieht Kofler interessante Parallelen zwischen der Kulturrevolution in China 1965 und dem »Höhepunkt« der Stalin-Ära, erkennt allerdings an, daß die Kulturrevolution weit weniger brutal war als die Stalinschen Säuberungen. Auch für China sagt Kofler 1967 ein Ende der lähmenden Stagnation voraus.

Für die Politik der neuen Führung der Sowjetunion unter Gorbatschow sieht er vier Hauptmerkmale: 1. Entdogmatisierung der marxistischen Theorie; 2. Demokratisierung; 3. Dezentralisierung von Wirtschaft, Verwaltung, Wissenschaft; 4. die Sowjetunion vertritt nach der politischen Reform »zwangsläufig das Gesamtinteresse des internationalen Proletariats« (93).

Im letzten Kapitel über Tschernobyl bekennt sich der Autor zur Atomenergie; denn bei entsprechenden Investitionen in die Sicherheit und »unter der Voraussetzung der heute bereits möglichen Sicherheitsmaßnahmen (ist) das erwähnte Minimum an Gefährdung des Menschen erreichbar« (III). Diese Einschätzung der friedlichen Nutzung der Kernenergie ist heute auf der Linken selten.

In einigen Punkten möchte der Rezensent Bedenken anmelden, so bei der oben erwähnten Vertretung der Gesamtinteressen des internationalen Proletariats. Nach der Stalin-Ära, aber auch nach dem Auftreten von Interessengegensätzen zwischen sozialistischen Staaten ist das Gesamtinteresse nicht mehr so einfach zu präzisieren wie vor 1917 und muß »ausgehandelt« werden. Auch beurteile ich die Neulandkampagne von Chruschtschow als Agrarökonom positiver. — Trotz vieler interessanter Gedanken kann Kofler noch keine Analyse der neuen Entwicklung in der Sowjetunion geben. Dazu reichen an sich wichtige, ältere Arbeiten nicht aus. Die großen Veränderungen im sozialistischen Lager heben zwar die Schwäche der Arbeiterbewegung in hochindustriellen Ländern nicht auf, sind aber für die Welt und natürlich für alle

Sozialisten wichtiges Thema des Studiums und der Diskussion, über das noch viele Bücher zu schreiben sind. Das Fragezeichen im Buchtitel würde ich streichen.

Theodor Bergmann (Stuttgart)

Medwedjew, Zhores: Der Generalsekretär. Michail Gorbatschow. Eine politische Biographie. Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1986 (402 S., Ln., 39,80 DM)

Sehr umfangreiches historisches und tagespolitisches Material auswertend, hat Medwedjew die einzelnen Schritte der politischen Biographie Gorbatschows dargestellt: Geburt (1931) in einer bäuerlichen Familie in der landwirtschaftlich geprägten Steppen-Region Stawropol (der Vater war einer der ersten Traktorfahrer in einer neugegründeten Kolchose), Schulbesuch, Mähdrescherfahrer, 1950/52 Eintritt in die KPdSU als Kandidat bzw. Mitglied, 1950-1955 Studium der Rechtswissenschaften in Moskau, leitende Komsomol- und später Parteiarbeit in der Heimatregion, Zweit-/ (Fern-)Studium der Agrarökonomie nach 1962, Leiter der Landwirtschaftsabteilung des ZK der KPdSU (nach 1978), zu dessen Generalsekretär Gorbatschow im März 1985 gewählt wurde. Medwedjew, der in der UdSSR Biologie studiert hat und heute in London lebt, vermittelt auch zahlreiche interessante Hinweise auf die allgemeinen Zeitbedingungen, insbesondere auf die landwirtschaftliche Entwicklung in der Nordkaukasusregion.

Die zentrale Schwäche des Buches liegt in der sowjetologisch-subjektivistischen Methode. Immer wieder wird über die jeweiligen Personalkonstellationen, Animositäten, Protektionen, Seilschaften nachgedacht oder spekuliert, die für den politischen Auf- oder Abstieg ausschlaggebend sein sollen. Den entsprechenden Interpretationen ist von anderen Sowjetologen teilweise widersprochen worden (etwa von Boris Meissner in der *FAZ* vom 18.II.1986). Mit äußerster Akribie werden Sitzordnungen, Redner-Reihenfolgen, Zitierweisen usw. analysiert. Sogar die Ränder der Traueranzeigen werden ausgemessen — z.B. nach Tschernenkos Tod 1985: »Der Trauerrand, der die zweite Seite der Zeitungen zierte, sah irgendwie dürrftig aus. Er war einfach nur halb so breit wie die Balken, die man beim Tode von Breschnew und Andropow abgesetzt hatte — drei statt sechs Millimeter. Immerhin noch ein Millimeter mehr als bei den Todesanzeigen für altgediente Politbüromitglieder, wie den einige Monate zuvor verstorbenen Marschall Ustinow, die üblicherweise auf der zweiten Seite der Zeitungen zu finden sind.« (16)

Während Medwedjew auf einige der aktuellen innenpolitischen Neuerungen eingeht (Kampagne zur Steigerung der Arbeitsproduktivität und zur Senkung des Wodka-Verbrauchs, Wirtschafts- und Planungsreform, Veränderungen im Agrar-Industrie-Komplex), wird die Außenpolitik nur beiläufig erwähnt. Dabei hat gerade auch die durch die neue Außen- und Militärstrategie der USA verschärfte internationale Lage der UdSSR einerseits zu verstärktem Problemdruck, andererseits zu neuen Impulsen für Veränderungen und somit zum Auftauchen neuer politischer Leitungspersonen geführt. Deren Ziel ist im Innern die beschleunigte wirtschaftliche Modernisierung und die Ausweitung der verschiedenen Bereiche der sozialistischen Demokratie und Kontrolle (beide Momente sind aufeinander bezogen). In der Außen- und Sicherheitspolitik werden wichtige Elemente eines neuen Denkens und Handelns entwickelt. Die Reden und Deklarationen der Repräsentanten des politischen Lebens in der UdSSR können auch unter diesem Aspekt gelesen werden — und nicht nur unter dem der wechselnden personellen Kombinationen, auf den sich Medwedjew in weiten Passagen seines Buchs beschränkt.

Gert Meyer (Marburg)

Lehmann, Hans Georg: Öffnung nach Osten. Die Ostreisen Helmut Schmidts und die Entstehung der Ost- und Entspannungspolitik. Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1984 (258 S., br., 24.- DM)

Gegenstand dieses Buches sind die ostpolitischen Bemühungen des damaligen SPD-Bundestagsabgeordneten Helmut Schmidt in den sechziger Jahren. Er hatte 1966 eine Privatreise in die CSSR, nach Polen und in die UdSSR unternommen und dort politische Gespräche geführt. Nach Auffassung Lehmanns resultierten daraus wichtige Anstöße für eine neue Ostpolitik, die Schmidt bereits auf dem Dortmunder Parteitag der SPD im gleichen Jahr gegeben habe. Nicht Brandt und Bahr, sondern viel eher Schmidt habe die »Öffnung nach Osten« vorbereitet. Die Quintessenz des Buches lautet: »Helmut Schmidt hatte die sozialdemokratische Ost- und Entspannungspolitik konzipiert und eingeleitet. Brandt und Bahr haben sie auf dieser Grundlinie — wenn auch mit viel weitergehenden, aber gescheiterten Zielsetzungen — verwirklicht.« (184) Der Verfasser unterstellt dem ersten sozialdemokratischen Bundeskanzler, vor allem aber dessen Berater einen »Vorrang nationaler Leitmotive« (195), während Schmidt vom Grundgedanken des »Gleichgewichts« ausgegangen sei (194). Der von Brandt und Bahr postulierte »Primat der Entspannung vor der Abschreckung/Sicherheit hatte jedoch maßgeblich dazu beigetragen, daß die Sowjetunion zunächst 'vorrüsten' konnte und die NATO später 'nachrüsten' mußte. Wenn Schmidt einer der 'Väter' des NATO-Doppelbeschlusses war, dann gehörten Brandt und Bahr ungewollt zu seinen Stammvätern.« (196)

Hans Georg Lehmann, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Bonn, ist durch Arbeiten über die Agrarpolitik der deutschen Sozialdemokratie vor 1914, über die Oder-Neiße-Linie, über die Ausbürgerungspolitik des deutschen Faschismus, außerdem durch eine »Chronik der Bundesrepublik Deutschland 1945/49-1981« mit hohem Gebrauchswert bekannt und ausgewiesen. Als Privatarchivar Helmut Schmidts seit 1978 hat er sich kurz nach dem Beginn der Raketen-Stationierung mit diesem Buch auf ein Feld verleiten lassen, das ihm sonst fremd ist: in die parteipolitische Kannegießerei, verbunden mit Intimitäten des Fotoalbums: »Die knapp bemessene Zeit reichte noch, das berühmte Prager Theater kennenzulernen, z.B. auch ein Pantomimen-Ensemble.« (30) An Verrissen unmittelbar nach Erscheinen des Bandes hat es denn auch nicht gefehlt. Aus größerem zeitlichem Abstand treten jedoch auch Vorzüge hervor. So weist Lehmann z.B. mit Recht daraufhin, daß die Politik der »Öffnung nach Osten« auch eine konservative Wurzel hat: er nennt als Vorläufer nicht nur Schmidts Erkundungen, sondern auch »Pläne Brentanos«, »Vorschläge Globkes und Adenauers«, die Politik des Außenministers Schröder und Impulse der Großen Koalition mit dem Kanzler Kiesinger (182). Dem wird nachgegangen werden müssen, auch unter dem operativen Gesichtspunkt, daß eine Friedenspolitik, die sich ausschließlich auf die Linke stützt, in einer zugespitzten Gefahrenlage wohl zu schwach fundamentiert ist. Ein solches Ergebnis wird möglich auf Grund der soliden Recherche und Dokumentierung, die den Wert des Buches ausmacht und die von den aktuellen Wertungen, welche der Verfasser vornahm, abgelöst werden kann.

Georg Fülberth (Marburg)

Tatz, Jürgen (Hrsg.): Ist der Frieden noch zu retten? Die Abschreckung und ihre Alternativen. Athenäum Verlag, Frankfurt/M. 1986 (301 S., br., 29,80 DM)

Der Sammelband vereint 23 Beiträge mit einem 14 Seiten langen Glossar friedenspolitisch relevanter Begriffe von »ABC-Waffen« bis »Ziviler Ungehorsam« und ist in vier Abschnitte gegliedert. Der erste, »Das Abschreckungssystem«, bringt allgemeine Kritiken der gängigen strategischen Doktrin mit detaillierten Informationen

über SDI, EVI, Entwicklung der Bundeswehr, Rüstungskontrolle und Zivilschutz. Im zweiten geht es um Rüstungsindustrie und Rüstungsexporte. Im dritten werden Versuche kritisiert oder vorgetragen, welche die »Überwindung des Abschreckungssystems« anstreben — von Sicherheitspartnerschaft und Abrüstungspolitik über Vorschläge zu defensiver Verteidigung bis zu solchen für zivilen Widerstand. Im vierten wird über gesellschaftliche Organisationen und Bewegungen berichtet, welche die Friedensbewegung tragen und zum großen Teil auch ausmachen — von den Kriegsdienstverweigerern über pazifistische bis zu kirchlich orientierten Gruppen.

Es ist dem Herausgeber gelungen, viele der führenden Köpfe der Friedensbewegung zu veranlassen, Positionen oder Zusammenhänge knapp und auf geringem Raum darzustellen. Im einzelnen sind die Beiträge selbstverständlich unterschiedlich. Aber die einführende Verlautbarung vom sicheren Ort des Rechthabens, die Petra Kelly geschrieben hat — »wir wissen« (19), »wir warten noch immer« (21), »im Fall Neuseelands haben wir ... sehr viele Hoffnungen« (25), »wir begrüßen Bewegungen wie Solidarność« (26) — steht stilmäßig allein und würde nüchternere Leser zu Unrecht abschrecken. Die meisten Beiträge sind informativ und gut belegt; etwa Ulrich Albrechts Ausführungen zur Rüstungsforschung, in denen er zu der These kommt, daß in der Entwicklung der neuen Technologien der Unterschied zwischen zivil und militärisch (der ja erst wenige Jahrhunderte alt ist) aufgelöst wird; Michael Brzoskas Präzisierungen zum Rüstungsexport, der zwar 6 % des Handels mit der Dritten Welt ausmacht, von dem in der Bundesrepublik jedoch nur 35000 bis 40000 Arbeitsplätze abhängen (136); oder Hans-Günter Brauchs gradualistische Darstellung von Abrüstungspolitik, die zu dem nachdenklichen Ergebnis kommt: »Einseitige Abrüstungsvorschläge, die die weltpolitischen und innenpolitischen Rahmenbedingungen ausklammern, leisten keinen konkreten Beitrag.« (Ebd.) Theodor Ebert führt seine Forschungen über soziale Verteidigung weiter und untersucht z.B. Kombinationsmöglichkeiten mit defensiver Verteidigung. Wolf-Dieter Narr bietet eine sehr informative Geschichte der Friedensbewegung in der Bundesrepublik. Alle Beiträge zu nennen, fehlt der Raum.

Das Buch ist für alle sehr empfehlenswert, die sich über die Friedensbewegung und ihre Positionen knapp und zuverlässig informieren wollen. Als Lernbuch der Friedensbewegung selber ist es nicht genauso gut, da Beiträge aus gegnerischer Sicht fehlen — wer dazugehört, fühlt sich bestätigt, braucht sich aber mit Argumenten anderer nicht auseinanderzusetzen und lernt also auch nicht, mit deren Positionen umzugehen.

Hans-Heinrich Nolte (Hannover)

Koch, Friedrich: Sexuelle Denunziation. Die Sexualität in der politischen Auseinandersetzung. Syndikat Verlag, Frankfurt/M. 1986 (223 S., br., 29,80 DM)

Das kapitalistische Konkurrenzprinzip prägt auch die allgemeinen Verkehrsformen, wie Max Weber an der calvinistischen Askeseformation zeigte. Aber erst im 19. Jahrhundert bildete sich unter dem Begriff des Viktorianismus eine rigide, dichotome Sexualmoral heraus. Das Bordell wurde zum Spiegelbildlich verkehrten Muster der sozialen Szene, die sich selbst durch Pruderie stabilisierte. Im Südseewort »Tabu« ist die sexuelle Verdrängung nachhaltig festgeschrieben, das Obszöne erst geschaffen worden. Alle bisherigen Emanzipationsbestrebungen haben diese Fixierung nicht endgültig aufbrechen können. Noch immer läßt sich mit dem sexuellen Verruf Macht ausüben, wirkt er als anderes Mittel der Durchsetzung des kapitalistischen Konkurrenzprinzips.

Der Hamburger Erziehungswissenschaftler Koch knüpft mit Recht an ein unverändert aktuell wirkendes Wort von Heinrich Heine an: »Sonderbar! Und immer ist es

die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle schlechten Subjekte ihre Angriffe beschönigen! Sie greifen uns an, nicht aus schäbigen Privatinteressen, nicht aus Schriftstellerneid, nicht aus angeborenem Knechtsinn, sondern um den lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten.« Koch geht es um den Nachweis, daß die Technik der sexuellen Denunziation nicht — wie naiv erwartet werden könnte — auf rechte Gruppierungen beschränkt bleibt. Er zeigt, daß alle Verbände bis hin zur erklärten Linken sich des Mittels bedienen, sobald sie sich davon Vorteile erhoffen: Um einen Konkurrenten zu erledigen, wird er zur *persona non grata*, zur unerwünschten Person oder gar zur Unperson verändert. Wahlkämpfe mit ihren perfiden Praktiken bieten entsprechende Belege.

Koch durchleuchtet systematisch mehr als ein halbes Jahrhundert deutscher Geschichte und legt Konstanten gesellschaftlichen Verhaltens offen. Er beginnt mit der faschistischen Periode und weist zunächst nach, wie Hitler sich zweier vermeintlicher Gegner durch deren Stigmatisierung als Homosexuelle entledigte: 1934 ließ er den Stabschef der SA, Ernst Röhm, ermorden; 1938 war es der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Werner von Fritsch, der zum Hindernis für die imperialistische Politik geworden war. Koch zeigt ferner, wie die Faschisten rückwirkend die Weimarer Republik sexuell kriminalisierten und wie der Antisemitismus in hohem Maße mit sexuellen Antisymbolen durchwirkt war. Nach dieser Vorgeschichte wird die Praxis der sexuellen Denunziation in der Bundesrepublik unersucht. Die bisher letzte homosexuelle Stigmatisierung aus politischen Motiven (General Kießling) leitet in eigentümlicher Weise zum Generaloberst von Fritsch zurück, der ebenfalls einem mächtigen Mann schlicht unbequem war.

Schon der von Koch hergestellte zeitgeschichtliche Zusammenhang vermittelt wichtige Denkhilfen. Koch hat sein Belegmaterial sorgfältig aufbereitet und stellt es kategorial differenziert vor; dazu gehören die Begriffe zerrüttete Ehe und Familie, Werteverfall, Liberalisierung und Homosexualität. Er strukturiert kundig das Chaos der Fakten. So lassen sich die Verkehrsformen einer Gesellschaft ausmachen, denen die Herrschaftsfigur weiterhin ihr Gepräge gibt.

Hans-Jochen Gamm (Darmstadt)

Kalpaka, Annita, und Nora Rätzhel (Hrsg.): Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Verlag Express Edition, West-Berlin 1986 (128 S., br., 10,- DM)

Die Beiträge kreisen das Thema »Rassismus und kulturelle Identität« ein, über das die Verfasser/innen in der Hamburger Initiative »WIR — Internationales Zentrum« gearbeitet haben. Anknüpfend an die Kampagne der DGB-Jugend »Mach' meinen Kumpel nicht an!« und das massenhafte Interesse an Wallraffs Enthüllungen aus der Welt der ausländischen Arbeiter tragen sie dazu bei, »die Position zu stärken, die meint, daß das 'Ausländerproblem' in Wirklichkeit ein Problem der Deutschen ist, und die der Auffassung ist, die politische und kulturelle Autonomie der Einwanderer, die Selbstorganisation, müsse auf allen Ebenen gefördert werden« (8). Ihre Bemühungen verdienen besonderes Interesse, weil sie sich nicht damit zufriedengeben, objektive Umstände (Arbeitslosigkeit, Krise usw.) namhaft zu machen. Sie fragen, »wie und weshalb man/frau als handelndes Individuum rassistische Verhaltensweisen 'braucht' und sie reproduziert bzw. stabilisiert« (8). Das erhöht die analytische Kraft und die Praxisrelevanz ihrer Untersuchung.

Der erste Teil versammelt Beiträge zum Thema »Kultur und Ideologie« und seiner Beziehung zum »Rassismus«. Als »Rassismus« verstehen sie einen »Mechanismus, der bei uns allen funktionieren kann, unabhängig von der ethnischen Zugehörigkeit,

unabhängig davon, ob man selber Opfer von Diskriminierung und Rassismus ist« (ebd.). Herbert Evens Thesen »Zur Erklärung der Ausländerfeindlichkeit« stehen zusammen mit erläuternden Auszügen aus seinem Buch »Soziologie der Ausländerfeindlichkeit« (1984: zusammen mit Hoffmann) am Anfang des Bandes. Er geht vom »Wandel der Bundesrepublik zu einer multikulturellen Gesellschaft« (15) aus und erklärt Ausländerfeindlichkeit als eine Art regressiver Abwehrreaktion, als »den Versuch mit der Restauration einer monokulturellen Gesellschaft die bisherige kollektive Identität zu verteidigen« (16). Er fordert eine »Deutschenarbeit«, um in bewußter Anstrengung »die ausländerfeindlichen Gehalte unserer Identität in der theoretischen Beschäftigung wie in der praktischen Arbeit freizulegen und damit der Kritik zugänglich zu machen« (18). Meral Akkent entwickelt die polemische Problemstellung: »Sind deutsche Frauen emanzipiert und türkische unterdrückt?«, indem sie Gemeinsamkeiten von deutschen und türkischen Frauen herausarbeitet. Die dokumentierte produktive Diskussion zu diesem Referat macht schlagend begreifbar, was »Kulturrassismus« (28f.) ist, und wie er auch noch durch die Köpfe Wohlmeinender spukt — wenn nicht wirklich kritisch daran gearbeitet wird.

Im zentralen Beitrag des Bandes plädieren die beiden Herausgeberinnen für die Begriffe »Rassismus« und (nur analytisch davon zu trennen) »Ethnozentrismus« als Instrumente, um die Erscheinungen von Ausländerfeindlichkeit zu durchdringen. Sie zeigen insbesondere, daß und wie »Rassismus die soziale Konstruktion von 'Rasse' ist« (39), die es ja als humanbiologische Realität (hartnäckigen — und auch unter gebildeten Linken anzutreffenden — rassistischen Vorurteilen zum Trotz) nicht gibt. Sie überwinden besonders die Vorstellung von Rassismus als einem bloß manipulativ erzeugten »falschen Bewußtsein« und machen kenntlich, welche »Funktion de(r) Rassismus auf die 'freiwillige Einordnung' in Herrschaftsverhältnisse« hat (39f.). Gestützt auf die Thesen des Projekts Ideologie-Theorie (PIT) gelingt ihnen dann mit der Analyse von Leserbriefen und Parteiprogrammen ein wichtiger Beitrag zur Untersuchung der Funktionsweise der Entgegensetzung von »deutscher Identität« und »türkischer Identität« im ideologischen Haushalt der Deutschen (46ff.). Sie arbeiten weiter die »Besonderheit des Rassismus gegenüber anderen ideologischen Vergesellschaftungsformen wie z.B. Sexismus« heraus, und unter der sprechenden Überschrift »Die vielen Seiten eines Kopftuchs« entwickeln sie im zweiten Teil ihres Aufsatzes eine differenzierte Kritik vorliegender Ansätze mit emanzipatorischem Anspruch. Sie kommen zu einem überzeugenden Plädoyer für eine »linke Politik«, die auf der Seite der Deutschen »mit der Kolonialhaltung gebrochen hat« — und für eine selbstbewußte Selbstorganisation auf seiten der Einwanderer, die »die Einwandererkolonie und die darin zu entwickelnde Einwandererkultur« als notwendige Voraussetzung hat (90).

Im zweiten Teil geht es unter dem Titel »Lernen — Einordnung« um »Ethnozentrismus in der Schule« (Heidrun Czock) und die Gefahr des Muttersprachverlustes beim Erwerb der neuen Sprache sowie die Notwendigkeit einer zweisprachigen antirassistischen Erziehung (Jochen Rehbein). Auch hier werden durch die dokumentierte, prägnant zusammengefaßte Diskussion der Beiträge die Probleme sowohl in ihren Voraussetzungen wie in ihrer praktischen Relevanz näher erschlossen. Am Beispiel einer — in der Tat problematischen — Karikatur Rainer Hachfelds illustriert ein Anhang das Problem des Rassismus; hinzu kommt ein Literaturverzeichnis.

Zwei Fragen, denen sich der Band allerdings nicht stellt, bleiben aus theoretischer Sicht offen: Wäre nicht gerade der Fall der Einwanderer und ihrer Kinder — oder eigentlich der Reaktionen vieler Deutscher auf sie — ein besonders geeigneter Anlaß, das Konzept der Identität als strukturierendes Moment einer bestimmten Subjekt-

konstitution zu hinterfragen; vor allem, um der Frage nachzugehen, wie sich Handlungsfähigkeit mit Prozessen der Des-Identifizierung (Pêcheux) verträgt? Müssen wir nicht als Bundesdeutsche, die heute über unseren Rassismus sprechen, an ihm kritisch zu arbeiten versuchen, uns zugleich immer daran erinnern, wie zentral und durchgreifend ein vielleicht anderer Rassismus noch unsere Elterngeneration als Subjekte bestimmt hat: als Täter, »Mitläufer« oder zumindest Nicht-Abwender des schrecklichsten Rassenmordes der Geschichte; liegt hierin nicht auch ein wichtiger Grund, die Bundesrepublik als eine multikulturelle Gesellschaft gestalten zu wollen, die bessere Voraussetzungen für eine radikale Demokratie bietet?

Frieder Otto Wolf (West-Berlin)

Benard, Cheryl, und Edit Schlaffer: Viel erlebt und nichts begriffen. Die Männer und die Frauenbewegung. Rowohlt Verlag, Reinbek 1985 (266 S., br., 24,- DM)

Frauen und Männer sind verschieden, auch der »neue Mann« hat noch alte Verhaltensweisen. Beziehungen zwischen den Geschlechtern sind häufig problematisch. Männer üben Gewalt gegen Frauen aus, Frauen warten auf Männer und lassen sich zuviel gefallen. Auf diese Aussagen läßt sich das Buch zusammenfassen. Die Autorinnen sammelten Beziehungsgeschichten, bearbeiteten Literatur (65ff.) und Kongreßmaterialien, protokollierten Gruppengespräche und Erfahrungen mit männlichen Kollegen aus dem universitären Bereich. Die Auseinandersetzung mit »Beziehungsfragen« erschöpft Benard/Schlaffer sichtlich und mündet in dem Aufruf: »Stop! der Beziehungsdiskussion« (264). Sie fordern: »Beschränkung der Beziehungsdiskussion auf das Minimum. Denn das Leben ist hart genug« (266).

Die immer neu anhebenden Beziehungsgeschichten sind auch für Leserinnen ermüdend, denn jedes Mal wird die Hoffnung geschürt, daß das nächste Fallbeispiel mit der Lösung von Problemen enden wird, und jedes Mal bleibt Ratlosigkeit.

Benard/Schlaffer lassen sich von der Frage leiten: Was wollte die Frauenbewegung und was erreichte sie? Die Autorinnen zählen sich nicht dem Subjekt zugehörig, das sie untersuchen; fast automatisch machen sie so Aussagen über einzelne, vereinzelte Frauen. Der fehlende eigene politische oder theoretische Bezug zur Bewegung ergibt einen — unbeabsichtigten — männlichen Standpunkt, der — von Frauen eingenommen — zynisch wird: »Eine verliebte Frau kann man weichkriegen. Ein mitleidiger Mensch läßt sich erweichen. Ein Schnitzel wird weichgeklopft. Fernschwäche wird kuschelweich bei 30 Grad. Der neue Mann ist weich, kuschelweich. Ein Softie« (44). Den roten Faden der Frauenbewegungs-Geschichte bilden Männer. Ihr Verhalten, ihre Veränderungen geben nach Ansicht der Autorinnen Auskunft über die richtigen Ziele und Strategien der Bewegung. Diese Herangehensweise war bisher für das Verhältnis von Mutter und Kind reserviert: Die Entwicklung des Kindes, seine guten und schlechten Seiten wurden auf den mütterlichen Einfluß zurückgeführt. Benard/Schlaffer unterstellen der Frauenbewegung ein Ziel, das diese nie explizit hatte: Die Befreiung aller Männer aus ihren Typisierungen. Genau umgekehrt argumentieren Feministinnen: Selbstveränderung und *Gesellschafts*veränderung müssen politisch zusammengebracht werden. Männer — als konkrete Personen — treten in diesem Zusammenhang als Gegner oder Träger des Patriarchats auf. Vollkommen losgelöst von konkreten Herrschaftsverhältnissen betrachten Benard/Schlaffer »die Männer« und »die Frauen« und stellen — nicht ohne Erstaunen — fest: ersteren geht es immer noch gut, während Frauen sich quälen. Die Untersuchungsanordnung bringt also nicht weiter, aber es gelingt ihr die Verkehrung von Subjekten und angestrebten Zielen. Die »Befreiung der Frauen« wird als Ser-

viceleistung für Männer abbildbar: »Der neue Mann wünscht sich eine Frau, die ihn nichts kostet und für die er nicht verantwortlich ist, die ihm gar keine Einschränkungen seiner — vor allem sexuellen — Freiheit auferlegt, die ungehemmt ist und ihn nicht mit irgendwelchen Bedenken über Abtreibung, Mehrfachbeziehungen u.ä. belästigt« (12).
Sünne Andresen (Hamburg)

Thielen, Helmut: Agrarreformen in Lateinamerika zwischen Ökonomie und Ökologie. Modellfall Nicaragua. Verlag Haag und Herchen, Frankfurt/M. 1985 (518 S., br. 38,- DM)

Das umfangreiche Werk über die bisherige und über eine mögliche Entwicklung der Agrarverhältnisse in Lateinamerika und insbesondere in Nicaragua hat sowohl eine praktisch-informative als auch eine theoretisch-orientierende Bedeutung. Es ist in zwei Hauptteile gegliedert. Teil 1 behandelt die Agrarprobleme in Lateinamerika überhaupt und in Nicaragua als Fallbeispiel im Überblick. Teil 2 erörtert eingehend theoretische Möglichkeiten und praktische Ansätze einer ökologischen ländlichen Ressourcenbewirtschaftung in Nicaragua.

Man kann mit Hilfe des Buches zunächst lernen, wie die Land- und Viehwirtschaft als der immer noch strukturtypische Sektor der gesellschaftlichen Produktion im unterentwickelten Lateinamerika überhaupt und in Nicaragua als Beispielfall organisiert ist, daß die Unterdrückung und Verelendung der kleinen Bauern und der landlosen Landbewohner eine Grundlage der gesamtgesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse bzw. ihre Befreiung eine Grundlage des demokratischen Aufbaus in Nicaragua ist und daß die herkömmlichen Muster der land- und viehwirtschaftlichen Bodennutzung ökologisch zerstörerisch und Ausdruck einer an in- und ausländischen Kapitalinteressen ausgerichteten Produktionsweise sind, die einer revolutionären Entwicklungsstrategie für die Gesamtwirtschaft entgegenstehen. Dieses Erfahrungswissen wird in Teil 1. nach einer nützlichen Vorklärung agrarwissenschaftlicher Grundbegriffe, zunächst in Gestalt eines Überblicks über agrarische Eigentums- und Arbeitsverhältnisse und die Funktionen des Agro-Businesss sowie über Entwürfe und Ansätze (Mexiko, Chile) bzw. die Verwirklichung (Kuba) von Agrarreformen in Lateinamerika überhaupt vermittelt; es wird durch eine Darstellung des Gangs der Agrarreform in der sandinistischen Revolution bis 1985, die auch auf die Vorgesichte eingeht, konkretisiert. Dieser letzte Abschnitt von Teil 1 wird durch eine Vielzahl nützlicher Darstellungen wesentlicher Verhältnisse und Kennziffern in schematischer, tabellarischer und grafischer Form ergänzt. Teil 2 informiert darüber hinaus über die territorial gegebenen Naturpotentiale Nicaraguas sowie die Muster ihrer bisherigen und gegenwärtigen siedlungs- und infrastrukturellen sowie ökonomischen Nutzung; diskutiert die Strategie einer ökologischen, standortgerechten Agrarproduktion in ihrem Verhältnis zu den agrarreformerischen Zielen der Sandinistas, deren Agrarreform eine ökologisch reflektierte agrarische Ressourcennutzung »in geradezu idealer Weise ermöglicht« (404); und berichtet schließlich über konkrete Institutionen, Programme und Projekte einer ökologisch orientierten ländlichen Ressourcenpolitik im neuen Nicaragua, was alles durch ausführliches Karten- und Datenmaterial illustriert wird. Schließlich gibt es noch einen ausführlichen Literatur- sowie einen Dokumenten- und Adressen-Anhang.

In seiner theoretisch-orientierenden Funktion erbringt das Buch Helmut Thielen wichtige Leistungen sowohl zur Erhellung des Zusammenhangs von ökonomisch-sozialer Verfassung und technisch-ökologischem Gehalt von Land- und Viehwirtschaft unter den Bedingungen kapitalistischer Unterentwicklung als auch für die Theorie des Verhältnisses dieser beiden Momente von Produktionsweisen in Systemen ge-

sellschaftlicher Produktion überhaupt. Für die lateinamerikanischen und nicaraguensischen Verhältnisse wird zunächst überaus deutlich, daß die durch kapitalistische Unterentwicklung gekennzeichnete Ökonomie und die durch produktionstechnische Potentialzerstörung gekennzeichnete Ökologie über die land- und vichwirtschaftliche Flächennutzung in den lateinamerikanischen Entwicklungsländern, wenn auch in landestypischen Mustern, eng zusammenhängen. Die bornierte Exportorientierung des agrokapitalistischen Systems der Somoza-Dynastie mit ihren verheerenden Schadensfolgen für die Nahrungsmittelversorgung der Bevölkerung und für das Nutzungspotential der Böden sind hierfür ein krasses Beispiel. Daß planvoller Ressourcenschutz und eine dementsprechende Ressourcennutzung von Anfang an zu den Zielen der antisomozistischen Koalition gehörte, ist daher kein Zufall. Auf dem Hintergrund dieses Sachverhalts ist die am Fallbeispiel Nicaraguas bis in einzelne Umnutzungsvorschläge hinein erläuterte These des Verfassers plausibel, daß in der Agrarwirtschaft (als wesentlichem Bereich der Gesamtwirtschaft) die durchgreifende Veränderung der Eigentums- und Arbeitsverfassung wie die schonende Entwicklung der Bodennutzung (durch »konventionelle« wie durch »spezifisch ökologische Methoden und Technologien der Produktivitätssteigerung«) Hand in Hand gehen und durch die Bevölkerung selbst in »demokratischer Selbstbestimmung innerhalb gesellschaftlicher Rahmenplanungen« entwickelt werden müssen (12). Eine entsprechende Erweiterung des Begriffs des standortgerechten Landbaus, der die affirmative Fixierung an gegebene Agrar- und Weltwirtschaftsstrukturen transzendiert, ist die Konsequenz (392ff.). Helmut Thielen zeigt, daß die Ansätze zu einer derartigen Entwicklung der Land- und Viehwirtschaft unter den gegenwärtigen Bedingungen des unerklärten Krieges der USA und ihrer Söldner gegen das demokratische Nicaragua starken Beschränkungen unterliegen (diese sind anscheinend noch wesentlich schwerwiegender, als es dem Verfasser bei der Herstellung des Buches 1985 klar war), und er vertritt die Auffassung, daß »diese gleichen Zwänge eine umgekehrte Dynamik in Richtung Nutzung von ökologisch angepaßten Verfahren, sobald auch ihr ökonomisch-politischer Erfolg auf der Hand liegt und erkannt wird«, entfalten werden (404) — was einstweilen allerdings nur eine (freilich sehr wichtige und auch auf die Produktionsweise entwickelter sozialistischer Gesellschaften übertragbare) Hypothese ist.

Hinsichtlich einer allgemeinen Theorie gesellschaftlicher Produktionsweisen vermittelt das Buch die äußerst nützliche, unter den Bedingungen hochindustrialisierter Gesellschaften oft verdrängte Einsicht, daß die ökonomisch-sozial geformten Arbeitsverhältnisse einer Gesellschaft stets auch technisch-ökologische Beziehungen zwischen Mensch und Natur beinhalten und diese prägen, wobei diese anthropogen-naturalen arbeitsvermittelten Beziehungen zwischen menschlicher und außer-menschlicher Natur wesentlich über die Flächen eines Wirtschaftsgebietes vermittelt sind und daher auch raumbezogen untersucht werden müssen. Für den Entwurf von Strategien einer ökonomisch-sozial wie technisch-ökologisch fortschrittlichen Entwicklung gesellschaftlicher Arbeit ist — für die Verhältnisse in hochentwickelten ebenso wie in unterentwickelten kapitalistischen Ländern — die territoriale Konkretisierung von Reformkonzepten von grundlegender Bedeutung, wie auch Thielens modellhafte theoretische Überlegungen zur ökologischen Ressourcenbewirtschaftung in Nicaragua (409ff.) eindringlich zeigen. Sein Buch ist für jeden wichtig, den solche Strategien interessieren — sei es für die praktische Unterstützung von Befreiungsbewegungen in der »Dritten Welt«, sei es für die theoretische Erarbeitung neuartiger Entwicklungsmöglichkeiten der gesellschaftlichen Arbeitsverhältnisse in unserem Land.

Karl Hermann Tjaden (Kassel)

Verfasser/innen

A: =Arbeitsgebiete; V: =Veröffentlichungen M: =Mitgliedschaften

Achelpöhler, Wilhelm, 1961: studiert Jura an der Univ. Münster

Andresen, Sünne-Maria, 1958; Dipl.-Soz.: wiss. Mitarbeiterin am Wissenschaftszentrum Berlin: Mitglied der *Argument*-Frauenredaktion. V: *Subjekt Frau*, AS 117 (Mitautorin, 1985); *Der Widerständigen Lähmung*, AS 130 (Mitautorin, 1986). A: Vergesellschaftung von Frauen, Frauen und Politik. M: HBV

Auernheimer, Georg, 1939: Prof. für Erziehungswissenschaft an der Univ. Marburg. Mithrsg. der Zeitschrift *Demokratische Erziehung*. A.: Bildungs- und Erziehungsbegriff, Unterrichtstheorie, Ausländerpädagogik. M: GEW, BdWi

Bergmann, Theodor: siehe *Argument* 162

Blanke, Horst Walter, 1954; wiss. Mitarbeiter an der Ruhr-Univ. Bochum. V: *Von der Aufklärung zum Historismus* (Mithrsg., 1985). A: Geschichte der Geschichtswissenschaft, Geschichtstheorie. 18. Jahrhundert. Geschichte und Film

Boni, Manfred: siehe *Argument* 161

Dümling, Albrecht, 1949: Dr.phil., Kritiker beim Berliner *Tagesspiegel*. V: *Eisler und Schönberg*. In: *Hanns Eisler*, AS 5 (1975); *Die fremden Klänge der hängenden Gärten. Die öfftl. Einsamkeit der Neuen Musik am Beispiel von Schönberg und George* (1981); *Läßt euch nicht verführen. Brecht und die Musik* (1985)

Franck, Norbert, 1950: Dr.phil. V: *Heil Hitler, Herr Lehrer* (Redaktion, 1983); *Zur Theoriediskussion in der Erwachsenenbildung*. In: *Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung 18* (1986); *Schulperspektiven*, AS 148 (Mithrsg., 1987). A: Bildungstheorie und -geschichte. M: AL, GEW

Fülberth, Georg: siehe *Argument* 161

Gamm, Hans-Jochen, 1925: Dr.phil., Prof. f. Erziehungswissenschaft an der TH Darmstadt. V: *Allgemeine Pädagogik* (1979); *Das pädagogische Erbe Goethes* (1980); *Materialistisches Denken und pädagogisches Handeln* (1983). A: Allgemeine Pädagogik/Historische Pädagogik

Gdaniec, Claudia, 1949; Linguistin, arbeitet in der Forschung und Entwicklung von maschineller Übersetzung; Mitglied der *Argument*-Frauenredaktion. V: *Frauensprechen und Politik*. In: *Der Widerständigen Lähmung*, AS 130 (1986). A: Feministisch-linguistische Diskursanalyse

Gransow, Volker: siehe *Argument* 162

Haug, Frigga: siehe *Argument* 161

Jehle, Peter: siehe *Argument* 162

Karl, Fred, 1947: Dipl.-Soz.; Wiss. Mitarbeiter an der Gesamthochschule Kassel. V: *Soziale Bibliotheksarbeit* (1980); *Die Bürgerinitiativen* (1981). A: Soziale Bewegungen, Soziale Gerontologie. EDV. M: GEW, BdWi

Kunsmann, Wilfried: siehe *Argument* 162

Lambrich, Hans-Jürgen, 1947: Dipl.-Päd., Doz. f. d. Primarstufe am Hess. Institut f. Bildungsplanung und Schulentwicklung. A: Soziologie der Erziehung; Schulische Lernprozesse; abweichendes Verhalten in der Schule

Lanwerd, Susanne, 1956; M.A. (Religionswissenschaft). Doktorandin an der FU Berlin. V: *Structural Conception of Myth*. In: *Common Sense I* (1987)

Maas, Ute, 1947; Dr.phil., Prof. f. Allg. und german. Sprachwissenschaft an der Univ. Osnabrück. V: *»Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand« — Sprache im Nationalsozialismus* (1984); *Kann man Sprache lehren?* (1976); *Grundkurs Sprachwissenschaft I* (1973)

Miller-Kipp, Gisela, 1942; Dr.phil., wiss. Mitarbeiterin im Fachbereich Pädagogik der Hochschule der Bundeswehr, Hamburg. A: Historische Pädagogik, Anthropologie

Neef, Rainer, 1946: Dr.phil., Hochschullehrer. V: *Krise und Konflikte in der Großstadt* (Mitautor, 1985)

Negt, Oskar: siehe *Argument* 161

Nolte, Hans-Heinrich, 1939: Dr.phil., Prof. f. Geschichte an der Univ. Hannover. V: *Die eine Welt. Abriß der Geschichte des internationalen Systems* (1982); *Ziviler Widerstand und autonome Abwehr* (Mitautor, 1984); *Weltsystem und Geschichte* (1985). A: Geschichte Osteuropas und des Internat. Systems. M: HDS, GEW

Rehmann, Jan., 1953; arbeitsloser Lehrer für Geschichte und Französisch. Mitarbeiter der Berliner Volksuni. V: *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitautor, 1986); *Faschismus und Ideologie*, AS 60/62 (Mitautor, 1980); *Die Kirchen im NS-Staat. Untersuchung zur Interaktion ideologischer Mächte*, AS 160 (1986)

Rinderspacher, Jürgen P., 1948; Dr.rer.pol., wiss. Mitarbeiter am Inst. f. christl. Gesellschaftswiss. der Univ. Münster. V: *Gesellschaft ohne Zeit* (1985); *Am Ende der Woche* (1987); *Gemeinsame Zeit* (Mithrsg., 1987)

Ripalda, José Maria: siehe *Argument* 162

Schlechtweg-Jahn, Ralf, 1960; Studium der Germanistik und Philosophie. A: *Literaturgeschichte* 12. bis 16. Jahrhundert. M: ÖTV

Schwiedrzyk, Bernd, 1938; Wiss. Dir. am Bundesinstitut f. Berufsbildung. V: *Kooperation und Blocksystem* (1980); *Lernbuch Deutsch* (Mitautor, 1980). A: *Kooperation Berufsschule-Betrieb. Betrieblicher Ausbildungsverband*. M: GEW

Sperling, Hans Joachim, 1945; Dr.rer.pol., wiss. Mitarbeiter am Inst. f. Soziologie der Univ.-GH Paderborn

Spurk, Jan, 1956; Dr.phil., wiss. Mitarbeiter am Inst. für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Univ. Münster. V: *Soziologie der französischen Arbeiterbewegung* (1986). A: *Betriebs- und Industriesoziologie. Arbeiterbewegung Frankreichs*

Suhr, Heidrun; Dr.phil., Dozentin an der University of Minnesota. V: *Englische Romanautorinnen im 18. Jahrhundert* (1983). A: *German Studies. Frauenforschung*

Tjaden, Karl Hermann, 1935; Dr.phil., Prof. an der Gesamthochschule Kassel. V: *Struktur und Funktion der KPD- Opposition (KPO)* (1983); *Soziales System und sozialer Wandel* (1978); *Energie- und Strukturkonzept für den Schwalm-Eder-Kreis* (Mitautor, 1986f.). A: *Regionalforschung. Theorie gesellschaftlicher Entwicklung*. M: GEW, BdWi

Turner, Diane ist ein Pseudonym

Wolf, Frieder Otto: siehe *Argument* 161

Wunderer, Hartmann, 1950; Dr.phil., Gymnasiallehrer

Zahl, Peter Paul, 1944; gelernter Drucker; Schriftsteller und Regisseur, lebt auf Jamaica. V: *Die Glücklichen* (Schelmenroman, 1979/86); *Johann Georg Elser. Ein deutsches Drama* (1982); *Aber nein, sagte Bakunin und lachte laut* (1983). A: *Belletristik. Aufbau eines Theaters in Ostjamaica*. M: VJS, PEN

José Carlos Mariátegui
**Sieben Versuche,
die peruanische
Wirklichkeit zu
verstehen**
Mit einer Fabelung von K. Füssel
und einem Nachwort von W.F. Haug



CEODUS-ARGUMENT

**José Carlos Mariátegui
Sieben Versuche, die peruanische
Wirklichkeit zu verstehen**

Herausgegeben von Kuno Füssel
Mit einem Nachwort von W.F. Haug

Der Peruaner J.C. Mariátegui (1894-1930) muß für den europäischen Marxismus erst entdeckt werden. Als politischer Führer und als Theoretiker der sozialen Realität Lateinamerikas trat er für einen Sozialismus ein, der sich an den Volksbewegungen als deren lebendiger Ausdruck bildet. Dies, und die Originalität und weltumfassende Perspektive seines Denkens machen ihn zum Gramsci Lateinamerikas.

320 Seiten, br., 32,- DM

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

JOURNAL FÜR SOZIALFORSCHUNG

6-7'87

- H. Platschek: Ein Aufstand der Fiktionen
 K. Scherfling: Das trojanische Kind
 S. Wackwitz: Das Hinterland der Vernunft. Drei Kinderbücher von 1954
 H. Arendt: Organisierte Schuld
 M. Jürgens: Anhaltende Zopfzeit. Über meine Großmutter, einen Text Robert Walters und Lenin
 A. Bammé, R. Genth, E. Holling, P. Kempin: Technik und Technikkritik. Wider den Frankfurter Reduktionismus
 C. Knobloch: Über die erweiterte Reproduktion der Individuen

5'87

- U. Wandrey: Rohrhydraulik und Karrieren — Ein Kamingsgespräch
 A. Bammé: Wenn aus Chaos Ordnung wird — II. Die Herausforderung der Sozialwissenschaft durch Naturwissenschaftler
 T. Neumann: Der Ausbruch einer Ketzerei.
 Hans Jörg Sandkühlers Humanismustheorie
 W. Hoegner: Der Untergang
 P. Furth: Überlegungen zu einer Phänomenologie der Enttäuschungen — III

4. Jg. 1987

2'87

- Wahlen und Wahlforschung in Westdeutschland und Österreich*
 M. Güllner: Wahlen in Westdeutschland 1987. Politikmüdigkeit oder Politikmündigkeit?
 F. Plasser/P.A. Ulram: Der reaktive Wähler. Zur Analyse der Nationalratswahl 1986
 E. Gehmacher: Das Wahljahr 1986: Welche Theorien stimmen?
 Ch. Haerpfer: Gesellschaft, Wählerverhalten und Parteiensystem. Wahlverhalten in Österreich, der BRD, Belgien und Großbritannien 1974-1987

SWS-Meinungsprofile

- Koalitionswünsche Österreich 1986/87
 Innenpolitik Österreich 1986/87

Wirtschafts- und Sozialforschung in Österreich

- G. Munduch: Zum Verhältnis von subjektiver Wirtschaftsbeurteilung und tatsächlicher Wirtschaftsentwicklung. Eine deskriptiv-ökonomische Fallstudie
 R. Horak, W. Reiter, K. Stocker: Soccer Hooliganism. Bericht über eine Studie zur Fan-Subkultur und Fußballgewalt in Österreich
 27. Jg. 1987

Erscheint monatlich (außer Juli-Aug.) — Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald — Redaktion: Michael Ben, Thomas Neumann — Einzelheftpreis 15,- DM, Abo 12,- DM + Versandkosten — Düsseldorf: Debatte, Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1

im Auftrag der Sozialwissenschaftlichen Studiengesellschaft (SWS) herausgegeben von Bernd Marin. — Redaktion: Peter Blaha, Vera Blaha, Gertrude Gugereit — Erscheint vierteljährlich. Einzelheft ÖS 95,-; DM 14,-; Sr. 14,-. Jahresabo: Einzelpersonen ÖS 300,-; für Lehrlinge, Schüler, Studenten, Wehr- und Zivildienstpflichtige ÖS 120,-; Redaktionsadresse: Maria-Theresien-Straße 9/8b, 1090 Wien

Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

L80

6'87

Kommune-Thema

Ch. Wichterich: Die allseitig verwendbare Persönlichkeit. Frauenförderung in der Entwicklungspolitik

Magazin

W. Bruckmann: Abrüstung: »Null«, »Doppel-Null« oder »leere Menge«?

P. Rieckmann, E. Jurtschitsch: Hamburg: Fundi-Tiefburg oder Ein Scherbengericht

Th. Ebermann, G. Kolodziej: Realpolitischer Fehlschlag

Ch. Semler: Seminar in Polen: Friedensarbeit jenseits der Blöcke

Aktuelles

J. Müller: Bremen im Jahre 2004. Ein Bericht aus einer neuen Zeit

K. Hauser: Die Privatform als gesellschaftliches Lösungsmuster

R. Keil: Perspektiven eines südkalifornischen Arbeitskampfes

Debatte

M. Bookchin: »Laßt das Volk entscheiden«. Jenseits des Mythos von Reform und Revolution

E. Kiltz: Zur Debatte um Mütter und Nichtmütter bei den Grünen und in der Frauenbewegung

M. Jansen: »Motherhood is beautiful«

Kultur

L. Baier: Wider die »Meisterdenker«. Blicke nach Frankreich

A. Vollmer: Unerschrocken ins Herz der Finsternis. Christa Wolfs »Störfall« — und der »eigene Roman«

5. Jg. 1987

Redaktion: M. Ackermann, G. Heinemann, M. Ibrahim-Knoke, I. Schmierer — Monatszeitschrift — Einzelheft 6 DM, Jahresabo 66 DM. — Kommune, Mainzer Landstraße 147, 6000 Frankfurt II. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postfach II 11 62, 6000 Frankfurt II

43'87

Das Eigene und das Fremde

M. Makropoulos: Über das Fremde und das Andere

S. Papecke: Das Eigene und das Fremde

J. Nieraad: Über eine neue Liebe zu Deutschland. Linkes, Postlinkes und Liberales zur nationalen Identität

R. Hesse: Weder Revisionismus noch Entmündigung. Einige Anmerkungen zur neueren Diskussion um die deutsche Identität

I. Böhme: Die anderen Deutschen

L. Rathenow: Die Zukunft der Mauer

H. Berking: Fremde Blicke. vertraute Gefühle. Körperkult als Blendwerk

O. Lorenz: Reisekultur. Horizontüberschreitung und Rückkehr

Lyrik

Zahid Farani Sheikh, Hans-Dieter Gelfert, Zvonko Plepelić, Ulrich Schacht, Klaus Stiller, Franco Biondi, Henning Heske, Gino Chiellino, Dadi Sideri, Suleman Taufiq, Said, Thomas Gruber

Prosa

Luisa Costa Hölzl: Bundesdeutscher Abend
Alban Nikolai Herbst: Kette

Richard Matthias Müller: Demontage

Gerhard Straube: Deutsch-deutsche Kindheit. Ein Ausschnitt

12. Jg. 1987

Herausgeber: Heinrich Böll + Gunter Grass, Tomas Kosua, Carola Stern, Johano Strasser, Heinrich Vormweg, Redaktion: Johano Strasser, Franziska Sperr. — L80 erscheint viermal jährlich. Einzelband 15 DM, Jahresabo 50 DM (zzgl. Versand). — L80 Verlags-GmbH, Hansstraße 63a, 5000 Köln 90

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie
und Sozialismus

6'86

M. Schneider: Die Vergangenheit, die nicht vergehen will

H. Bauch, D. Eckhardt: Wer von der Vergangenheit nicht reden will, der soll von der Zukunft schweigen

Zwischenstation in Irsee

H.-J. Vogel: Das Erbe Lassalles

P. v. Oertzen: Konfliktfelder in der Programmdiskussion

J.-P. Chevènement: Das »projet Irsee« aus französischer sozialistischer Sicht

H. Glaser: Ein aufgeblähter Schaumberg. Zum Kulturteil des Irseer Entwurfs

G. v. Schenck: Die richtigen Einsichten — aber nicht die Kraft, sie durchzusetzen?

Diskussion: Erosion in den großen Städten

K. Blessing: Sozialdemokratie und Dienstleistungsgesellschaft

H. Schengel, H. Berking, S. Neckel: Lebensstile, Politik und die Kultur des Wählens

Th. Raschorn: Ende der Volksparteien?

Wolf Biermann im Gespräch mit Günter Gaus

A.J. Wiesand: Mäzene — Sponsoren — Kulturindustrie

33. Jg. 1986

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Walter Dirks, Eugen Kogon, Heinz Kühn, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel und Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 DM zzgl. Versandkosten, Jahresabo 66 DM zzgl. Versandkosten. — Verlag Neue Gesellschaft, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2

new left review

162'86

Themes

P. Gowan: The Origins of the Administrative Elite

M. Mann: The Roots and Contradictions of Modern Militarism

F. Haug: Daydreams

A. Levine, E. Sober, E.O. Wright: Marxism and Methodological Individualism

Scanner

W. Hülsberg: After the West German Elections

G. Meiksins: War of the Worlds?

Reviews

J. Dunkerley: Mario Vargas Llosa: Parables and Deceits

J. Lewis: Abortion and the New Conservatism

Editor: Robin Blackburn. — Editorial Committee: Tariq Ali, Perry Anderson, Victoria Brittain, Patrick Camiller, Alexander Cockburn, Mike Davis, Peter Dews, Diane Elson, Norman Geras, Quentin Hoare, Oliver MacDonald, Ellen Meiksins Wood. — Erscheint zweimonatlich. — Einzelpreis Ausland 3,50 \$ Abo 15 \$. — New Left Review, 6 Meard Street, London W1V 3HR

rote blätter

7-8'87

Hochschule

Aktionen
Selbermachen-Kommentar von Thomas Harms
Möllemann in Münster
Möllemann-Plan
Bafög-Schwindel
Schöner-Wohnen-Report

Politik

Volkszählung intern
Tarifabschluß
Klitzing-Rede
China im Umbruch

Titel: Kann denn Liebe Sünde sein? Kampagnen, Klerus und Kondome

AIDS-Angst wächst schneller als Wissen
AIDS essen Seele auf
Ich weiß Bescheid ...
Ein Schweinebuch
Wir lassen keinen ungeschoren — Eine Kampagne
Zum Glück gibt es AIDS

Leben

Machismo auf Italienisch

17. Jg. 1987

SOCIALISM IN THE WORLD

59'86

P. Garegnani: Marxism and Economic Theory today
B. Horvat: The Socialist Economy
U. Herlitz: Social Development and the Case for Socialism
K. Gligorov: Socialism and the Economy in Yugoslav Society
M. Lebowitz: Contradictions in the »Lower Phase« of Communist Society

58'87

D.J. Harris: Competition, Accumulation and uneven Development in Capitalist Economies
A. Grličov: Socialism and the Economy
F. Beckenbach: Social Costs in modern Capitalism
V. Franičević: From the Socialist Political Economy to its Criticism
J. Bidet: Place des catégories juridicopolitiques dans la théorie du mode de production capitaliste

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: Manfred Conrarius (verantwortlich), Nina Kissel, Michael Rittmeier (Gestaltung). — Erscheint monatlich (außer März und August). — Einzelheft 2,50 DM, Jahresabo 24 DM. — Redaktionsanschrift: rote blätter, Postfach 2006, 5300 Bonn 2, Telefon (0228) 22 20 54. — Verlag: Plambeck & Co, Xantener Str. 7, 4040 Neufß

Editor: International Conference »Socialism in the World«, Caxton and IC »Communist«. NIP, Komunist, Beograd, Yugoslavia. Auslieferung für BRD und West-Berlin: Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65. Preise wie Argument-Sonderbände AS (ca. 300 S.)



TEXT+KRITIK

36'87

Linke Deutschlandpolitik

- G. Gaus: Berlin in Deutschland
G. Heilmann: Sozialdemokratische Ostpolitik nach Nürnberg
A. Wehr: Probleme einer zweiten Phase der Entspannungspolitik
D. Schneider: Chance oder Unglück? Die »20 Thesen« der AL Berlin im Meinungsstreit
M. Wendt: Konzepte für eine alternative Berlin Politik
H.W. Weitzen: Eigenständiges Westberlin oder elftes Bundesland? Zur Berlin-Diskussion der Alternativen Liste
A. Wehr: Zwischen allen Fronten. Zur Deutschlandpolitik der Grünen

Dokumentation

Deutschlandplan der SPD (1959)

Kritik des SPD-Programmwerfungs

- F.O. Wolf: Bruchvermeidung als Programm. Zur Irseer Ortsbestimmung der bundesdeutschen Sozialdemokratie
E. Göll: Vom »Kommunistischen Manifest« zum Irseer Programmwerfungs. 7. Neulandgespräch der SPD OWL in Bielefeld
U. Kremer: Moderner Sozialismus — Eckpunkte der Strategiebildung

Intervention: Kontroverse um Grotz

W. Michal: Hegemoniegeplapper. Antwort auf Diether Dehm

10. Jg. 1987

96 '87

Karl May

- J. Wehnert: ... und ich das einzige lebende Wesen in dieser Wildnis. Zur Innovation des Ich-Helden bei Karl May
A. Graf: Winnetou im *Criminalroman*. Aspekte zeitgenössischer Aktualität in Karl Mays frühem Roman. »Auf der See gefangen«
V. Klotz: Machart und Weltanschauung eines Kolportageerzählers. Karl Mays »Das Waldröschen«
M. Degner: Vater-Konflikt und Kolportage. Zu Karl Mays »Verlorenem Sohn«
G. Scholdt: Und ist es wirklich wahr, Sidhi, daß du ein Giaur bleiben willst? Vorläufiges über Erzählanfänge bei Karl May
H. Schmiedt: Balduin Möllhausen und Karl May: Reiseziel St. Louis
V. Neuhaus: Old Shatterhand und Sherlock Holmes
H. Vollmer: Mara Durimeh oder Die Rückkehr zur »großen Mutter«
M. Schenkel: Ecce homo! Zum heilsgeschichtlichen Friedensmythos in Karl Mays Reiseerzählung »Und Friede auf Erden!«
Ch.F. Lorenz: Von der *Messingstadt* zur *Stadt der Toten*. Bildlichkeit und literarische Tradition von »Ardistan und Dschinnistan«
R. Schweikert: Karl Mays literarische Wirkung. Ein Rundgang mit 10 Stationen
Ch.F. Lorenz u. J. Potts: Vita Karl May
J. Wehnert: Bibliographie der Werke Karl Mays
N.Ch. Hoppe: Auswahlbibliographie der Sekundärliteratur zu Karl May

Hrsg.: Detlev Albers, Heinz Albrecht, Katrin Fuchs, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Ursula Pausch-Gruber, Olaf Scholz, Klaus Thusing, Kurt Wand, Klaus-Peter Wolf, Burkhard Zimmermann. — Redaktion: J.Blume, J.Günther, F.Heidenreich, M.Karnatz, A.Wehr, H.W. Weitzen, A. Westphal. — spw erscheint 1987 in 5 Hefen mit einem Jahresumfang von 480 Seiten. — Einzelheft: 9,50 DM. Jahresabo 7,- DM zzgl. Versand. Bestellungen: spw-Vertrieb, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65

Herausgeber: Heinz Ludwig Arnold, Redaktionelle Mitarbeiter: Ingrid Laurien, Otto Lorenz und Angelika Machinell. — Erscheint jährlich in vier Hefen. — Abopreis 38 DM (zzgl. Versand). — edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

WIDERSPRUCH

Beiträge zur sozialistischen Politik

13'87

Zum 50. Todestag von A. Gramsci

Nation, Volk, Rasse

H.U. Jost: Identität und nationale Geschichte

R. Graf: Nationale Identität: eine Identität für die Linke?

W. Elfferding: Linkspopulismus

Dossier: Natur, Volk, Rasse — und die NA

Jürgmeier: Das Fremde sind wir selbst

J. Solomos: Rasse, Klasse und Staat. Zusätzliche Literaturhinweise

M. Madörin: Südafrika und die Schweiz

Dokument: Rotchina marschiert

G. Trepp: Casino-Kapitalismus international

N. Chomsky: Die US-amerikanische Globalstrategie

Diskussion

R. Nef, M. Rosenmund: Die »Nation Schweiz« und Nationalismus

W. Schöni: Nationales Interesse und Solidarität

H. Fleischer: Ethos jenseits der moralischen Form

wiener tagebuch

marxistische
monatsschrift

7-8'87

D. Jančar: Mitteleuropa zwischen Metereologie und Utopie

A. Puhar: Leben in einem Klima der Lüge

K.S. Karol: Fünzig Rubel für Stalin

A. Missiroli: DDR: Eingeschlossen in einer ökonomischen Festung

R. Rossanda: Grün und rot

J. Greenberg: Als Besatzer auf den Dächern der Kasbah

China ist ein besonderes Land. Gespräch mit Zhang Jie

G. Scheuer: Damals in Lyon

J. Tabor: In memoriam Sara N. und Jakob Israel Meissner. Die Nazikunst und die Kunstmuseen — ohne Wenn und Aber

Oliver Rathkolb: März '38. Kritische Anmerkungen zu Erich Schmidls »März '38«. Der deutsche Einmarsch in Österreich

K.-M. Gauß: Von unschuldigen Volksbräuchen. Ein »Anderl von Rinn«-Roman

6'87

Z. Antalovsky: »Wende« in der Sozialpolitik?

Die Rückkehr der PLO. Gespräch mit Ilan Halevi

Brief aus Moskau. Die arglistige Zahl

K.-M. Gauß: Claudio Magris als Erzähler

L. Spira: »Die da oben«. Polnische Stalinisten zum Sprechen gebracht

C.-W. Macke: Nachrichten eines Tages. Über Christa Wolfs »Störfall«

Herausgegeben vom Redaktionskollektiv Widerspruch: Martin Bondeli, Franz Cahannes, Peter Farago, Pierre Franzen, Urs Hansenberger, Urs Rauber, Giaco Schiesser, Jakob Tanner. — Erscheint zweimal jährlich. — Einzelheft Fr 12., im Abo: Fr 9. — Redaktionsanschrift: Redaktionskollektiv Widerspruch, Postfach 652, CH-8026 Zürich

Herausgeber: Verein »Freunde des Wiener Tagebuch«. — Geschäftsführender Redakteur: Leopold Spira. — Erscheint monatlich. — Einzelpreis ÖS 25.-; Jahresabo ÖS 230. (Ausland ÖS 280.- DM 40.-); Studenten ÖS 130.- (Ausland ÖS 200.- DM 28.-) — Verlags- und Redaktionsadresse: Belfederergasse 10, A-1040 Wien

F&T-Politik Kritik und Alternativen

Die bisher ausführlichste kritische Auseinandersetzung mit der konservativ-liberalen Forschungs- und Technologiepolitik. Eine Untersuchung des Arbeitskreises Alternative F&T-Politik des Bundes demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BDWi).

140 Seiten, DM 15.- zzgl. Porto

BdWi, Postfach 543, 3550 Marburg, Telefon 0 64 21 / 2 13 95

- * Weltraum
- * Gentechnologie
- * Rüstungsforschung
- * Umweltforschung
- * HdA
- * Energieforschung
- * Informationstechnologie
- * Friedensforschung
- * Eureka
- * F&T-Politik in:
 - * NRW, Hessen, Bayern,
 - * Niedersachsen,
 - * Schleswig-Holstein,
 - * Westberlin
- * Alternativen

Werner Fiedler · Reiner Hoffmann
Klaus Kost (Herausgeber)

Gewerkschaften auf neuen Wegen

Auf der Suche nach Alternativen
innerhalb der Gewerkschaften



Werner Fiedler, Reiner Hoffmann,
Klaus Kost (Hrsg.)

**GEWERKSCHAFTEN
AUF NEUEN WEGEN**

Die Gewerkschaften tun sich noch schwer mit einer Veränderung ihrer Politik. Doch einmal eingeschlagene Richtungen müssen auch revidierbar sein. Problemlösungen müssen auch dort gesucht werden, wo sie in experimentellen kleinen Schritten erfolgen können und die Lern- und Kontrollfähigkeit der Betroffenen beinhalten. Und alte geschlossene Weltbilder dürfen nicht länger gepflegt werden, wo sie einem neuen Management der Vielfalt im Wege stehen. Dieser Band will Diskussionen über neue Wege in und mit den Gewerkschaften anstoßen.

ISBN 3-924800-35-9
224 Seiten, DM 19,80

SP-Verlag, Deuschhausstr. 31
3550 Marburg



Summaries

Frigga Haug: Time for Us

Oskar Negt places the fight for the 35-hour-week in the great historical struggles for societal change. In her critical appraisal, F. Haug judges — using two social actors, workers and women — how seriously Negt takes the experience approach in his book. Her conclusion: the experiences of these two major actors are missing. Had they been considered, they could have freed the political demands formulated by Negt from a merely moral existence and led to practical politics.

Oskar Negt answers in form of a letter to Frigga Haug.

Jochen P. Rinderspacher: The Around-the-Clock-Society

In the future, the expansion of the time frame allowed for economic purposes will gain in significance. Such tendencies can be observed in the three sectors production, consumption, and information. If they should gain the upper hand, we may soon live in a society which is active around the clock. However, the social benefits of such a fundamental temporal reorganization of society seem dubious.

Hans Joachim Sperling: Pause: The Inner Side of Working Time

Beside the history of reduction of working time the struggle for pauses within the daily working hours always played an important role on the shop floor. In the beginning of industries the workers tried to defend their traditional time habits against factory rules and later against scientific management rules. The right to have 40 minutes rest periods a day was the result of a trade union strike in the metal-manufacturing industries in Baden-Württemberg 1973. The implementation of the pauses shows the important role of pauses enabling communication and social contacts among workers during the work day.

Frieder Otto Wolf: Getting out of the Swamp by your own Hair

This paper develops the thesis that the relative stalemate of the recent dispute on the reduction of working time in the FRG has been decisively marked by the absence of the green alternative movements from a historical rendezvous with the trade unions — and that next time, in 1990, they ought to be present if any real progress towards transformation from below is to be achieved.

Diane Turner: The Wages of Virtue

Turner takes the story of Marlene, a black working class woman, in order to illustrate forms of sexual harassment at work and subsequently to analyse the impact of slowly growing sexual and racial equality on working conditions. Sexual inequality not only undermines the effectiveness of modern industry but causes social discomfort far beyond its apparent confines and victims. Turner concludes that opposition must not be relaxed. Laws on harassment are only the first steps, the action must become unthinkable. In Marlene's case her virtue, i.e. her being a person with the power to choose and fight back, has been rewarded in an unexpected currency.

Jan Spurk: Class Constitution — A new Discussion in France

The author discusses the class question that was usual before particularly in the marxist tradition: this question (as many others) vanished with the crises of marxism. The problem of the class constitution cannot be filed with the mention »historically solved«. The article tries to find another way for a new discussion.

Volker Gransow: Amerika, Super-Amerika, Anti-Amerika

This article deals with *Amerika*, ABC's tv show about a Soviet invasion of the USA. The main question is, whether the reception of *Amerika* indicates a turnabout in political culture or not. Therefore the article concentrates not only on form and contents of the mini-series, but also on *Super Amerika* (the cultural frame of the show) and *Anti Amerika* (left and liberal criticism).

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Kofler, Leo</i> : Aufbruch in der Sowjetunion? Von Stalin zu Gorbatschow (Th. Bergmann)	613
<i>Medwedjew, Zhores</i> : Der Generalsekretär. Michail Gorbatschow. Eine politische Biographie (G. Meyer)	614
<i>Lehmann, Hans Georg</i> : Öffnung nach Osten. Die Ostreisen Helmut Schmidts und die Entstehung der Ost- und Entspannungspolitik (G. Fülberth)	615
<i>Tatz, Jürgen (Hrsg.)</i> : Ist der Frieden noch zu retten? Die Abschreckung und ihre Alternativen (H.-H. Nolte)	615
<i>Koch, Friedrich</i> : Sexuelle Denunziation. Die Sexualität in der politischen Auseinandersetzung (H.-J. Gamm)	616
<i>Kalpaka, Anita, und Nora Rätzzel (Hrsg.)</i> : Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein (F.O. Wolf)	617
<i>Benard, Cheryl, und Edit Schlaffer</i> : Viel erlebt und nichts begriffen. Die Männer und die Frauenbewegung (S. Andresen)	619
<i>Thielen, Helmut</i> : Agrarreformen in Lateinamerika zwischen Ökonomie und Ökologie. Modellfall Nicaragua (K. H. Tjaden)	620

**Fremde Nähe****Zur Reorientierung des psychosozialen Projekts
Festschrift für Erich Wulff**

Diskutiert werden die Perspektiven demokratischer Psychiatrie und kritischer Psychologie (Ongaro Basaglia, Pirella, Elgeti, Keupp, F. Haug, Pfefferer-Woif, Thom, Uhle, Weise,), die Verrechtlichung sozialer Konflikte (F. Sack) und das Spannungsfeld von Ideologie, Psychiatrie und Politik (W. F. Haug). In einem ungewöhnlichen Briefwechsel zwischen Oskar Negt und Erich Wulff werden Fragen der persönlichen Haltung und der psychiatrischen Arbeitsweise besprochen. Der Band enthält eine Bibliographie der Schriften Erich Wulffs und seinen wichtigen neuen Aufsatz: »Zementierung oder Zerspielung — Zur Dialektik von ideologischer Subjektion und Delinquenz«.

Argument-Sonderband 152
160 S., DM 18,50/15,50 f. Stud.

Argument-Rückschau

163: Geschlecht und Rassismus

V.Stolcke: Das Erbe sichern / M.Barrett, M.McIntosh: Ethnozentrismus im sozialistischen Feminismus / Türkinen in der Initiative / K.Holzcamp: »Wirkung« oder Erfahrung von Arbeitslosigkeit? / H.Thielen: Agrarreform und Ökologie in Nicaragua / F.O.Wolf: Staatliches Gewaltmonopol als Definitionsmonopol von »Gewalt« / Literaturbericht: Alternative Kommunalpolitik / Besprechungen: Philosophiedidaktik, Literatur und Revolution, Ethnologie, Religion, Erziehung und Politik, Frauen in der Geschichte

162: Untergang der Gemeinwirtschaft?

T.Bergmann, M.Krätke, F.O.Wolf, K.Novy, P.Kreisky, K.Bayer, H.Oetjen zur Krise der Gemeinwirtschaftspolitik / H.G.Conert: Revolutionäre Reform? Zu Gorbatschows Projekt / C.H.Hermannsson: Gewerkschafter lesen Peter Weiss / G.Baratta: Gramsci befreien / Rosa Luxemburg zur Volkszählung / Besprechungen: Kommunikatives Handeln, Ästhetik, Literaturtheorie, Kulturgeschichte der BRD, Soziologie in Frankreich, Computer in Schule und Betrieb, Quotierung, Frauen und Macht

161: Auschwitz ins Museum?

W.F.Haug, G.Fülberth, A.Klönne, F.O.Wolf, W.Wende-Hohenberger zur »Historikerdebatte« / Aus dem China-Tagebuch von Oskar Negt / J.C.Mariátegui: Yankee-Imperialismus in Nicaragua / G.Pollock: Feministische Kunstgeschichte und Marxismus / W.Dirks: Europa — Solidarische Großregion oder technokratische Supermacht? / Besprechungen: Evolutionstheorie, Sprache im Faschismus, Medienwirkungen, Brüche in Produktion und Gesellschaft, Mädchen in Erziehungsinstitutionen, Identität, Russische Geschichte

160: Reform der sozialistischen Länder

T.Bergmann, M.A.Lebowitz, A.Natoli, B.Gransow zur Reformfähigkeit des Sozialismus / C.Tillner: Horror-Videos / E.Wulff: Feindbilder / V.Patel: Frauenbefreiung in Indien / S.Amin: Was ist aus dem Projekt der Blockfreiheit geworden? / Girardi, Ruiz: Sandinistischer Marxismus und Befreiungstheologie / M.Jäger: Diskursanalyse zu Johannes Rau / Besprechungen: Postmodernismus, Computerlinguistik, Brecht, Kunstgeschichte, Frauen und Familie, Sowjetunion, Poulantzas

159: Gleichheit und Unterschied

F.Haug: Die Neue Frauenbewegung in Westdeutschland / C.Hoskyns: Gleichstellungspolitik und Europäische Gemeinschaft / P.Piva, Ch.Ingrao: Subjektivität der Frauen, gewerkschaftliche Macht und das Problem der Arbeit / D.Sölle: Frauen in Nicaragua / K.-H.Götze: Lacan — der Meistertaschenspieler / D.Nemedi: Subjekt, Rationalität und soziale Ordnung / Diskussion: Die Linke und Westeuropa / Besprechungen: Französische Philosophie, Psychoanalytische Literaturtheorie, Musik und Politik, Lévi-Strauss, Wohnen, Staat und Gesundheit, Politische Ökologie

158: Markt-Freiheit und Antifaschismus

F.J.Hinkelammert: Vom totalen Markt zum totalitären Imperium / H.Gollwitzer: Der 8. Mai ist nie vorbei / W.F.Haug: Deutungskämpfe um Anti/Faschismus / G.Simon: Wissenschaft und Wende 1933 / F.Haug: Interview mit Rossana Rossanda / D.Albers: Wiederentdeckung Labriolas / Diskussion: Männliche Phantasmen / Besprechungen: Massenmedien, Jugend, Psychologie und Politik, Geburtenkontrolle und Arzneimittelkonsum, Faschismus, Parteientheorie, Arbeit und Frauen

Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/579173
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel. 030/3135056
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32
Berlin 33 das europäische buch, Thielallee 32; Tel. 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 5089
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 1509
Berlin 62 Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel. 030/784001
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/720 73
Duisburg AGORA-Buchhandlung GmbH, Wallstr. 46; Tel. 0203/25 507
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/23 19 23
Frankfurt Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel. 0611/77 5082
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfestr. 77; Tel. 0611/77 73 03
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/749 34
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/4497 78
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel. 040/45 38 01
Hannover Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel. 0511/17 173
Kassel Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel. 0561/15 642
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77 704
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/42 02 14
Krefeld Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel. 02151/66 842
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24 787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63 662
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22
Münster Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel. 0251/51 414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel. 0251/44 926
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13949
Schwerte Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel. 02304/80 033
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/22 82 18
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschaugasse 7; Tel. 01/25 12 674
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01
Karlsruhe LUZIA frauen-buchladen, Viktoriastr. 9; Tel. 0721/2 54 46
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T.3, 4; Tel. 0621/2 16 63
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05
Osnabrück mother jones frauenbücher café, jahnstr. 17; tel. 0541/4 37 00
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74
Österreich Wien Frauenzimmer Langengasse 11; Tel. 0222/43 86 78